

Patricia  
Cornwell

# BLUT

Ein Kay-Scarpetta-Roman

| Hoffmann und Campe |



Die Kay-Scarpetta-Romane  
von Patricia Cornwell

*Post Mortem*

*Flucht*

*Das fünfte Paar*

*Phantom*

*Body Farm*

*Die Tote ohne Namen*

*Schuld*

*Verderben*

*Brandherd*

*Blinder Passagier*

*Das Revier*

*Dämonen*

*Staub*

*Defekt*

*Totenbuch*

*Scarpetta*

*Scarpetta Factor*

*Bastard*

*Blut*

Patricia Cornwell

# **Blut**

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Karin Dufner

| Hoffmann und Campe |

Dieses Buch ist Dir gewidmet, Staci.

Und ich hörte eine große Stimme aus dem Tempel,  
die sprach zu den sieben Engeln: Gehet hin und gießet aus  
die Schalen des Zorns Gottes auf die Erde!

*Offenbarung, 16,1*

Eiserne Gleise, rostbraun wie getrocknetes Blut, durchschneiden eine rissige Teerstraße, die tiefer ins Land hineinführt. Als ich sie überquere, schießt mir durch den Kopf, dass die Justizvollzugsanstalt für Frauen auf der falschen Seite dieser Gleise liegt, so wie die schlechteren Wohnviertel einer Stadt. Vielleicht sollte ich das als Warnung deuten und umkehren. Es ist Donnerstag, der 30. Juni, kurz vor vier Uhr nachmittags, also noch genug Zeit, den letzten Flieger nach Boston zu erwischen. Allerdings weiß ich, dass ich jetzt nicht kneifen darf.

An diesem Teil der Küste ist Georgias Landschaft recht abwechslungsreich. Düstere, mit Greisenbart überwucherte Wälder und von gewundenen Bächen durchzogene Sümpfe werden von lichtdurchfluteten Wiesen abgelöst. Schneeweiße Silberreier und Blaureier fliegen tief und die Füße nachziehend über dem brackigen Wasser. Dann wird der Wald zu beiden Seiten der Teerstraße, auf der ich mich befinde, wieder dichter. Gekräuselte Kudzu-Ranken wachsen im Unterholz und hüllen die Baumkronen mit ihren schuppigen grünen Blättern ein. Riesige Zypressen mit dicken, knorrigen Knien erheben sich aus den Sümpfen, wie prähistorische Geschöpfe auf der Jagd nach Beute. Ich habe zwar bis jetzt weder einen Alligator noch eine Schlange gesehen, bin aber sicher, dass sie dort draußen lauern und das große, weiße Ungetüm, in dem ich mich dröhnend und rumpelnd fortbewege, mit Blicken verfolgen.

Es ist mir rätselhaft, wie ich an diese Schrottlaube geraten konnte, die die Spur nicht richtig hält und nach einer Mischung von Fastfood und Zigaretten, abgerundet von einem Hauch verfaultem Fisch, stinkt. Jedenfalls ist es nicht das Auto, das ich Bryce, meinen Verwaltungschef, zu reservieren gebeten hatte. Sein Auftrag bestand darin, eine verkehrssichere, zuverlässige, mittelgroße Limousine zu mieten, vorzugsweise einen Volvo oder einen Toyota Camry mit vier Airbags und Navigationssystem. Als ich vor dem Terminal von einem jungen Mann in einem weißen Transporter ohne Klimaanlage erwartet wurde, in dem es nicht einmal eine Straßenkarte gibt, habe ich ihm mitgeteilt, dass da wohl ein Fehler passiert sein müsse. Offenbar habe man mir versehentlich ein Auto gebracht, das für jemand anderen bestimmt sei. Doch er wies mich darauf hin, dass mein Name, Kate Scarpetta, auf dem Vertrag stünde. Ich widersprach, ich hieße erstens Kay und fände es zweitens bedeutungslos, auf welchen Namen der Vertrag laute. Ich hätte jedenfalls keinen Transporter bestellt. Die Autovermietung Lowcountry Concierge Service bedaure sehr, meinte der junge Mann, der ziemlich braungebrannt war und ein ärmelloses T-Shirt, Shorts mit Tarnmuster und wasserfeste Schuhe trug. Er habe auch keine Erklärung dafür. Offenbar ein Problem mit dem Computer. Natürlich werde er mir gern ein anderes Auto besorgen, doch das würde im besten Fall bis zum Abend dauern, vielleicht sogar bis morgen.

Schwülwarme Luft weht zum Fenster herein, und der faulige, schwefelartige Geruch von verrottenden Pflanzen, Salzmarschen und Morast steigt mir in die Nase. Der Transporter ruckelt um eine sonnenbeschienene Kurve, wo sich einige Truthahngeräde gerade über einen Kadaver hermachen. Die riesigen, hässlichen Vögel mit ihren zottigen Flügeln und den nackten Hälsen flattern schwerfällig davon, während ich den starren Körper eines Waschbären umrunde. Die feuchte Luft trägt einen scharfen Verwesungsgeruch heran, den ich nur zu gut kenne. Ob Mensch oder Tier, spielt keine Rolle. Ich erkenne den Tod schon aus der Entfernung, und wenn ich aussteigen und mir den Kadaver aus der Nähe anschauen würde, könnte ich vermutlich den genauen Grund des Ablebens dieses Waschbären erkennen, den Zeitpunkt bestimmen und wahrscheinlich rekonstruieren, wie er niedergestreckt wurde und wovon.

Die meisten Menschen bezeichnen mich als Rechtsmedizinerin, doch einige halten mich für eine Leichenbeschauerin, und hin und wieder werde ich auch mit einer Polizeiärztin verwechselt. Doch genau genommen bin ich Medizinerin mit Fachgebiet Pathologie und Zusatzausbildungen in forensischer Pathologie und 3-D-bildgebender Radiologie – das heißt dem Einsatz von CT-Geräten, um das Innere einer Leiche zu untersuchen, bevor ich zum Skalpell greife. Außerdem bin ich studierte Juristin, habe den

Rang eines Colonel der Reserve bei der Air Force inne und unterhalte deshalb besondere Beziehungen zum Verteidigungsministerium. Im vergangenen Jahr bin ich zur Leiterin des Cambridge Forensic Center ernannt worden, eines Gemeinschaftsprojekts des Pentagon, des Commonwealth of Massachusetts, des Massachusetts Institute of Technology (MIT) und Harvard.

Es ist mein Fachgebiet, festzustellen, was einen Menschen umgebracht hat, sei es nun eine Krankheit, ein Gift, ein Kunstfehler, eine Schusswaffe oder ein selbstgebastelter Sprengsatz. In meinem Beruf muss ich mich stets streng an gesetzliche Vorgaben halten. Ich habe keine andere Wahl, als objektiv zu sein und klinisch zu denken. Eine persönliche Meinung oder eine emotionale Reaktion auf einen Fall darf ich mir nicht erlauben, ganz gleich, wie tragisch oder grausam die Umstände auch sein mögen. Wenn ich selbst betroffen bin, wie zum Beispiel bei dem Mordanschlag vor vier Monaten, muss ich so unerschütterlich bleiben wie ein Fels. Man verlangt von mir Entschlossenheit, Gelassenheit und Ruhe.

»Sie werden mir doch kein Posttraumatisches Stresssyndrom entwickeln, oder?«, fragte mich General John Briggs, der Chef der Armed Forces Medical Examiners, nachdem ich am 10. Februar beinahe in meiner eigenen Garage umgebracht worden wäre. »Solcher Mist passiert eben dann und wann, Kay. Auf der Welt wimmelt es von Durchgeknallten.«

»Ja, John, solcher Mist passiert eben dann und wann, und es wird nicht das letzte Mal sein«, antwortete ich, als ob alles in bester Ordnung wäre und ich den Zwischenfall bereits weggesteckt hätte, wohlwissend, dass ich in Wirklichkeit nicht so empfand. Nun will ich der Frage auf den Grund gehen, was in Jack Fieldings Leben schiefgelaufen ist. Dawn Kincaid soll den höchstmöglichen Preis für ihre Tat bezahlen: lebenslange Haft ohne Möglichkeit der Begnadigung.

Ich schaue auf die Uhr, ohne die Hände vom Lenkrad dieses verdammten Transporters zu nehmen, der offenbar an einem schweren Fall von Schüttellähmung leidet. Vielleicht sollte ich umkehren. Der letzte Flug nach Boston geht in knapp zwei Stunden. Ich könnte es also noch schaffen. Doch ich weiß, dass ich nicht in der Maschine sitzen werde. Es mag ein Fehler sein, aber mein Ziel steht fest, als habe sich ein Autopilot meiner bemächtigt, möglicherweise ein waghalsiger oder gar einer, der auf Rache sinnt. Dass ich zornig bin, steht außer Frage. Wie mein Mann Benton Wesley, forensischer Psychologe beim FBI, gestern Abend sagte, als ich in unserem denkmalgeschützten Haus in Cambridge das Essen kochte: »Man will dich reinlegen, Kay. Möglicherweise in eine Falle locken. Aber was mich am meisten besorgt, ist, dass du dir selbst ein Bein stellst. Was du als deinen eigenen Wunsch wahrnimmst, proaktiv und hilfsbereit zu sein, ist in Wahrheit nur dein Bedürfnis, deine Schuldgefühle zu beschwichtigen.«

»Ich bin nicht schuld an Jacks Tod«, widersprach ich.

»Du hast, was ihn angeht, schon immer Schuldgefühle gehabt. Du hast sowieso wegen vieler Dinge Schuldgefühle, die eigentlich nicht dein Problem sind.«

»Ich verstehe.« Ich entfernte den Panzer der gekochten Riesen- Shrimps mit einer Chirurgenschere. »Wenn ich also zu dem Schluss gelange, ich könnte an nützliche Informationen herankommen und der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen, sind das nur meine Schuldgefühle.«

»Du denkst, du müsstest alles in Ordnung bringen. Das war schon immer so. Bereits damals, als du ein kleines Mädchen warst und deinen kranken Vater gepflegt hast.«

»Im Moment kann ich eindeutig nichts in Ordnung bringen. « Ich warf die Panzer in den Müll und gab Salz in den Edelstahltopf mit Wasser, der auf dem Ceranherd, dem Mittelpunkt meiner Küche, blubberte. »Jack wurde als Junge sexuell missbraucht, und dagegen konnte ich nichts tun. Ich konnte nicht verhindern, dass er sein eigenes Leben an die Wand gefahren hat. Und nun wurde er ermordet, und dagegen war ich auch machtlos.« Ich griff nach einem Küchenmesser. »Es ist mir gerade mal gelungen, meine eigene Ermordung zu verhindern.« Als ich Zwiebeln und Knoblauch hackte, fuhr die dünne Stahlklinge rasch und mit einem Klicken über das antibakteriell beschichtete Polypropylen.

»Du solltest einen Riesenbogen um Savannah machen«, mahnte mich Benton erneut, worauf ich erwiderte, ich müsse hinfliegen, und ihn bat, die Weinflasche zu öffnen und uns beiden zwei Gläser



einzuschenken. Wir tranken und stritten weiter. Geistesabwesend stocherten wir im Ergebnis meines *mangia bene, vivi felice cucina* – Iss gut und lebe das glückliche Kochen. Doch wir waren nicht glücklich. Und das alles nur ihretwegen.

Kathleen Lawler hat ein furchtbares Leben hinter sich und verbüßt derzeit eine zwanzigjährige Haftstrafe wegen fahrlässiger Tötung in Verbindung mit Alkohol am Steuer. Inzwischen hat sie mehr Jahre hinter Gittern verbracht als in Freiheit, seit sie in den Siebzigern verurteilt worden ist, weil sie einen Jungen sexuell missbraucht hat, der später mein Stellvertreter Jack Fielding wurde. Nun ist er tot, in den Kopf geschossen von ihrem gemeinsamen Kind der Liebe, wie die Medien Dawn Kincaid nennen. Sie wurde zur Adoption freigegeben, während ihre Mutter wegen der Tat, bei der sie gezeugt wurde, im Gefängnis saß. Es ist eine sehr lange Geschichte. Bei diesem Satz ertappe ich mich in letzter Zeit ziemlich oft, und wenn ich etwas im Leben gelernt habe, dann dass eins unweigerlich zum anderen führt. Kathleen Lawlers katastrophale Vita ist ein ausgezeichnetes Beispiel, um zu illustrieren, was Wissenschaftler mit dem Ausspruch meinen, das Schlagen eines Schmetterlingsflügels könne irgendwo anders auf der Erde einen Orkan auslösen.

Während ich den dröhnenden und rumpelnden Mietwagen durch die zugewucherte, morastige Landschaft lenke, die vermutlich schon zur Zeit der Dinosaurier nicht viel anders ausgesehen hat, frage ich mich, welcher Flügelschlag eines Schmetterlings, welche beinahe unmerkliche Störung wohl Kathleen Lawler den Anstoß gegeben und den von ihr angerichteten Schaden ausgelöst haben mag. Ich stelle sie mir in ihrer fünf Quadratmeter großen Zelle mit der blitzblanken Edelstahltoilette, dem Bett aus grauem Metall und dem kleinen, mit Maschendraht abgedeckten Fenster vor, das den Blick auf einen Gefängnishof mit derbem Gras, Bänken aus Beton und Chemieklos bietet. Ich weiß, wie viele Garnituren Kleidung sie besitzt, keine »Sachen wie in der Freiheit«, hat sie mir in ihren E-Mails erklärt, die ich nicht beantworte. Nur Gefängnisuniformen, Hosen und Oberteile, jeweils zwei Stück. Sie hat jedes Buch in der Gefängnisbibliothek mindestens fünfmal gelesen und mir mitgeteilt, dass sie schriftstellerisches Talent hat. Vor einigen Monaten hat sie mir ein Gedicht über Jack geschickt.

## SCHICKSAL

*er kam als luft zurück und ich als erde  
und anfangs fanden wir einander nicht.  
(in wahrheit war es nicht falsch,  
nur eine formalität,  
die keinen von uns störte und  
auf die keiner von uns hörte).  
finger, zehen aus feuer.  
und eiskalter stahl.  
das backrohr klafft,  
es strömt das gas –  
erwartungsvoll wie die lichter eines einladenden motels.*

Ich habe das Gedicht wieder und wieder gelesen, es Wort für Wort zerlegt und nach Botschaften zwischen den Zeilen gesucht. Zunächst war ich besorgt, die düstere Anspielung auf den eingeschalteten Gasherd könnte ein Hinweis darauf sein, dass Kathleen Lawler Selbstmordgedanken hat. Vielleicht ist der Tod für sie ja so anziehend wie ein einladendes Motel, meinte ich zu Benton, der erwiderte, das Gedicht zeige, dass sie eine Soziopathin sei und an einer Persönlichkeitsstörung litte. Sie glaube nicht, dass sie etwas falsch gemacht habe. Sex mit einem zwölfjährigen Jungen in dem Heim für schwererziehbare Jugendliche, wo sie als Therapeutin tätig war, sei für sie etwas Schönes, eine Vereinigung in reiner und vollendeter Liebe. Es sei Schicksal gewesen. Ihre Bestimmung. Diese Sicht der Dinge sei wahnhaft, sagte Benton.

Vor zwei Wochen brachen die Mails dann schlagartig ab, und mein Anwalt rief mich mit einer Bitte an: Kathleen Lawler wolle mit mir über Jack Fielding sprechen, den Protegé, den ich in den Anfangstagen meiner Karriere ausgebildet und mit dem ich im Laufe von zwanzig Jahren immer wieder zusammengearbeitet habe. Ich war einverstanden, mich mit ihr im Georgia Prison for Women zu treffen, doch nur im Rahmen eines privaten Besuchs. Ich werde weder als Dr. Kay Scarpetta noch als Leiterin des Cambridge Forensic Center auftreten. Heute bin ich nur Kay, und Jack ist das Einzige, was Kay und Kathleen gemeinsam haben. Unser Gespräch wird nicht unter die Schwei- gepflicht fallen, und es werden auch keine Anwälte, Aufseher oder andere Gefängnismitarbeiter anwesend sein.

Die Lichtverhältnisse ändern sich. Der dichte Nadelwald wird dünner und endet dann an einer tristen baumlosen Fläche. Das Gelände, es erinnert an ein Industriegebiet, ist mit grünen Metallschildern bestückt, die mich warnen, dass die Landstraße, auf der ich mich befinde, nun endet und dass die Zufahrt für Unbefugte verboten ist. Wer keine Zugangsberechtigung hat, muss jetzt umkehren. Ich fahre an einem Schrottplatz vorbei, wo sich verbogene und zerbeulte Autos und Lastwagen türmen. Danach kommt eine Gärtnerei mit Gewächshäusern und riesigen Kübeln, in denen Ziergräser, Bambus und Palmen wachsen. Direkt vor mir erstreckt sich eine große Rasenfläche mit Blumenbeeten voller bunter Petunien und Ringelblumen. Ich fühle mich wie in einem Stadtpark oder auf einem Golfplatz. Das Verwaltungsgebäude mit seinen weißen Säulen und roten Backsteinmauern bildet einen starken Kontrast zu den blauen Betontrakten, die ein Metaldach haben und von einem hohen Zaun umgeben sind. Doppelte Rollen aus rasiermesserscharfem Natodraht schimmern und funkeln in der Sonne wie die Klingen von Skalpellen.

Das Georgia Prison for Women ist eine Modelleinrichtung und gilt als herausragendes Beispiel für eine aufgeklärte und menschenwürdige Wiedereingliederung von Straftäterinnen. Viele durchlaufen während ihrer Haft eine Ausbildung als Klempnerin, Elektrikerin, Kosmetikerin, Schreinerin, Mechanikerin, Dachdeckerin, Landschaftsgärtnerin, Köchin oder Kellnerin. Gebäude und Gelände werden von den Insassinnen selbst instand gehalten. Sie kochen das Essen, arbeiten in der Bibliothek und im Schönheitssalon, leisten Hilfsdienste in der Krankenstation, geben ihre eigene Zeitschrift heraus und sind angehalten, hinter Gittern zumindest ihren High-School-Abschluss nachzuholen. Alle hier müssen etwas zur Gemeinschaft beitragen und bekommen dafür eine neue Chance, mit Ausnahme der Gefangenen im Hochsicherheitstrakt, auch Haus Bravo genannt, wo Kathleen Lawler vor zwei Wochen einquartiert wurde, also um die Zeit, als ihre E-Mails an mich so plötzlich abbrachen.

Ich stelle meinen Wagen auf dem Besucherparkplatz ab und werfe einen Blick auf mein iPhone, in der Hoffnung, dass nichts Wichtiges geschehen ist, was meine Aufmerksamkeit erfordert, und dass Benton mir geschrieben hat. Und das hat er. »Wo du bist, soll es bald gewittern. Sei vorsichtig und gib mir Bescheid, wie es gelaufen ist. Ich liebe dich«, schreibt mein sachlicher, praktischer Ehemann, der mir stets den neuesten Wetterbericht oder andere nützliche Informationen zukommen lässt, wenn er an mich denkt. Ich liebe ihn auch, mir geht es gut, und ich werde ihn in ein paar Stunden anrufen, antworte ich, während ich beobachte, wie einige Männer in Anzug und Krawatte, begleitet von einem Aufseher, aus dem Verwaltungsgebäude kommen. Die Männer sehen aus wie Anwälte, vielleicht auch Vertreter der Strafvollzugsbehörde, denke ich und warte, bis sie in einem Zivilfahrzeug weggefahren sind. Dabei frage ich mich, wer sie sind und was sie hierhergeführt hat. Ich stecke das Telefon in meine Handtasche und schiebe sie unter den Sitz. Ich werde nichts mitnehmen als meinen Führerschein, einen unbeschrifteten Umschlag und den Autoschlüssel.

Die Sommersonne senkt sich auf mich wie eine schwere heiße Hand. Im Südwesten haben sich Wolken gebildet und ballen sich dick zusammen, und die Luft duftet nach Lavendel und Scheineller. Ich folge einem Betonweg, der zwischen blühenden Büschen und gepflegten Blumenbeeten hindurchführt, und werde von unsichtbaren Augen aus den schmalen Fenstern rings um den Gefängnishof beobachtet. Häftlinge haben nichts Besseres zu tun, als in eine Welt hinauszustarren, an der sie nicht mehr teilhaben können, und dabei Informationen zu sammeln. Die CIA könnte sich an ihnen ein Beispiel nehmen. Ich

spüre, wie ihr kollektives Bewusstsein meinen scheppernden weißen Transporter mit Nummernschildern aus South Carolina zur Kenntnis nimmt. Ebenso wie meine Kleidung, heute nicht das übliche Kostüm oder eine strapazierfähige Arbeitsuniform, sondern eine Khakihose, in der ein blauweiß gestreiftes Baumwollhemd steckt, dazu Slipper aus geflochtenem Leder und ein passender Gürtel. Ich trage keinen Schmuck, nur eine Titanuhr mit schwarzem Kunststoffarmband und meinen Ehering. Also ist es nicht leicht, aus meinem Äußeren auf meine Finanzen, meine Identität und meinen Beruf zu schließen. Nur der Transporter stört das Bild, das ich vermitteln wollte.

Eigentlich wollte ich wie eine blonde Frau mittleren Alters und mit lässiger Frisur wirken, die keine dramatisch wichtigen oder auch nur interessanten Dinge im Leben tut. Und dann dieses zerschrammte, ruckelnde weiße Monstrum, dessen Heckscheiben so dunkel getönt sind, dass sie fast schwarz aussehen. All das fällt mir ein, während ich spüre, wie die Frauen mich betrachten. Den meisten werde ich nie begegnen, obwohl ich einige Namen kenne, nämlich die der Insassinnen, deren berüchtigte Fälle durch die Medien gingen und deren grausige Taten auf Fachtagungen erörtert wurden. Ich widerstehe der Versuchung, mich umzuschauen oder mir anmerken zu lassen, dass ich mir der Blicke bewusst bin, und frage mich, welcher der dunklen Schlitze wohl *ihr* Fenster ist.

Für Kathleen Lawler hat dieser Besuch sicher eine große emotionale Bedeutung. Vermutlich denkt sie in letzter Zeit an kaum etwas anderes mehr. Für Menschen wie sie bin ich die letzte Verbindung zu denen, die sie verloren oder umgebracht haben. Ich bin sozusagen der Ersatz für den Toten.

Die Leiterin der Vollzugsanstalt heißt Tara Grimm. Ihr Büro am Ende eines langen blauen Flurs wurde von den Gefangenen, für die sie verantwortlich ist, möbliert und ausgestattet.

Schreibtisch, Couchtisch und Stühle bestehen aus lackierter, honiggelber Eiche und haben eine gedrungene Form. Für mich besitzen sie einen gewissen Charme, denn ich bevorzuge fast immer Handarbeit, auch wenn sie derb ausfällt. Ranken mit herzförmigen bunten Blättern drängen sich in Blumenkästen auf den Fensterbrettern, schlängeln sich von selbstgezimmernten Bücherregalen herab, sind über die Seiten drapiert wie Fahnen und ergießen sich in wildem Gewirr aus Hängetöpfen. Als ich Tara Grimm zu ihrem grünen Daumen beglückwünsche, teilt sie mir mit ruhiger, melodischer Stimme mit, die Insassinnen pflegten ihre Zimmerpflanzen. Sie kennt nicht einmal die Namen der Kriechgewächse, wie sie sie nennt, aber es könnte Philodendron sein.

»Epipremnum pinnatum.« Ich berühre eines der gelbgrün marmorierten Blätter. »Besser bekannt als Efeutute.«

»Das Zeug wächst wie der Teufel, und ich erlaube ihnen nicht, es zurückzustutzen«, erwidert sie. Sie steht am Bücherregal hinter ihrem Schreibtisch, wo sie gerade eine Ausgabe von *Rückfälligkeit und kriminelle Karrieren von Gewalttättern* zurückstellt. »Mit einem kleinen Schössling in einem Wasserglas fing es an. Nun benutze ich die Pflanzen als Anschauungsmaterial für eine wichtige Lektion, die diese Frauen auf dem Weg, der sie hierhergeführt hat, missachtet haben: Passt auf alles auf, was Wurzeln schlägt, sonst dominiert es eines Tages euer Leben.« Sie stellt ein weiteres Buch ein: *Die Kunst des Manipulierens*. »Ich weiß nicht.« Sie betrachtet die Pflanzen, die das Zimmer überwuchern. »Allmählich wird es hier doch ein bisschen eng.«

Ich schätze die Direktorin auf Mitte vierzig. Sie ist hoch gewachsen, hat geschmeidige Bewegungen und wirkt in ihrem schwarzen wadenlangen Kleid mit Schalkragen und der Goldmünze, die an einer Kette um ihren Hals hängt, seltsam deplatziert hier, so als hätte sie sich eigens für diesen Tag feingemacht. Vielleicht ja wegen der Männer, die gerade gegangen sind. Möglicherweise sind es wichtige Leute. Tara Grimm hat dunkle Augen und hohe Wangenknochen und trägt ihr langes schwarzes Haar hochgesteckt. Ihren Beruf sieht man ihr nicht an, und ich frage mich, ob auch schon andere auf diesen absurden Gedanken gekommen sind. Im Buddhismus ist Tara die Mutter der Befreiung, was diese Tara eindeutig nicht ist. Grimm passt besser in ihre Welt.

Als sie ihren Rock glattstreicht und sich hinter den Schreibtisch setzt, nehme ich auf dem Holzstuhl gegenüber Platz. »Erst einmal muss ich mit Ihnen alles durchgehen, was Sie Kathleen mitbringen wollen«, erklärt sie mir den Grund, warum ich zu ihr ins Büro geschickt worden bin. »Sie kennen den Ablauf ja sicher.«

»Eigentlich besuche ich selten jemanden im Gefängnis«, entgegne ich. »Höchstens auf der Krankenstation oder noch schlimmer.« Das heißt, wenn ein Häftling forensisch untersucht werden muss oder tot ist.

»Falls Sie Unterlagen oder andere Dokumente dabei haben, um sie mit ihr durchzuarbeiten, muss ich sie zuerst genehmigen«, teilt sie mir mit, worauf ich ihr noch einmal sage, dass ich nur privat hier bin. Das ist zwar vom gesetzlichen Standpunkt her richtig, entspricht aber nicht ganz der Wahrheit.

Kathleen Lawler gehört gewiss nicht zu meinem Freundeskreis, und ich werde ihr mit Bedacht und vorsichtig Informationen entlocken. Ich werde sie auffordern, mir zu erzählen, was ich wissen will, ohne ihr zu verraten, wie wichtig es mir ist. Hatte sie im Laufe der Jahre Kontakt zu Jack Fielding? Was geschah während der Phasen, in denen sie auf freiem Fuß war? Meinen Recherchen zufolge ist es in verschiedenen Fällen zu einer anhaltenden sexuellen Beziehung zwischen einer Täterin und ihrem jüngeren männlichen Opfer gekommen, und Kathleen war in der ganzen Zeit, die ich Jack kannte, immer

wieder eine Zeitlang in Freiheit. Falls es Sexualkontakte zwischen ihm und der Frau, die ihn als Jungen missbraucht hatte, gegeben hat, würde mich interessieren, ob sie zeitlich mit seinen immer wiederkehrenden Phasen zusammenfallen, wenn er durchdrehte und einfach spurlos verschwand.

Ich möchte wissen, wann er herausgefunden hat, dass Dawn Kincaid seine Tochter ist, und warum er sich vor kurzem mit ihr in Massachusetts in Verbindung gesetzt und ihr erlaubt hat, in seinem Haus in Salem zu wohnen. Wie lange ging das schon so? Hat er deshalb Frau und Kinder verlassen? Wusste Jack, dass er mit gefährlichen Drogen manipuliert wurde, oder gehörte das zu Dawns dunklen Geheimnissen? Hat er selbst bemerkt, dass er sich immer seltsamer verhielt? Und wessen Idee war es, dass er sich während meiner Abwesenheit im Cambridge Forensic Center auf illegale Machenschaften einließ?

Ich habe keine Ahnung, was Kathleen weiß und was sie antworten wird, doch ich werde so an das Gespräch herangehen, wie ich es geplant und mit Leonard Brazzo, meinem Anwalt, einstudiert habe. Von mir wird sie nichts erfahren, was später Dawn Kincaid zu Ohren kommen und ihr bei der Vorbereitung ihrer Verteidigung helfen könnte.

»Nun, ich dachte mir schon, dass Sie nichts bei sich haben würden, was mit diesen Fällen in Zusammenhang steht«, meint Tara Grimm, und ich merke ihr ihre Enttäuschung an. »Ich muss gestehen, dass ich zu den Vorgängen in Massachusetts eine Menge Fragen habe.«

»Ich werde keine Einzelheiten aus den Ermittlungen mit ihr besprechen«, antworte ich der Direktorin.

»Mit Sicherheit wird Kathleen Sie danach fragen. Schließlich geht es um ihre hochintelligente Tochter. Dawn Kincaid soll diese Leute ermordet und versucht haben, auch Sie umzubringen? « Sie mustert mich unverwandt.

»Ich werde mit Kathleen weder diese Fälle noch andere erörtern. « Von mir erfährt die Direktorin nichts. »Deshalb bin ich nicht hier«, beharre ich. »Aber ich habe ein Foto dabei, das ich ihr gern geben würde.«

»Wenn ich es sehen darf.« Sie streckt eine zierliche Hand mit perfekt manikürten, dunkelrosa lackierten Nägeln aus, die sie sich offenbar erst kürzlich hat machen lassen. Sie trägt viele Ringe und eine goldene Uhr.

Ich reiche ihr den unbeschrifteten Umschlag. Sie holt das Foto von Jack Fielding heraus, wie er gerade, mit nacktem Oberkörper und in Joggingshorts, seinen geliebten kirschroten Mustang, Baujahr 67, wäscht. Auf dem etwa fünf Jahre alten Foto, das zwischen zwei Ehen und vor seinem Niedergang aufgenommen wurde, grinst er strahlend in die Kamera. Ich habe ihn zwar nicht obduziert, aber während der vier Monate seit dem Mord sein Leben gründlich unter die Lupe genommen. Zum Teil deshalb, weil ich herausfinden wollte, was ich hätte tun können, um diesen Mord zu verhindern. Allerdings glaube ich nicht, dass das möglich gewesen wäre. Schließlich bin ich stets dabei gescheitert, ihm in den Arm zu fallen, wenn er wieder einmal dabei war, sich selbst zu schaden. Als ich dasitze und das Foto ansehe, flammen Zorn und Schuldgefühle in mir auf. Gefolgt von Trauer.

»Nun, ich denke, das ist in Ordnung«, sagt die Direktorin. »Ein angenehmer Anblick, das muss man ihm lassen. Offenbar einer dieser Bodybuilding-Verrückten. Wie viele Stunden am Tag muss man da wohl investieren?«

Ich betrachte die gerahmten Zeugnisse und Auszeichnungen an den Wänden, weil ich sie nicht beim Anschauen des Fotos beobachten will, ohne sicher zu sein, was mich daran so stört. Vielleicht ist es schwieriger, Jack mit den Augen einer Fremden zu sehen. *Gefängnisdirektorin des Jahres. Herausragende Verdienste. Belobigung für beispielhafte Pflichterfüllung. Exzellenzpreis. Vorgesetzte des Monats.* Einige dieser Preise sind ihr mehr als einmal verliehen worden. Außerdem hat sie einen BA cum laude von der Spalding University in Kentucky. Allerdings klingt sie nicht wie eine Einheimische, eher nach Louisiana, weshalb ich sie frage, woher sie kommt.

»Ursprünglich aus Mississippi«, erwidert sie. »Mein Vater war dort Leiter der staatlichen Vollzugsanstalt, weshalb ich meine Kindheit in einem brettebenen, achttausend Hektar großen Stück Delta

inmitten von Sojabohnen und Baumwolle verbracht habe, die die Häftlinge anbauten. Dann bekam er eine Stelle in der staatlichen Vollzugsanstalt von Louisiana in Angola. Wieder Ackerland, fernab aller Zivilisation. Ich habe auf dem Gefängnisgelände gewohnt, was Ihnen vielleicht seltsam erscheint. Aber mich hat es nicht gestört, am Arbeitsplatz meines Vaters zu leben. Erstaunlich, an was man sich alles gewöhnt. Es war sein Vorschlag, das GPFW hier draußen zwischen Gestrüpp und Sümpfen zu bauen, und weil die Frauen die Anlage selbst pflegen, kostet es den Steuerzahler nur ein Minimum. Man könnte wohl sagen, dass mir Gefängnisse in Fleisch und Blut übergegangen sind.«

»Hat Ihr Vater irgendwann mal hier gearbeitet?«

»Nein, nie.« Sie lächelt spöttisch. »Ich kann mir meinen Vater nicht vorstellen, wie er zweitausend Frauen bewacht. Das hätte ihn ein wenig gelangweilt, obwohl einige der Insassinnen viel schlimmer sind als die Männer. Aber zurück zu den Fällen im Norden. Ich frage mich, ob auch wirklich alle Täter dingfest gemacht wurden.«

»Ich hoffe es.«

»Wenigstens können wir sicher sein, dass Dawn Kincaid hinter Schloss und Riegel sitzt, und ich glaube, dass das auch so bleibt. Angeblich ist ja der Stress schuld an ihren psychischen Problemen. Ist das zu fassen? Denken Sie nur an den Stress, den sie verursacht hat.«

Vor einigen Monaten wurde Dawn Kincaid ins Butler State Hospital verlegt, wo Ärzte entscheiden werden, ob sie verhandlungsfähig ist. Tricks. Simulantentum. Lasst die Spiele beginnen.

»Schwer vorzustellen, dass sie ganz allein so viel Unheil gestiftet und diese grausigen Morde begangen haben soll. Am schlimmsten finde ich die Sache mit dem armen kleinen Jungen. « Tara redet über Dinge, die sie nichts angehen, und mir bleibt nichts anderes übrig, als sie gewähren zu lassen. »Ein hilfloses Kind umzubringen, das im Garten spielt, während die Eltern ahnungslos zu Hause sitzen? Einem Kind oder einem Tier Schmerz zuzufügen ist unverzeihlich«, spricht sie weiter, als wären Erwachsene als Opfer noch halbwegs vertretbar.

»Ich wollte nur wissen, ob Kathleen das Foto behalten darf.« Ich bestätige ihre Informationen weder, noch streite ich sie ab. »Ich dachte, sie möchte das vielleicht.«

»Ich sehe da kein Problem.« Jetzt wirkt Tara Grimm verunsichert, und als sie mir das Foto über den Tisch reicht, erkenne ich den Grund in ihren Augen.

*Warum gibst du ihr ein Foto von ihm?*, denkt sie. Kathleen Lawler trägt indirekt die Schuld an Jack Fieldings Tod. *Nein, nicht indirekt*, schießt es mir durch den Kopf, während die Wut weiter brodelt. Sie hatte Sex mit einem Minderjährigen, und das Kind, das sie zusammen gezeugt haben, wuchs zu Dawn Kincaid, seiner Mörderin, heran. Direkter kann es wohl kaum werden.

»Ich weiß nicht, ob Kathleen neuere Aufnahmen von ihm kennt«, beantworte ich Tara Grimms unausgesprochene Frage und verstaue das Foto wieder im Umschlag. »So wie auf diesem Bild möchte ich ihn in Erinnerung behalten. Es ist ein Foto aus besseren Tagen.«

Ich hoffe, dass sich Kathleen mir beim Anblick dieses Fotos öffnen wird.

»Hat man Ihnen gesagt, warum ich sie in Einzelhaft verlegt habe?«, erkundigt sich Tara.

»Mir ist nur die Tatsache bekannt«, entgegne ich absichtlich ausweichend.

»Hat Mr. Brazzo es Ihnen denn nicht erklärt?« Zweifel schleichen sich in ihre Miene, als sie die Hände auf der Platte ihres ordentlichen Schreibtischs aus Eichenholz verschränkt.

Leonard Brazzo ist ein Strafverteidiger, den ich deshalb brauche, weil ich nicht vorhabe, mich der Gnade eines überarbeiteten oder unerfahrenen Staatsanwalts zu überantworten, wenn Dawn Kincaid wegen ihres Mordversuchs an mir vor Gericht kommt. Ich bin nämlich überzeugt, dass das Anwaltsteam, das sie kostenlos unter seine Fittiche genommen hat, ihren Überfall auf mich in meiner eigenen Garage als zu entschuldigenden Zwischenfall darstellen will. Sie werden behaupten, ich sei selbst schuld daran, dass sie mich in der Dunkelheit von hinten angegriffen hat. Dass ich noch am Leben bin, ist reine Glückssache, und als ich nun in Tara Grimms von Efeu überwucherten Büro sitze, stört es mich mehr, als ich mir

eingestehen will, dass mein Überleben im Grunde genommen nicht mein eigenes Verdienst ist.

»Ich habe lediglich gehört, dass sie zu ihrer eigenen Sicherheit in Einzelhaft verlegt wurde«, entgegne ich, während ich an die Schutzweste Klasse 4A mit den integrierten Kevlarplatten denke. Ich erinnere mich an die starre Nylonoberfläche der Weste und ihr Gewicht, die ich in jener Nacht in meiner dunklen, eiskalten Garage von der Rückbank des SUV genommen und mir über die Schultern gelegt habe.

»Offenbar hat meine Entscheidung, Kathleen in Haus Bravo zu verlegen, Sie ins Grübeln gebracht, was Sie wohl hier in Savannah erwartet«, stellt Tara fest. »Vermutlich möchten Sie sich nach dem, was Sie durchgemacht haben, keiner gefährlichen Situation aussetzen.«

Ich habe den Schneesturm aus leuchtend weißen Flecken, so winzig wie Pollen, auf der MRI-Aufnahme des ersten Opfers vor Augen, das Dawn Kincaid mit einem Injektionsmesser erstochen hat. Grellweiße Partikel, die sich um eine knopflochförmige Einstichstelle ballten und wie nach einer Explosion tief in den Organen und dem Brustgewebe gestreut haben. Als wäre eine Bombe im Körperinneren hochgegangen. Wenn ihr Angriff auf mich mit derselben Waffe Erfolg gehabt hätte, wäre ich tot gewesen, bevor ich den Boden berührte.

»Obwohl ich nicht ganz verstehe, warum Sie in Ihrem eigenen Haus eine Schutzweste tragen«, bohrt die Direktorin weiter.

Ich erkläre ihr nicht, dass medizinische Forschung zu meiner Tätigkeit für das Verteidigungsministerium gehört und dass General Briggs sich für meine Meinung zu der neuesten, eigens für Soldatinnen entworfenen Schutzweste interessiert hat. Inzwischen weiß ich aus Erfahrung, dass diese Weste eine Stahlklinge abhalten kann. Glück, einfach nur Glück. Ich erinnere mich, wie ich über mein eigenes Spiegelbild erschrak, als alles vorbei war. Mein rot verschmiertes Gesicht. Mein rot verschmiertes Haar. Kurz rieche ich Metall und höre das Zischen des roten Sprühnebels, als er sich, warm und feucht, in meiner dunklen, kalten Garage über mich ergoss.

»Wenn es stimmt, was in den Nachrichten kam, war der Hund bei Ihnen in der Garage, als es passierte. Wie geht es ihm?«, höre ich die Direktorin sagen, während ich meine Hände betrachte. Meine sauberen Hände mit den praktischen, unlackierten, kurzen Nägeln. Ich hole tief Luft und konzentriere mich auf die Gerüche im Raum. Kein metallischer Blutgeruch. Nur ein Hauch von Tara Grimms Parfüm. Estée Lauder. Youth- Dew.

»Sock schlägt sich wacker.« Wieder sehe ich sie an und frage mich, ob mir wohl etwas entgangen ist. Wie sind wir auf das Thema gekommen, dass ich einen Windhund gerettet habe? »Also haben Sie ihn noch?« Sie mustert mich.

»Ja.«

»Das freut mich. Er ist ein sehr lieber Hund. Aber das sind sie alle. Einfach reizende Tiere. Ich weiß noch, dass Kathleen ihn nicht an jeden X-Beliebigen abgeben wollte. Sie hofft, dass sie ihn nach Haftende zurückbekommt.«

»Und wann wird sie entlassen?«, erkundige ich mich.

»Dawn hat Sock aufgenommen, weil Kathleen ihn sonst niemandem anvertrauen wollte«, fährt Tara fort. »Sie ist sehr tierlieb, das muss ich ihr lassen. Ich weiß, dass all das Hinweise auf eine Verbindung zwischen Kathleen und Dawn sind, die Sie stutzig machen sollten, auch wenn Kathleen das abstreiten wird. Seit ich diese Strafanstalt leite, war Dawn ziemlich häufig hier zu Besuch. Sie hat ihre Mutter drei- bis viermal pro Jahr gesehen und Geld auf ihr Einkaufskonto eingezahlt. Natürlich ist damit jetzt Schluss, obwohl es die beiden nicht daran hindert, weiter Kontakt zu halten. Es gibt schließlich Briefwechsel zwischen Häftlingen. Aber das wissen Sie ja wahrscheinlich.«

»Nein, das war mir nicht bekannt.«

»Seit Dawn in Schwierigkeiten steckt, leugnet Kathleen standhaft jeden Kontakt. Sie möchte nicht mit Dawn in Verbindung gebracht werden, insbesondere nicht, weil sie hofft, dass jemand in der Lage wäre, ihr zu helfen. Sie zum Beispiel. Oder ein berühmter Anwalt. Kathleen wird immer das sagen, was das

Gegenüber ihrer Ansicht nach hören will. Und sie spekuliert darauf, nach Haftende den Hund wiederzubekommen.«

»Was meinen Sie mit ›nach Haftende‹?«, frage ich.

»Ihnen ist doch bekannt, dass sich heutzutage jeder auf einen Justizirrtum beruft«, erwidert sie.

»Mir war gar nicht klar, dass Kathleen Lawler darauf hinauswill.«

»Aber sie wird Sock nicht zurückbekommen, falls er kein Methusalem unter den Hunden wird«, entgegnet Tara Grimm, als wolle sie persönlich dafür sorgen. »Ich bin froh, dass Sie ihn behalten wollen. Es wäre schrecklich, wenn eines der geretteten Tiere, die wir hier ausbilden, wieder in die falschen Hände geriete.«

»Ich versichere Ihnen, dass Sock ein gutes Zuhause gefunden hat.« Noch nie hatte ich ein so anhängliches Haustier, das mir überallhin folgt wie ein liebesbedürftiger Schatten.

»Die meisten unserer Windhunde kommen wie Sock von einer Rennbahn in Birmingham«, erklärt sie. »Sie werden aus Altersgründen ausgemustert, und wir nehmen sie auf, damit man sie nicht einschläfert. Es ist gut, die Insassinnen daran zu erinnern, dass das Leben ein Gottesgeschenk ist und nicht ein von Gott verliehenes Recht. Es wird einem gegeben und kann wieder genommen werden. Als Sie Sock fanden, wussten Sie vermutlich nicht, dass er Dawn Kincaid gehörte.«

»Er saß mitten im Winter in einem Hinterzimmer eines unbeheizten Hauses in Salem, und zwar ohne Futter.« Sie kann mich verhören, so viel sie will, viel wird sie von mir nicht erfahren. »Ich habe ihn mitgenommen, um mir eine Lösung für ihn zu überlegen.«

»Und dann erschien Dawn, um ihn sich zurückzuholen«, ergänzt die Direktorin. »Sie kam noch am selben Abend wegen ihres Hundes zu Ihnen.«

»Interessant, dass Sie die Geschichte so verstanden haben«, antworte ich und frage mich, woher sie nur diese absurde Idee hat.

»Tja, was Sie von Kathleen wollen, ist mir rätselhaft«, spricht sie weiter. »Ich glaube nicht, dass es in Ihrer Situation ein kluger Schritt ist. Das habe ich auch zu Mr. Brazzo gesagt, aber natürlich hat er nicht weiter ausgeführt, warum Sie Kathleen sehen möchten. Oder warum Sie so nett zu ihr waren.«

Ich habe keine Ahnung, wovon sie redet.

»Ich werde kein Blatt vor den Mund nehmen«, fährt die Direktorin fort. »Zu gewissen Tageszeiten dürfen Insassinnen mit E-Mail-Erlaubnis den Computerraum benutzen. Alles, was sie ihren Brieffreunden schicken oder von ihnen empfangen, läuft über den Server unserer Anstalt, der überwacht wird und mit Filtern ausgestattet ist. Deshalb weiß ich, was sie Ihnen in den letzten Monaten geschrieben hat.«

»Dann müssten Sie eigentlich auch wissen, dass ich nie geantwortet habe.«

»Ich bin über alle Mitteilungen im Bilde, die die Insassinnen verschicken oder von draußen erhalten, seien es nun E-Mails oder mit der Post versandte Briefe.« Sie macht eine bedeutungsvolle Pause. »Ich kann mir denken, worauf Sie aus sind und warum Sie sich Kathleen gegenüber so freundlich und zugänglich verhalten. Sie wollen Informationen. Allerdings sollten Sie sich fragen, wer wirklich hinter Kathleens Einladung steckt und was diese Person im Schilde führt. Mr. Brazzo hat Ihnen sicher erklärt, welche Schwierigkeiten sie hatte.«

»Ich würde es lieber aus Ihrem Munde hören.«

»Kinderschänder waren im Gefängnis noch nie sehr beliebt«, erwidert Tara Grimm langsam und mit abgeschwächtem, aber noch immer gedehntem Akzent. »Kathleen hat lange bevor ich hier anfang ihre Strafe dafür verbüßt. Doch schon nach ihrer ersten Entlassung hatte sie nur noch Ärger. Seitdem hat sie insgesamt sechs Haftstrafen abgesessen, alle hier im GPFW, weil sie, wenn sie draußen ist, offenbar nie weiter kommt als bis nach Atlanta. Es waren immer Drogendelikte, mit Ausnahme der letzten Verurteilung. Sie hat einen Jugendlichen getötet, der das Pech hatte, mit seinem Motorroller eine Kreuzung zu überqueren, als Kathleen ein Stoppschild ignoriert hat. Dafür hat sie zwanzig Jahre bekommen, von denen sie fünfundachtzig Prozent absitzen muss, bis sie für eine Aussetzung zur



Bewährung in Frage kommt. Falls sich niemand für sie verwendet, wird sie wohl den Rest ihres Lebens hier verbringen.«

»Und wer sollte sich für sie verwenden?«

»Kennen Sie Carter Roberts persönlich? Den Anwalt aus Atlanta, der Ihren Anwalt angerufen hat, um Sie hierher einzuladen?«

»Nein.«

»Ich glaube, die anderen Gefangenen haben erst von Kathleens früherer Verurteilung wegen Kindesmissbrauchs erfahren, als die Medien über Ihre Fälle in Massachusetts berichtet haben«, sagt sie.

Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, ist Kathleen Lawlers Name nie in den Nachrichten gefallen. Mir hat man ihre Verlegung in Haus Bravo damit erklärt, die anderen Insassinnen hätten sich von ihr provoziert gefühlt.

»Und daraufhin haben einige beschlossen, ihr wegen der Sache, die sie Ihrem ermordeten Kollegen in seiner Kindheit angetan hat, eine Lektion zu erteilen«, fügt Tara hinzu.

Ich bin ziemlich sicher, dass Kathleen Lawlers verbotene Beziehung mit Jack Fielding in den Nachrichten nicht erwähnt wurde. Das müsste ich schließlich wissen. Leonard Brazzo hat es auch nicht angesprochen. Ich glaube, dass Tara lügt.

»Und dazu noch der Junge, den sie unter Alkoholeinfluss totgefahren hat. Viele Frauen hier sind Mütter, Dr. Scarpetta. Oder Großmütter. Sogar ein paar Urgroßmütter sind dabei. Die meisten Insassinnen haben Kinder. Wer einem Kind Leid zugefügt hat, hat hier nichts zu lachen«, spricht sie langsam weiter. Ihre ruhige Stimme ist hart wie Metall. »Mir sind Gerüchte von einem geplanten Anschlag zu Ohren gekommen. Deshalb habe ich Kathleen zu ihrem eigenen Schutz in Haus Bravo verlegt, wo sie bleiben wird, bis ich den Eindruck habe, dass die Gefahr gebannt ist.«

»Mich würde interessieren, was genau die Nachrichten gebracht haben«, versuche ich, ihr Details zu entlocken, obwohl ich sicher bin, dass alles frei erfunden ist. »Offenbar habe ich die Sendung, um die es geht, nicht gesehen. Ich kann mich nicht entsinnen, dass im Zusammenhang mit den Fällen in Massachusetts Kathleens Name erwähnt worden wäre.«

»Anscheinend hat eine der Insassinnen, oder vielleicht war es auch jemand vom Wachpersonal, im Fernsehen einen Beitrag über Kathleens Vergangenheit mitgekriegt«, weicht Tara mir aus. »Und darin hieß es, sie sei eine Sexualverbrecherin. Es hat sich herumgesprochen wie ein Lauffeuer. Im Gefängnis macht man sich damit unbeliebt. Kindesmissbrauch verzeiht einem hier niemand.«

»Kennen Sie diese Sendung auch?«

»Nein.« Sie mustert mich argwöhnisch.

»Ich frage mich nur, ob es vielleicht noch einen anderen Grund gibt«, ergänze ich.

»Das glauben Sie.« Offenbar ist das nicht als Frage gemeint.

»Man hat sich vor zwei Wochen mit mir, oder genauer mit Leonard Brazzo, wegen dieser Sache in Verbindung gesetzt«, merke ich an. »Und zwar etwa um dieselbe Zeit, als Kathleen in Einzelhaft verlegt wurde und den E-Mail-Zugang verlor. Also müsste sich das Gerücht ab dem Moment verbreitet haben, als ich gebeten wurde, mich mit ihr zu treffen. Käme das ungefähr hin?«

Sie sieht mich unverwandt an. Ihrem Blick ist nichts zu entnehmen.

»Ich bin nicht so sicher, ob es diese Nachrichtensendung tatsächlich gegeben hat«, beschließe ich, den Stier bei den Hörnern zu packen.

Die Mordserie begann vor etwa acht Monaten im Nordosten von Massachusetts. Der erste Tote war ein bekannter Football- Spieler einer College-Mannschaft, dessen verstümmelte Leiche im Hafenbecken von Boston unweit des Stützpunkts der Küstenwache gefunden wurde.

Drei Monate später wurde ein kleiner Junge in Salem in seinem eigenen Garten getötet. Man ging davon aus, dass er Opfer eines satanistischen Rituals geworden war, da ihm Nägel in seinen Kopf getrieben worden waren. Der nächste Ermordete, Student am MIT, wurde in einem Park in Cambridge mit einem Injektionsmesser erstochen. Und zu guter Letzt erschoss jemand meinen Stellvertreter Jack Fielding mit seiner eigenen Waffe. Uns sollte weisgemacht werden, Jack habe die Morde verübt und sich schließlich selbst gerichtet. In Wahrheit jedoch ist seine leibliche Tochter die Täterin, und sie wäre wohl ungeschoren davongekommen, wäre ihr Mordanschlag auf mich geglückt.

»Die Medien haben zwar viel über Dawn Kincaid berichtet«, fahre ich fort, damit Tara Grimm begreift, worauf ich hinauswill. »Doch über Kathleen und ihre Vergangenheit ist mir nichts zu Ohren gekommen. Auch das, was Jack in seiner Kindheit zugestoßen ist, wurde in den Nachrichten nicht erwähnt. Nicht, soweit mir bekannt ist.«

»Wir können uns nicht völlig gegen Einflüsse von außen abschotten«, flüchtet sich Tara in geheimnisvolle Andeutungen. »Angehörige kommen und gehen. Anwälte ebenso. Manchmal sind es auch einflussreiche Leute mit zuweilen dubiosen Motiven, die etwas auslösen und damit eine Insassin in Schwierigkeiten bringen. Und ehe sie sich versieht, verliert sie ihre wenigen Vergünstigungen oder sogar noch mehr. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft diese liberalen Gutmenschen glauben, etwas gegen die Zustände hier unternehmen zu müssen. Aber sie verursachen damit nur jede Menge Probleme und bringen andere in Gefahr. Vielleicht sollten Sie sich einmal fragen, warum jemand eigens aus New York hierherkommt und sich in alles einmischt.«

Ich stehe von dem Stuhl auf, der so hart und starr ist wie die Gefängnisdirektorin, auf deren Anweisung er angefertigt wurde. Durch die offenen Fensterläden sehe ich Frauen in grauer Gefängniskleidung, die Blumenbeete jäten, Graskanten entlang der Wege und Zäune stutzen und Windhunde spazieren führen. Der Himmel wirkt inzwischen aufgewühlt und ist bleigrau. »Wer war denn aus New York hier?«, frage ich die Direktorin. Wovon redet sie?

»Jaime Berger. Sie beide sind doch befreundet.« Sie erhebt sich hinter ihrem Schreibtisch.

Diesen Namen habe ich seit Monaten nicht mehr gehört. Er löst schmerzliche und unangenehme Erinnerungen in mir aus.

»Sie steckt in laufenden Ermittlungen. Ich kenne keine Einzelheiten, und das sollte ich auch nicht«, spricht sie weiter über die bekannte Leiterin der Abteilung für Sexualdelikte bei der Staatsanwaltschaft von Manhattan. »Sie hat große Pläne und besteht darauf, dass nichts an die Medien oder sonst jemanden durchsickern darf. Deshalb hatte ich Hemmungen, Ihrem Anwalt davon zu erzählen. Allerdings dachte ich mir, dass Sie ohnehin über Jaime Bergers Interesse an unserer Anstalt im Bilde sind.«

»Ich weiß nichts von laufenden Ermittlungen und tappe genauso im Dunkeln wie Sie«, entgegne ich mit unbewegter Miene.

»Offenbar sagen Sie die Wahrheit«, stellt sie mit einem Anflug von Trotz und Ablehnung im Blick fest. »Es scheint, als hätte ich Ihnen gerade völlig neue Informationen gegeben, und das ist gut so. Es wäre mir nämlich gar nicht recht, wenn Ihr Besuch bei Kathleen nur ein Vorwand wäre, um zu verschleiern, dass es Ihnen um eine andere Person geht, für die ich hier verantwortlich bin. Und dass Sie in Wahrheit im Auftrag von Jaime Berger handeln.«

»Ich habe nichts mit ihren Ermittlungen zu tun.«

»Vielleicht doch, ohne es zu ahnen.«

»Ich kann mir keinen Zusammenhang zwischen meinem Besuch bei Kathleen Lawler und Jaimes Projekt vorstellen.«

»Sicher ist Ihnen bekannt, dass Lola Daggette zu uns gehört«, sagt Tara. Es ist eine seltsame Art, das auszudrücken, so als wäre die berüchtigtste Insassin des GPFW etwas, worauf man stolz sein sollte wie auf einen geretteten Rennhund oder eine im Gewächshaus am Ende der Straße gezüchtete seltene Pflanze.

»Dr. Clarence Jordan und seine Familie, 6. Januar 2002, hier in Savannah«, fährt sie fort. »Ein Einbruch mitten in der Nacht, nur dass Raub nicht das Motiv war. Anscheinend ging es nur um Mord um des Mordens willen. Die Familie wurde in ihren Betten erstochen und zerstückelt. Einzige Ausnahme war das kleine Mädchen, einer der Zwillinge. Sie wurde die Treppe hinunter verfolgt und hat es bis zur Eingangstür geschafft.«

Ich erinnere mich an den Vortrag, den Dr. Colin Dengate, der Leiter der Rechtsmedizin von Savannah, bei einer Tagung des amerikanischen Rechtsmedizinerverbands gehalten hat. Über die wahren Vorgänge in der Villa der Opfer und die Frage, wie die Täterin sich überhaupt Zutritt zum Haus verschaffen konnte, wurde viel spekuliert. Wenn ich mich recht entsinne, hat sie sich sogar ein Brot gemacht, ein Bier getrunken und die Toilette benutzt, ohne abziehen. Damals lautete die allgemeine Auffassung, dass der Tatort mehr Fragen aufwarf, als er beantwortete, denn die Indizien schienen einander zu widersprechen.

»Lola Daggette wurde dabei ertappt, wie sie ihre blutige Kleidung wusch, und verstrickte sich dann in ihre Lügen«, erklärt Tara. »Eine Süchtige, die ihre Aggressionen nicht im Griff hatte. Sie hatte eine lange Drogenkarriere hinter sich und war schon öfter mit dem Gesetz in Konflikt geraten.«

»Ich glaube, es gab da eine Theorie, dass mehr als eine Person beteiligt gewesen sein könnten«, erwidere ich.

»Die Theorie hier bei uns lautet, dass der Gerechtigkeit Genüge getan wurde und dass Lola in diesem Herbst Gelegenheit erhalten wird, sich vor Gott zu verantworten.«

»War da nicht DNA – oder waren es Fingerabdrücke? –, die nicht zugeordnet werden konnte?« Allmählich fallen mir die Einzelheiten wieder ein. »Und folglich auch mehrere Täter denkbar wären.«

»Das war Lolas Verteidigungsstrategie, die einzig halbwegs plausible Begründung ihres Anwalts dafür, wie das Blut der Opfer überall auf ihre Kleider geraten konnte, obwohl sie es angeblich nicht getan hat. Er hat einen nicht vorhandenen Komplizen erfunden, damit Lola jemandem die Schuld in die Schuhe schieben konnte.« Tara Grimm begleitet mich hinaus auf den Flur. »Mir gefällt die Vorstellung gar nicht, dass Lola womöglich eines Tages wieder frei draußen herumläuft. Und sie könnte Gelegenheit dazu erhalten, obwohl sie sämtliche Rechtsmittel ausgeschöpft hat. Offenbar wurden neue kriminaltechnische Untersuchungen der Beweisstücke von damals angeordnet. Irgendetwas mit der DNA.«

»Wenn das stimmt, müssen Strafverfolgungsbehörden und Gerichte begründete Zweifel haben.« Ich schaue den Flur entlang zur Kontrollschleuse, wo sich einige Wachleute unterhalten. »Die Ermittlungsbehörden von Georgia, die Polizei, die Staatsanwaltschaft und das Gericht würden sicher nicht gestatten, dass Beweisstücke ohne triftigen Grund noch einmal getestet werden.«

»Wahrscheinlich ist nicht auszuschließen, dass das Urteil aufgehoben wird. Auch andere könnten wegen guter Führung frühzeitig freikommen. Das gäbe einen fröhlichen Massenexodus im GPFW.« Der Blick der Direktorin ist hart, und inzwischen zeigt sich unverhohlene Wut darin.

»Es ist nicht Jaime Bergers Aufgabe, Leute aus dem Gefängnis zu holen«, entgegne ich.

»Offenbar hat sie die Seiten gewechselt. Ihre Stippvisiten in Haus Bravo waren bestimmt keine privaten Besuche.«

»Wann genau war das? Wann war sie hier?«

»Soweit mir bekannt ist, hat sie in Savannah eine Zweitwohnung, aber das ist nur Hörensagen«, tut sie die Information als Gerücht ab. Allerdings bin ich sicher, dass mehr dahintersteckt.

Wenn Jaime im GPFW war, um eine Todeskandidatin zu befragen, hat sie zuvor sicher genau die gleiche Prozedur durchlaufen wie ich jetzt. Sie musste zuerst ein Gespräch mit Tara Grimm führen.

*Private Besuche*, im Plural also. Eine Zweitwohnung, zu welchem Zweck? Das passt so gar nicht zu der New Yorker Staatsanwältin, die ich früher kannte.

»Erst war sie hier, und jetzt kreuzen Sie auf«, fährt die Direktorin fort. »Ich habe den Verdacht, dass Sie kein Mensch sind, der an Zufälle glaubt. Ich gebe dem Wachpersonal Bescheid, dass Sie das Foto mitnehmen und Kathleen geben dürfen.«

Während sie in ihr Büro zurückkehrt, folge ich dem langen blauen Flur zur Kontrollschleuse, wo ein Justizvollzugsbeamter in grauer Uniform und mit Baseballkappe mich auffordert, meine Taschen zu leeren und alles in ein Plastikkorbchen zu legen. Ich reiche ihm Führerschein und Autoschlüssel und erkläre ihm, das Foto sei von der Direktorin genehmigt. Der Aufseher erwidert, er sei informiert, und ich könne es mitnehmen. Dann werde ich mit einem Scanner und mit der Hand abgetastet und bekomme einen Ausweis zum Anklipsen, auf dem steht, dass ich offiziell Besucher Nummer 71 bin. Auf meine rechte Hand stempelt man ein geheimes Codewort, das nur unter ultravioletterm Licht sichtbar sein wird, wenn ich später die Anstalt verlasse.

»Sie kommen zwar rein, aber ohne Stempel nicht wieder raus«, verkündet der Aufseher, und ich kann nicht feststellen, ob er freundlich, witzig oder etwas ganz anderes sein will.

Auf seinem Namensschild steht M. P. Macon, und er fordert die Zentrale per Funk auf, das Tor zu öffnen. Ein lautes elektronisches Summen ertönt, ein schweres grünes Metalltor gleitet auf und fällt hinter uns sofort wieder ins Schloss. Danach öffnet sich ein zweites, und ein Schild mit Besucherregeln weist mich in roten Buchstaben darauf hin, dass ich eine Einrichtung betreue, in der private Beziehungen zwischen Insassen und Mitarbeitern nicht gestattet sind. Der Fliesenboden ist frisch gebohnt, sodass meine Slipper kleben bleiben, als ich Officer Macon einen grauen Flur hinunter folge. Hier sind alle Türen aus Metall und abgeschlossen, und in sämtlichen Ecken sowie an den Kreuzungen zwischen zwei Korridoren hängen gewölbte Überwachungsspiegel.

Mein Begleiter ist kräftig gebaut und strahlt eine Wachsamkeit aus, als befände er sich im Krieg. Ständig blicken seine braunen Augen in alle Richtungen, als wir eine Tür erreichen, die man nur per Fernbedienung öffnen kann. Wir treten hinaus auf den Hof und in die Hitze. Niedrig hängende Wolkenfetzen rasen über uns hinweg, als wollten sie einer herannahenden Gefahr entfliehen. In der Ferne zucken Blitze, Donner grollt, und die ersten Regentropfen hinterlassen beim Auftreffen auf dem Beton Flecken mit dem Durchmesser eines Vierteldollars. Ich rieche Ozon und frisch gemähtes Gras. Der Regen durchweicht mein dünnes Baumwollhemd, als wir weiterhasten.

»Ich habe gedacht, dass es sich noch eine Weile hält.« Officer Macon schaut in den dunklen, aufgewühlten Himmel hinauf, der jeden Moment seine Schleusen öffnen wird. »Um diese Jahreszeit passiert das jeden Tag. Morgens scheint die Sonne, der Himmel ist blau, und es sieht nach einem wunderschönen Tag aus. Und dann, normalerweise so gegen vier oder fünf Uhr nachmittags, kriegen wir dann ein fürchterliches Gewitter. Wenigstens reinigt es die Luft. Heute Abend wird es angenehm kühl sein. Zumindest für diese Jahreszeit in unserer Gegend. Im Juli oder August will man nichts wie weg hier.«

»Ich habe früher in Charleston gewohnt.«

»Dann kennen Sie das ja. Wenn ich im Sommer Urlaub nehmen könnte, würde ich dorthin fahren, wo Sie gerade herkommen. Sicher ist es in Boston zehn Grad kühler«, fügt er hinzu. Es gefällt mir gar nicht, dass er weiß, von wo aus ich heute Morgen losgeflogen bin.

Allerdings liegt dieser Schluss, wie ich mir vor Augen halte, ziemlich nah. Jeder, der möchte, kann herausfinden, dass ich in Cambridge arbeite, und Logan, der nächste Flughafen, gehört nun einmal zu Boston. Officer Macon schließt ein Tor auf und führt mich einen Weg entlang, der auf beiden Seiten von hohen, mit Natodraht gekrönten Zäunen gesäumt wird. Haus Bravo unterscheidet sich äußerlich nicht von den anderen Unterkünften, doch als die Eingangstür mit einem Klicken aufgeht und wir eintreten, spüre ich, dass hier Elend und Beklemmung herrschen. Die grauen Betonsteine, der grau lackierte Boden und

der dicke grüne Stahl scheinen diese Atmosphäre buchstäblich auszudünsten. Der mit einem Einwegspiegel verglaste Kontrollraum befindet sich gleich gegenüber dem Eingang. Außerdem gibt es hier noch einen Wäscheraum, eine Eismaschine, eine Küche und einen Kummerkasten.

Ich frage mich, ob Jaime Berger bei ihrem Besuch wirklich hier war. Worüber hat sie wohl mit Lola Daggette gesprochen? Hatte es etwas damit zu tun, dass Kathleen Lawler in Einzelhaft verlegt wurde? Und besteht eine Verbindung zu mir? Außerdem passt es gar nicht zu Jaime, irgendwohin zu gehen und jemanden absichtlich in Schwierigkeiten zu bringen. Es ist unvorstellbar für mich, dass sie ein Gerücht über Kathleen Lawlers Vergangenheit in Umlauf gebracht haben könnte, das zu Feindseligkeiten seitens der anderen Gefangenen geführt hat. Jaime ist intelligent, taktisch klug und ausgesprochen vorsichtig. Manchmal übertreibt sie es sogar damit. Zumindest war das früher so. Da ich sie seit einem halben Jahr nicht gesehen habe, habe ich keine Ahnung, was sich in ihrem Leben tut. Meine Nichte Lucy spricht nicht über sie und das, was geschehen ist, und ich bohre nicht nach.

Officer Macon schließt einen kleinen Raum mit großen Fenstern aus bruchsicherem Glas zu beiden Seiten der Tür auf. Er ist mit einem weißen Resopaltisch und zwei blauen Plastikstühlen möbliert.

»Warten Sie hier. Ich hole Miss Lawler«, sagt er. »Aber ich muss Sie warnen. Sie ist sehr redselig.«

»Ich bin eine ziemlich gute Zuhörerin.«

»Die Gefangenen lieben Aufmerksamkeit.«

»Hat sie denn oft Besuch?«

»Das würde ihr so gefallen. Publikum rund um die Uhr. Doch das ist bei fast allen so.« Er hat meine Frage nicht beantwortet.

»Spielt es eine Rolle, wo ich mich hinsetze?«

»Nein, Ma'am«, erwidert er.

Wenn es in einem Vernehmungszimmer eine versteckte Kamera gibt, hängt sie normalerweise der Zielperson, also in diesem Fall der Gefangenen, nicht mir, diagonal gegenüber. Hier gibt es keine Kamera, da bin ich ziemlich sicher. Ich setze mich und halte Ausschau nach Überwachungsmikrofonen. Als ich die Decke direkt über dem Tisch betrachte, entdecke ich die Metалldüse der Sprinkleranlage und daneben ein winziges Loch mit einer weißen Fassung. Mein Gespräch mit Kathleen Lawler wird also aufgenommen werden. Tara Grimm und vielleicht auch noch andere werden mich belauschen.

Seit Kathleen Lawler in Einzelhaft verlegt wurde, ist sie dreiundzwanzig Stunden am Tag in eine Zelle von der Größe eines Werkzeugschuppens eingesperrt. Die mit Maschendraht gesicherten Fenster bieten Aussicht auf Gras und einen Stahlzaun. Die Picknicktische aus Beton und die Blumenbeete, die sie mir in ihren E-Mails beschrieben hat, kann sie nicht mehr sehen. Auch auf ihre Mitgefangenen und die geretteten Hunde kann sie nur noch ab und zu einen Blick erhaschen.

Während der einen Stunde Hofgang schreitet sie »langweilige, gleichförmige Vierecke« in einem kleinen, vergitterten Bereich ab. Dabei wird sie von einem Aufseher bewacht, der auf einem Stuhl neben einer leuchtend gelben Kühlbox mit vierzig Liter Fassungsvermögen sitzt. Wenn Kathleen einen Schluck Wasser möchte, wird ihr ein kleiner Pappbecher durch die Gitterstäbe gereicht. Sie sagt, sie habe vergessen, wie es ist, von einem anderen Menschen berührt zu werden, Finger auf ihrer Haut oder eine Umarmung zu spüren. Das äußert sie so theatralisch, als hätte sie den Großteil ihres Lebens in Haus Bravo verbracht, nicht nur zwei Wochen. Die Einzelhaft zu ihrem eigenen Schutz ist eine neue Situation, die sie mit Einsitzen im Todestrakt vergleicht.

Sie erklärt, dass sie keinen Zugang zu E-Mails und auch keinen Kontakt zu ihren Mitgefangenen mehr hat, außer sie rufen von Zelle zu Zelle oder schieben heimlich gefaltete Zettel, sogenannte Kassiber, unter den Zellentüren durch, eine Methode, die Gerissenheit und Geschicklichkeit voraussetzt. Zwar darf sie jeden Tag eine begrenzte Anzahl von Briefen schreiben, kann sich allerdings keine Briefmarken leisten und ist sehr dankbar, wenn »vielbeschäftigte Menschen wie Sie an Leute wie mich denken und sich ein bisschen kümmern«, wiederholt sie einige Male. Ihre einzige Beschäftigungsmöglichkeit außer Lesen und Schreiben ist ein Fernseher mit Dreizehn-Zoll-Bildschirmdiagonale, der aus durchsichtigem Plastik und manipulationssicheren Schrauben besteht. Er hat keine eingebauten Lautsprecher, und der Empfang ist miserabel. So einen schlechten Empfang wie in ihrer neuen Unterkunft hatte sie noch nie, und sie vermutet, dass es »an all den elektromagnetischen Störungen in Haus Bravo« liegt.

»Spionage«, behauptet sie. »Die vielen Wachmänner, die nur nach einer Gelegenheit suchen, mich nackt zu sehen. Ich bin hier ganz allein eingesperrt. Wer also kriegt mit, was wirklich geschieht? Ich muss wieder zurück in meine alte Zelle.«

Da sie nur dreimal wöchentlich duschen darf, befürchtet sie zu verwahrlosen. Außerdem fragt sie sich, wann sie sich wieder von Insassinnen, die nicht unbedingt begnadete Kosmetikerinnen sind, Nägel und Haare schneiden lassen kann. Ärgerlich zeigt sie auf ihr übertrieben blondiertes kurzes Haar und beschwert sich darüber, wie ihr Aussehen unter der Haft gelitten hat, »denn auf diese Weise soll man hier gedemütigt werden, so kriegen sie einen klein«. Der Spiegel aus poliertem Stahl über dem stählernen Waschbecken erinnert sie ständig an die wahre Strafe für ihre Gesetzesverstöße, meint sie zu mir, als ob Gesetze ihre Opfer wären und nicht die Menschen, die sie missbraucht oder getötet hat.

»Ich versuche, mich aufzumuntern, indem ich mir denke: *Nun, Kathleen, das ist ja kein richtiger Glasspiegel*«, fährt sie, auf der anderen Seite des weißen Resopaltischs sitzend, fort. »Alles, was hier irgendein Spiegelbild wirft, muss doch verzerrt sein, finden Sie nicht? Genauso wie etwas den Fernsehempfang verzerrt. Also ist das Bild, das ich sehe, wenn ich mich anschau, möglicherweise auch verzerrt. Vielleicht bin ich das ja nicht wirklich.«

Sie wartet auf meine Bestätigung, dass ihre Schönheit nicht dahin ist und dass der Spiegel böswillig verfälschte Bilder produziert. Stattdessen erwidere ich, die von ihr geschilderten Zustände hörten sich wirklich schwierig an. Ich würde in ihrer Situation sicher ganz ähnlich empfinden. Mir würde das Gefühl frischer Luft auf dem Gesicht und der Anblick von Sonnenuntergängen und dem Meer ebenso fehlen wie ein heißes Bad oder eine gute Friseurin. Insbesondere was die Verpflegung beträfe, habe sie mein vollstes Mitgefühl, weil Essen für mich mehr sei als bloße Ernährung. Das ist ein Thema, über das ich

ungezwungen plaudern kann. Essen ist ein Ritual, eine Belohnung, ein Mittel, nach all den Dingen, die ich zu Gesicht bekomme, meine Nerven zu beruhigen und mich aufzuheitern.

Während Kathleen Lawler immer weiterredet, sich beklagt und anderen die Schuld an ihrem freudlosen Leben gibt, denke ich offen gestanden ans Abendessen und freue mich darauf. Ich werde nicht in meinem Hotelzimmer essen. Das wäre nach dem beengten Sitzen, erst in dem schmutzigen, übelriechenden Transporter und nun, ein unsichtbares Codewort auf die Hand gestempelt, im Gefängnis, wirklich nicht das Richtige. Nachdem ich in meinem Hotel in der Altstadt von Savannah eingecheckt habe, werde ich die River Street entlangschlendern und mir ein griechisches oder ein Cajun-Restaurant suchen. Oder noch besser, ein italienisches.

Ja, ein italienisches. Ich werde ein paar Gläser kräftigen Rotwein trinken – ein Brunello di Montalcino oder ein Barbaresco wäre wunderbar – und die Nachrichten oder meine Mails auf dem iPad lesen, damit mich niemand anspricht oder versucht, mit mir zu flirten, wie es so oft geschieht, wenn ich allein unterwegs bin, allein esse und trinke oder andere Dinge allein tue. Ich werde Benton eine SMS schreiben, Wein trinken und ihm erzählen, er habe mit seinem Verdacht recht gehabt, dass hier etwas schwer im Argen liegt. Ich bin in eine Falle gelockt oder reingelegt worden. Offensichtlich bin ich hier nicht willkommen. Ich werde ihm mitteilen, dass jetzt Schluss ist mit den Glacéhandschuhen. Jetzt greife ich mit bloßen Händen nach der Wahrheit.

»Stellen Sie sich vor, wie es ist, wenn man nicht mehr weiß, wie man eigentlich aussieht«, sagt die Frau, die mir in Fußeißen gegenüber sitzt. Ihr Äußeres macht ihr mehr zu schaffen als der Tod von Jack Fielding. Oder der des Jungen, den sie in betrunkenem Zustand überfahren hat.

»Mir standen so viele Möglichkeiten offen. Ich habe eine wirkliche Chance verpasst, berühmt zu werden«, spricht sie weiter. »Als Schauspielerin, Model oder Dichterin. Außerdem habe ich eine verdammt gute Stimme. Vielleicht hätte ich meine eigenen Texte schreiben und eine zweite Kelly Clarkson werden können. Natürlich gab es zu meiner Zeit noch keine Casting- Shows. Als ich jünger war, war ich eher der Typ Katy Perry, wenn sie blond wäre. Wahrscheinlich könnte ich noch immer eine bekannte Dichterin werden. Allerdings sind Ruhm und Erfolg viel leichter zu erreichen, wenn man attraktiv ist, und das war ich. Damals blieben Autofahrer meinetwegen stehen. Die Leute gafften. So wie ich in meiner Jugend aussah, hätte ich haben können, was ich wollte.«

Nach all den Jahren, in denen sie nicht an die Sonne gekommen ist, ist Kathleen Lawler unnatürlich blass. Ihr Körper ist schwammig und aus dem Leim gegangen. Dabei ist sie nicht übergewichtig, sondern nur schlaff und teigig, da sie ihr Leben in erzwungener Bewegungslosigkeit und sitzend verbringt. Ihre Brüste hängen, ihre Oberschenkel ruhen breit auf dem Plastikstuhl. Die früher so aufsehenerregende Figur ist inzwischen ebenso formlos wie die weiße Gefängniskleidung, die sie und die anderen Insassinnen in Einzelhaft tragen müssen. Es ist, als sei sie körperlich kein Mensch mehr und habe sich zu einer primitiven Lebensform zurückentwickelt wie zum Beispiel einem Plattwurm, höhnt sie in ihrem stark ausgeprägten, gedehnten Georgia-Akzent, der mich an weiche Karamellbonbons denken lässt.

»Wahrscheinlich schauen Sie mich an und fragen sich, wovon ich rede«, fährt sie fort, während ich mich an die Fotos von ihr erinnere. Auch an die Polizeifotos nach ihrer Verhaftung 1978, als sie und Jack beim Sex ertappt wurden.

»Als ich ihn in diesem Jugendheim am Stadtrand von Atlanta kennengelernt habe«, spricht sie weiter, »nun, da habe ich wirklich etwas hergemacht. Langes, blondes, seidenweiches Haar, großer Busen, ein Hintern wie ein Pfirsich aus Georgia und endlos lange Beine. Dazu riesige goldbraune Augen, die Jack immer meine Tigeraugen nannte. Komisch, wie manche Sachen sich vererben, als würden sie im Mutterleib oder vielleicht schon bei der Zeugung programmiert, sodass man ihnen nicht entrinne kann. Das Roulette Rad dreht sich, die eigene Nummer ist dran, und so wird man dann, ganz gleich, ob man sich Mühe gibt oder gar nichts tut. Man ist, was man ist. Ereignisse oder andere Menschen können den Engel oder den Teufel, den Gewinner oder den Verlierer, der sich in einem verbirgt, nur verstärken. Ob man

einen neuen Rekord im Baseball aufstellt oder vergewaltigt wird, hängt nur davon ab, wie das Rad sich dreht. Es ist vorherbestimmt, und man kann es vergessen, etwas dagegen tun zu wollen. Sie sind doch Wissenschaftlerin. Über Genetik brauche ich Ihnen deshalb ja nichts zu erzählen. Sicher stimmen Sie mir zu, dass die Natur unveränderbar ist.«

»Die Erfahrungen eines Menschen haben ebenfalls starke Auswirkungen«, wende ich ein.

»Das erkennt man auch bei Hunden«, fährt Kathleen fort. Anscheinend interessiert sie sich nicht für meine Meinung, so lange sie nicht für mich mitdenken kann. »Ein Windhund, der misshandelt wurde, wird immer auf gewisse Dinge reagieren und ist oft überempfindlich. Aber er ist entweder ein guter oder ein schlechter Hund. Entweder war er auf der Rennbahn ein Sieger oder ein Verlierer. Entweder kann man ihm etwas beibringen oder eben nicht. Ich kann nur aus ihm herausholen, was schon da ist, ihn ermutigen und ihn formen. Doch es ist unmöglich, ihn in etwas zu verwandeln, was nicht in ihm angelegt ist.«

Dann erzählt sie mir, sie und Jack seien Schicksalsgenossen gewesen. Sie habe ihm genau das Gleiche angetan, was ihr angetan worden sei, obwohl sie es damals noch nicht erkannt habe. Selbst als Sozialarbeiterin und Therapeutin sei sie einfach nicht in der Lage gewesen, es zu erfassen. Angeblich ist sie als Zehnjährige von einem methodistischen Geistlichen missbraucht worden.

»Er wollte mir ein Eis kaufen, aber schließlich habe ich etwas anderes geleckt.« Sie beschönigt nichts. »Ich war schrecklich verliebt. Es war so aufregend, und ich habe mich als etwas Besonderes gefühlt, obwohl das mit dem *Besonderen* rückblickend betrachtet vermutlich nicht gestimmt hat.« Sie beschreibt ihre sexuelle Beziehung mit ihm in allen Details. »Es waren eher Scham und Angst. Ich habe mich zurückgezogen. Heute erkenne ich das. Anstatt mit Gleichaltrigen zusammen zu sein, habe ich die meiste Zeit allein verbracht.«

Ihre ungefesselten Hände krampfen sich auf dem Schoß ineinander. Nur um die Knöchel trägt sie Eisen, und die Ketten scharren klappernd am Beton, wenn sie unruhig mit den Füßen zappelt.

»Rückblickend ist man immer schlauer, wie es so schön heißt«, fährt sie fort. »In Wahrheit konnte ich niemandem erzählen, was in meinem Leben los war. Die Lügen, das heimliche Herumgeschleiche zu Motels und Telefonzellen und all die Dinge, von denen ein kleines Mädchen eigentlich nichts wissen sollte. Ich hörte auf, ein kleines Mädchen zu sein. Das hat er mir weggenommen. Es ging so weiter, bis er eine Stelle in einer großen Kirchengemeinde in Atlanta bekam. Als ich etwas mit Jack anfang, war mir gar nicht klar, dass ich ihm im Grunde genommen das Gleiche antat, denn ich war zu diesem Verhalten ermuntert und abgerichtet worden, während man ihn darin bestärkt hatte, es zu dulden und es zu wollen. Und, o ja, wie er es wollte. Aber mittlerweile verstehe ich die Zusammenhänge. Ich habe ein ganzes Leben gebraucht, um zu begreifen, dass wir nicht in die Hölle kommen, sondern sie auf einem bereits für uns gelegten Fundament selbst errichten. Wir bauen uns die Hölle wie ein Einkaufszentrum.«

Bis jetzt hat sie mir den Namen des Geistlichen nicht genannt. Sie hat nur erwähnt, dass er verheiratet war, sieben Kinder hatte und seine gottgegebenen Bedürfnisse befriedigt sehen wollte. Kathleen habe er als seine spirituelle Tochter, seine Seelenverwandte bezeichnet. Es sei richtig und gut, sich in einem heiligen Bund zu vereinen. Am liebsten hätte er sie geheiratet und sich offen zu seiner tiefen Zuneigung bekannt. Doch Scheidung sei für ihn eine Sünde gewesen, erklärt Kathleen mit stumpfer, tonloser Stimme. Er habe seine Kinder nicht im Stich lassen wollen. Das hätte gegen die göttliche Lehre verstoßen.

»Verdammter Schwachsinn«, stößt sie hasserfüllt hervor. Ihr Blick aus Tigeraugen ist unverwandt. Ihr früher hübsches Gesicht hat inzwischen die Form einer Erdnuss und ist eingefallen. Die einst sinnlichen und vollen Lippen sind von einem Spinnennetz aus Fältchen umgeben. Außerdem fehlen ihr einige Zähne.

»Natürlich war das nichts als gequirlte Scheiße. Wahrscheinlich hat er sich ein anderes kleines Mädchen gesucht, als ich anfang, mich untenrum zu rasieren, und mich rar gemacht habe, wenn ich meine Tage hatte. Hübsch, klug und begabt zu sein hat mich nicht sehr weit gebracht, so viel steht, verdammt noch mal, fest«, beteuert sie, als wolle sie mir unter allen Umständen begreiflich machen, dass das menschliche Wrack, das mir da gegenüber sitzt, nicht wirklich sie selbst ist. Und noch viel weniger



diejenige, die sie einmal war.

Ich soll mir Kathleen Lawler als jung, schön, intelligent, frei und voll der besten Absichten vorstellen, als sie in einer Einrichtung für schwererziehbare Jugendliche eine sexuelle Beziehung mit dem zwölfjährigen Jack Fielding anfang. Doch ich sehe nur die Schäden, hervorgerufen durch einen Missbrauch, der einen weiteren und noch einen zur Folge hatte. Falls ihre Geschichte mit dem Geistlichen wahr ist, hat er ihr ebenso weh getan wie sie später Jack, und das Werk der Zerstörung ist noch nicht vollendet. Wahrscheinlich wird das auch nie der Fall sein. Eine Tat, ein Betrug, eine Lüge, an die man sich klammert und die sich immer mehr steigert, bis der kritische Punkt erreicht ist. Dann werden Leben zerstört, vernichtet und in den Schmutz gezogen. Man zimmert sich seine eigene Hölle. Mit eingeschalteter Beleuchtung und einladend wie das Motel, das Kathleen in dem Gedicht beschrieben hat.

»Ich frage mich oft, ob sich mein Leben wohl anders entwickelt hätte, wenn gewisse Dinge nicht geschehen wären«, meint sie niedergeschlagen. »Aber vielleicht würde ich trotzdem jetzt hier auf diesem Stuhl sitzen. Vielleicht hat Gott die Entscheidung ja schon gefällt, während meine Mama schwanger mit mir war: *Die da wird alles verlieren. Bei einigen muss das eben sein, warum also nicht sie?* Sicher verstehen Sie, wovon ich rede. Im Leichenschauhaus sehen Sie es ja häufig genug.«

»Ich bin keine Fatalistin«, erwidere ich.

»Schön für Sie, dass Sie noch an die Hoffnung glauben«, höhnt sie.

»Das tue ich.« *Aber dir glaube ich kein Wort*, denke ich.

Ich hole den schmucklosen weißen Umschlag aus der Gesäßtasche und schiebe ihn über den Tisch. Sie greift mit zierlichen Händen danach, deren weiße Haut so durchscheinend ist, dass hellblaue Adern durchschimmern. Ihre unlackierten Nägel sind rosig und kurz geschnitten. Als sie den Kopf senkt, um das Foto zu betrachten, erkenne ich, dass in ihrer blond gefärbten Kurzhaarfrisur flaumige graue Ansätze nachgewachsen sind.

»Das hier wurde vermutlich in Florida aufgenommen«, stellt sie fest, als spräche sie von mehr als von einem Foto. »Das, was ich da im Hintergrund durch den Wasserstrahl des Gartenschlauchs sehe, könnte ein Gardenienbusch sein. Nein, Moment mal. Warten Sie, verdammt.« Sie mustert das Foto. »Auf dem da ist er älter. Es ist vor kürzerer Zeit entstanden. Und die kleinen weißen Blüten sind die eines Spierstrauchs. Hier gibt es Spiersträucher in rauen Mengen. Man kann keinen Häuserblock weit gehen, ohne einen Spierstrauch zu sehen. Also tippe ich auf Savannah. Es war nicht in Florida, sondern hier in Savannah. Wissen Sie zufällig, wer es gemacht hat?«, fügt sie mit angespannter Stimme hinzu.

»Ich weiß nicht, von wem es gemacht wurde und wo«, entgegne ich.

»Nun, ich will aber wissen, wer es gemacht hat.« Ihr Blick verändert sich. »Falls es in Savannah oder in der näheren Umgebung aufgenommen worden ist, zeigen Sie es mir vielleicht aus genau diesem Grund. Um mir weh zu tun.«

»Ich habe wirklich keine Ahnung. Und ich will Ihnen auch nicht weh tun«, antworte ich. »Ich habe eine Kopie davon anfertigen lassen und dachte, Sie würden sich darüber freuen.«

»Vielleicht war Jack mit seinem Auto hier ganz in der Nähe, ohne dass ich es geahnt habe.« Vor Schmerz und Wut wird ihr Tonfall schneidend. »Als ich ihn kennenlernte, habe ich ihm von Savannah vorgeschwärmt. Es ließe sich wunderbar hier leben. Ich habe ihm geraten, zur Navy zu gehen. Dann würde er vielleicht ganz in der Nähe auf dem neuen U-Boot-Stützpunkt stationiert werden, der damals gerade in Kings Bay gebaut wurde. Sie wissen ja, dass Jack im Grunde seines Herzens ein Unruhegeist war, jemand, der die Welt umsegeln und exotische Länder hätte bereisen sollen. Oder als Pilot ein neuer Lindbergh werden. Er hatte zur Navy gehen oder auf Schiffen und Flugzeugen die Welt umrunden sollen anstatt in toten Menschen herumzuwühlen. Ich frage mich, wer ihn da wohl beeinflusst hat.«

Sie blickt mich finster an.

»Mich interessiert, wer zum Teufel dieses Foto gemacht hat und warum ich nicht wusste, dass er hier war, falls das stimmt«, fährt sie in eiskaltem Ton fort. »Was haben Sie sich dabei gedacht, mich mit

diesem Foto zu überrumpeln und mich in dem Glauben zu wiegen, dass er hier war, ohne mich zu besuchen? Nun, ich kann es mir vorstellen.«

Ich frage mich, wo Dawn Kincaid vor fünf Jahren zu dem Zeitpunkt war, als dieses Foto wahrscheinlich entstanden ist. Wie oft war sie in Savannah, um Kathleen zu sehen? War Jack vielleicht hier, um sich mit Dawn zu treffen, hatte aber keine Lust auf eine Begegnung mit ihrer Mutter? Da ich nun Kathleen, der Frau, von der ich so viel gehört habe, die ich aber nicht persönlich kannte, lebhaftig gegenüber sitze, habe ich ernsthafte Zweifel daran, dass Jack vor fünf oder sogar vor zehn Jahren mit seinem Mustang hierhergefahren ist, um sie zu besuchen. Es ist fast unvorstellbar, dass er Kathleen Lawler all die Zeit weiter geliebt oder sich auch nur mit ihr abgegeben hat. Sie ist gnadenlos, kennt keine Reue und hat nicht die Spur von Mitgefühl für andere. Außerdem haben jahrzehntelanger Drogenmissbrauch, selbstzerstörerische Lebensgewohnheiten und die Haft ihren Tribut gefordert. Sie ist schon lange nicht mehr charmant und schön gewesen, Dinge, die für meinen eitlen Stellvertreter eine große Rolle gespielt haben.

»Ich weiß nicht, wo das Foto gemacht wurde, und auch sonst nichts über die Hintergründe«, wiederhole ich. »Es hing in seinem Büro, und ich dachte, Sie hätten vielleicht gern einen Abzug. Diesen hier können Sie behalten. Ich war während der mehr als zwanzig Jahre, die wir wieder zusammengearbeitet haben, nicht immer über seinen Aufenthaltsort informiert«, antworte ich als Aufforderung, mir mehr über ihn zu erzählen.

»Jack, Jack, Jack«, seufzt sie. »Du bist ständig in der Weltgeschichte herumgegendelt. Einen Tag hier, den nächsten dort, während ich in diesem Drecksloch festsaß. Den Großteil meines Lebens habe ich hier in verschiedenen Zellen verbracht, weil ich dich geliebt habe, Jack.«

Als sie erst das Foto und dann mich betrachtet, ist ihr Augenausdruck eher hart als traurig.

»Offenbar komme ich draußen nie lange zurecht«, fügt sie hinzu, als sei ich hergekommen, um alles über sie zu erfahren. »Wie ein Süchtiger, der immer wieder rückfällig wird. Nur, dass mein Problem nicht die Abstinenz ist, sondern der Erfolg. Ich konnte mir nie den Erfolg zugestehen, den ich hätte haben können, weil es nicht in meinen Karten steht. Jedes Mal gehe ich es so an, dass ich einfach scheitern muss. Das meinte ich mit den Genen. Das Scheitern liegt in meiner DNA. Gott hat es für mich und für alle meine Nachfahren so entschieden. Ich habe Jack angetan, was mir angetan wurde, doch er hat mir nie Vorwürfe gemacht. Nun ist er tot, und für mich wäre es wohl auch das beste, denn die Dinge, die im Leben eine Rolle spielen, haben ihren eigenen Willen. Wir sind beide Opfer, vielleicht sogar Opfer des Allmächtigen selbst.

Und Dawn?«, spricht Kathleen weiter. »Tja, ich wusste vom ersten Tag an, dass etwas mit ihr nicht stimmt. Sie hatte nie eine Chance. Ein Frühchen, ein winziges, im Brutkasten an Kabel und Schläuche angeschlossenes Geschöpf. So sagte man mir wenigstens. Ich habe sie ja nicht selbst gesehen. Sie nie im Arm gehalten. Wie soll so ein kleines Wesen Nähe zu anderen Menschen lernen, wenn es die ersten beiden Lebensmonate in einem Glaskasten verbringt, während Mama im Knast sitzt? Danach eine Reihe von Pflegefamilien, mit denen sie nicht klar kam, und schließlich endete sie bei einem Paar in Kalifornien, das bei einem Autounfall starb. Sind über eine Klippe gestürzt oder etwas ähnlich Tragisches. Zum Glück hat Dawn damals schon mit einem vollen Stipendium in Stanford studiert. Und zu guter Letzt war sie dann bis zum Schluss in Harvard.«

Dawn Kincaid hat vor dem Wechsel ans MIT – und nicht nach Harvard – in Berkeley und nicht in Stanford studiert. Doch ich verbessere ihre Mutter nicht.

»Wie mir standen ihr alle Möglichkeiten der Welt offen, und nun ist ihr Leben vorbei, ehe es angefangen hat«, fährt Kathleen fort. »Ganz gleich, wie der Prozess auch ausgeht, alle werden sich nur noch daran erinnern, dass sie eines Verbrechens verdächtigt wurde. Sie kann einpacken. Eine Stelle in einem streng geheimen Labor wie die, die sie hatte, kriegt man nicht mehr, wenn man Verdächtige in einem Strafverfahren ist.«

Dawn Kincaid ist mehr als nur eine Verdächtige. Sie muss sich wegen verschiedener Anklagepunkte, einschließlich mehrerer vollendeter und versuchter Morde, vor Gericht verantworten. Doch ich schweige.

»Und dann noch das, was mit ihrer Hand passiert ist.« Kathleen hält die rechte Hand hoch. Ihr Blick durchbohrt mich. »In dem technischen Bereich, in dem sie tätig ist, muss sie mit Nanowerkzeugen und so weiter arbeiten. Nun hat sie eine bleibende Behinderung, weil sie einen Finger verloren hat und die Hand nicht mehr gebrauchen kann. Sie ist doch schon genug gestraft. Haben Sie denn kein schlechtes Gewissen? Jemanden so zu verstümmeln.«

Dawn hat nicht den ganzen Finger verloren, sondern nur die Fingerspitze, und Verletzungen an den Sehnen erlitten. Nach Auffassung des Chirurgen wird ihre rechte Hand wieder vollständig funktionstüchtig werden. Ich gebe mir Mühe, das Bild beiseite zu schieben. Das klaffende schwarze Viereck, wo die Fensterscheibe fehlte, der hereinwehende Wind und eine rasche Bewegung in der dunklen, eiskalten Luft, als mich etwas mit Wucht zwischen den Schulterblättern traf. Ich erinnere mich noch, dass ich das Gleichgewicht verloren habe, während ich ziellos mit der schweren Stabtaschenlampe ausholte und spürte, wie sie auf etwas Festes traf. Im nächsten Moment ging das Licht in der Garage an, und Benton zielte mit der Pistole auf eine junge Frau in einem schwarzen Mantel, die bäuchlings auf dem Boden lag. Hellrote feuchte Blutropfen waren um die Spitze eines Zeigefingers mit einem weißen, französisch manikürten Nagel verteilt. Und daneben erkannte ich das blutige Edelmesser, das Dawn Kincaid mir in den Rücken hatte rammen wollen.

Ich fühlte mich am ganzen Körper klebrig und hatte einen Geschmack im Mund, als wäre ich durch einen Sprühnebel aus Blut gegangen. Dabei musste ich an die Berichte der Soldaten denken, die in Afghanistan Zeuge geworden waren, wie ein Kamerad von einem Sprengsatz zerrissen wurde. Gerade noch war er da gewesen. Im nächsten Moment war da nur noch ein roter Dunstschleier. Als Dawn Kincaids Hand an der rasiermesserscharfen Klinge des Injektionsmessers abrutschte, das mit einem Druck von vierhundert Kilo auf zweieinhalb Quadratzentimeter komprimiertes Kohlendioxid ausstößt, wurde ich mit ihrem Blut bespritzt wie mit einer Airbrush-Pistole und fühle mich seitdem an Stellen beschmutzt, die ich nicht erreichen kann. Allerdings verbessere ich Kathleen Lawler nicht und verrate ihr auch nicht die kleinste Kleinigkeit, weil ich es merke, wenn mich jemand auf eine falsche Fährte locken, belügen und vielleicht sogar verhöhnen will. Ich denke an Tara Grimms Warnung, Kathleen würde Distanz zu ihrer Tochter vorgaukeln, obwohl die beiden sich in Wirklichkeit sehr nahestehen.

»Anscheinend sind Sie gut informiert«, stelle ich stattdessen fest. »Sicher haben Sie beide viel Kontakt.«

»So ein Schwachsinn, ich werde mich ganz bestimmt nicht bei ihr melden«, protestiert Kathleen kopfschüttelnd. »Bei den Schwierigkeiten, in denen sie steckt, würde nichts Gutes dabei herauskommen. Noch mehr Probleme kann ich wirklich nicht gebrauchen. Was ich weiß, habe ich aus den Nachrichten. Wir dürfen im Computerraum unter Aufsicht ins Internet. Und in der Bibliothek gibt es ausgewählte Zeitungen und Zeitschriften. Bevor ich hierherverlegt wurde, habe ich in der Bibliothek gearbeitet.«

»Dort haben Sie sich bestimmt wohl gefühlt.«

»Direktorin Grimm findet, dass man Menschen nicht resozialisieren kann, indem man ihnen Informationen vorenthält und sie in einem Nachrichtenvakuum leben lässt«, erwidert sie, als könnte die Direktorin zuhören. »Wie sollen wir wieder in der Welt da draußen leben, wenn wir nicht wissen, was dort los ist? Das hier ist natürlich keine Resozialisierungsmaßnahme.« Ihre Handbewegung zeigt, dass sie Haus Bravo meint. »Sondern ein Wegsperrschuppen, ein Friedhof, ein Ort, an dem man verfault.« Offenbar macht sie sich keine Gedanken mehr über Lauscher. »Was wollen Sie von mir erfahren? Ansonsten wären Sie doch nicht hier. Es spielt keine Rolle, wer angeblich zuerst nachgefragt hat. Das lief sowieso nur zwischen den Anwälten.« Kathleen starrt mich an wie eine Schlange, die gleich zubeißen wird. »Ich glaube nicht, dass Sie einfach nur nett sein wollen.«

»Mich würde interessieren, wann Sie Ihre Tochter zum ersten Mal richtig kennengelernt haben«,

entgegne ich.

»Sie wurde am 18. April 1979 geboren, und als ich sie zum ersten Mal traf, war sie gerade dreiundzwanzig geworden.« Kathleen betet den zeitlichen Ablauf herunter wie auswendig gelernt. Außerdem strahlt sie inzwischen Kälte aus und gibt sich nicht mehr so viel Mühe, freundlich zu sein. »Ich weiß noch, dass es kurz nach dem 11. September war. Im Januar 2002. Sie sagte, der Terroranschlag sei einer der Gründe, warum sie mich gesucht hätte. Das und der Tod der Leute in Kalifornien, bei denen sie gelandet ist, nachdem man sie wahllos herumgereicht hatte. Das Leben sei zu kurz. Das wiederholte Dawn mehrmals, als sie mich das erste Mal besuchte. Sie habe an mich gedacht, seit sie sich erinnern könne, und sich gefragt, wer ich bin und wie ich aussehe. Ihr sei klar geworden, dass sie erst zur Ruhe kommen könne, wenn sie ihre leibliche Mutter gefunden habe. Also hat sie mich gefunden. Hier im GPFW, allerdings nicht wegen der Straftat, wegen der ich jetzt einsitze. Damals ging es um Drogen. Ich war eine Weile draußen und dann wieder im Knast, und es ging mir ziemlich dreckig deswegen. Ich war so verzweifelt wie noch nie im Leben, weil es so verdammt aussichtslos und ungerecht war. Wenn man kein Geld für Anwälte hat und auch nicht wegen eines medienwirksamen Schwerverbrechens berühmt wird, kümmert es niemanden. Man wird einfach weggesperrt. Und da war ich also, wieder einmal eingelagert, und eines Tages, ich werde nie vergessen, wie überrascht ich war, bekam ich aus heiterem Himmel die Nachricht, eine junge Frau namens Dawn Kincaid wolle den ganzen Weg aus Kalifornien anreisen, um mich zu besuchen.«

»Wussten Sie, dass das der Name Ihrer Tochter war, die Sie zur Adoption freigegeben hatten?« Inzwischen stelle ich die Fragen, die mir auf der Zunge liegen.

»Ich hatte keine Ahnung. Natürlich nahm ich an, dass jemand, der ein Kind adoptiert, ihm den Namen gibt, der ihm gefällt. Wahrscheinlich waren die Kincaids, wer immer sie auch sein mögen, die erste Familie, bei der Dawn gelebt hat.«

»Haben Sie sie Dawn genannt?«

»Natürlich nicht. Wie ich schon sagte, hatte ich sie nie gesehen und auch nie im Arm gehalten. Als vorzeitig die Wehen einsetzten, war ich hier im GPFW. Ich wurde auf schnellstem Weg ins Savannah Community Hospital gebracht. Und anschließend sofort zurück in meine Zelle, als wäre nie etwas geschehen. Eine Nachsorgeuntersuchung gab es nicht.«

»War die Freigabe zur Adoption Ihre Entscheidung?«

»Welche Alternative hatte ich denn?« Sie wird laut. »Wenn man eingesperrt ist wie ein Tier, gibt man seine Kinder weg. So läuft es eben. Denken Sie nur an die verdammt Umstände.«

Sie sieht mich finster an. Ich schweige.

»So etwas nennt man in Sünde gezeugt, und die Sünden der Eltern werden weitergegeben«, spottet sie, jetzt wieder in leisem Ton. »Es ist ein Wunder, dass überhaupt jemand Kinder nimmt, die unter solchen Umständen geboren werden. Was hätte ich denn tun sollen, sie Jack geben?« Kurz sieht sie mich den Tränen nah an. »Er war doch erst zwölf«, sagt sie. »Was zum Teufel hätte er mit Dawn, mir oder der ganzen Situation anfangen sollen. Außerdem wäre es gesetzlich gar nicht erlaubt gewesen, was ein Jammer ist. Wir hätten es geschafft, er und ich. Natürlich habe ich oft an das Lebewesen gedacht, das wir zusammen geschaffen haben. Aber ich habe immer geglaubt, dass niemand eine Mutter wie mich gebrauchen kann. Stellen Sie sich also meine Überraschung vor, als sich dreiundzwanzig Jahre später eine Frau namens Dawn Kincaid mit mir in Verbindung setzte. Anfangs konnte ich es nicht fassen und habe es für einen Trick gehalten. Vielleicht war sie ja nur eine Studentin, die für eine Arbeit recherchiert. *Woher soll ich wissen, ob diese Person wirklich mein Baby ist?*, habe ich mich gefragt. Aber ich musste sie nur anschauen. Sie sah Jack so ähnlich, wenigstens dem Jack, an den ich mich erinnerte. Es war unheimlich, so als wäre er als Mädchen zu mir zurückgekehrt. Wie eine Vision.«

»Sie haben erwähnt, sie habe irgendwie herausgefunden, wer ihre leibliche Mutter ist. Was ist mit ihrem Vater?«, erkundige ich mich. »Wusste sie bei ihrer ersten Begegnung schon über Jack Bescheid?«

Dieses fehlende Teilchen des Puzzlespiels hat bis jetzt noch niemand gefunden, nicht einmal Benton und seine Kollegen beim FBI. Wir wissen, dass Dawn Kincaid in den Monaten vor Jacks Ermordung in dem ehemaligen Kapitänshaus in Salem wohnte, das er gerade renovierte. Außerdem ist uns bekannt, dass er seit einigen Jahren Kontakt zu ihr hatte. Allerdings gibt es keine Informationen darüber, wie lange dieser Kontakt schon anhielt, auf welchem Wege er zustande kam und wie eng die Beziehung war.

Ich habe in meinem Gedächtnis gekramt und mich an meine Anfangstage in Richmond zurückerinnert, als Jack bei mir die Facharztausbildung zum forensischen Pathologen absolvierte. Allerdings fällt mir keine Situation ein, in der er mir etwas von einer unehelichen Tochter und deren Mutter erzählt hätte. Ich hatte gehört, er sei als Junge von einer Mitarbeiterin eines Erziehungsheims missbraucht worden, doch darin erschöpfte sich mein Wissen. Er hat nie darüber gesprochen. Ich hätte nachhaken sollen. Ich hätte mir in einer Phase seines Lebens, in der es vielleicht noch etwas genützt hätte, mehr Mühe geben müssen. Doch noch während mir das durch den Kopf schießt, reift tief in mir die Überzeugung, dass jeder Versuch zwecklos gewesen wäre. Jack hätte meine Hilfe nie angenommen, weil er nicht glaubte, welche zu brauchen.

»Sie wusste Bescheid, und zwar durch mich«, erwidert Kathleen. »Ich war offen zu ihr und habe ihr erklärt, wer ihre wahren Eltern sind. Außerdem habe ich ihr alte Fotos von ihm gezeigt und auch ein paar neueren Datums, die er mir geschickt hat. Wir sind während der Jahre in Verbindung geblieben. Anfangs haben wir uns auch geschrieben.«

Ich erinnere mich noch gut daran, dass ich nach Jacks Tod seine Sachen durchgeschaut habe. Briefe von Kathleen Lawler sind mir dabei nicht aufgefallen.

»Später haben wir uns eine Zeitlang gemailt, was für mich momentan die schlimmste Einschränkung ist«, fügt sie ärgerlich hinzu. »E-Mails sind kostenlos und werden sofort verschickt. Ich bin nicht darauf angewiesen, dass andere Menschen mir Briefpapier und Marken schenken, Reste und altes Zeug, Mist, den die Leute nicht mehr brauchen und für den wir auch noch dankbar sein sollen.«

Benton und seine Kollegen beim FBI haben mehr als zehn Jahre alte Mails gelesen, die mir als anzüglich, pubertär und stark mit Obszönitäten durchsetzt geschildert wurden. Das finde ich nicht so schwer nachzuvollziehen, wie man meinen möchte. Wahrscheinlich war Kathleen Jacks erste Liebe. Zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung wegen sexuellen Missbrauchs hat er vermutlich für sie geschwärmt. Und im Lauf der Jahre haben die beschädigten Seelen per Brief oder E-Mail kommuniziert, bis der Schriftwechsel irgendwann abbrach. Sonst wurden keine Hinweise darauf entdeckt, dass Jack nach unserem Wegzug aus Virginia weiter an Kathleen geschrieben hat. Allerdings bedeutet das nicht, dass er keinen Kontakt zu seiner leiblichen Tochter Dawn Kincaid hatte. Er muss sogar in Verbindung zu ihr gestanden haben, die Frage ist nur, seit wann genau. Vielleicht seit fünf Jahren, falls sie es war, die ihn fotografiert hat.

»Die Post ist so verdammt langsam«, setzt Kathleen ihre Litanei fort. »Ich schicke einen Brief, jemand draußen antwortet, und ich sitze tagelang wartend in meiner Zelle. E-Mails kommen sofort an, doch in Haus Bravo ist Internetzugang nicht gestattet«, beschwert sie sich. »Und ich darf nicht zu meinen Hunden. Ich kann weder Hunde ausbilden noch einen Windhund in meiner Zelle halten. Ich war gerade dabei, Trail Blazer zu trainieren, und jetzt kann ich nicht zu ihm.« Ihre Stimme klingt belegt. »Ich bin so an die Gesellschaft meiner wunderbaren Hunde gewöhnt, und nun sitze ich hier in Einzelhaft. Und bei *Inklings* darf ich auch nicht mehr mitarbeiten. Die haben mir alles weggenommen, an das ich gewöhnt war.«

»*Inklings*, Tintenkleckser?«, frage ich.

»Die Gefängniszeitung. Ich bin die Chefredakteurin«, erwidert sie. »Zumindest war ich das«, fügt sie zornig hinzu.

»*Inklings* wie bei Tolkien und C. S. Lewis, der Name ihrer Gruppe«, erklärt Kathleen. »Sie haben sich in einem Pub in Oxford getroffen und über Kunst und Philosophie gesprochen. Nicht dass ich oft Gelegenheit hätte, über Kunst und Philosophie zu sprechen. Das interessiert die meisten Frauen hier einen Scheiß. Die wollen sich nur selbst darstellen, ihren Namen gedruckt sehen, sich Aufmerksamkeit verschaffen und sich feiern lassen. Alles, um der Langeweile zu entfliehen und ein wenig Hoffnung zu haben, dass doch noch etwas aus einem werden könnte.«

»Ist *Inklings* die einzige Zeitschrift hier?«, frage ich.

»Eine andere gibt es nicht.« Ihr Stolz ist nicht zu übersehen, allerdings nicht auf mögliche literarische Erfolge. Es geht um Macht. »Ich habe für diese Zeitschrift gelebt. Direktorin Grimm ist großzügig, so lange man sich an die Regeln hält. Sie war wirklich gut zu mir. Aber ich will nicht zu meinem eigenen Schutz in Einzelhaft sitzen, und es ist auch völlig überflüssig. Sie soll mich wieder zurückverlegen«, verkündet sie, als ob Tara Grimm zuhören würde.

Kathleen hat im Gefängnis eine Machtposition inne. Oder vielmehr hatte. Sie konnte entscheiden, wer anerkannt und wer verachtet wurde, wer unter den Insassinnen Prominenz genoss und wer in der Versenkung verschwand. Ich überlege, ob das vielleicht der Grund ist, warum einige Gefangene einen Groll gegen sie hegen, einmal angenommen, dass man mir die Wahrheit gesagt hat. Was mag wohl der wahre Grund für die Verlegung gewesen sein? Ich denke an das, was Tara Grimm mir über die am 6. Januar 2002 in Savannah ermordete Familie und Jaime Bergers kürzlichen Besuch in Haus Bravo erzählt hat.

»Auf dem College habe ich Anglistik studiert und wollte eigentlich hauptberuflich Gedichte schreiben, doch stattdessen habe ich zur Sozialpädagogik gewechselt und darin meinen Master gemacht«, teilt Kathleen mir mit. »*Inklings* war meine Idee. Direktorin Grimm hat mir die Erlaubnis gegeben.«

Im Januar 2002 war Dawn Kincaid in Savannah und ist Kathleen zum ersten Mal begegnet. Das behauptet Kathleen wenigstens. Möglicherweise war Dawn ja auch in der Stadt, als der Arzt und seine Familie getötet wurden. Zerhackt und verstümmelt, eine Form der Gewalt, die Benton als persönlich, unmittelbar und häufig von einer sexuellen Komponente begleitet bezeichnet. Der körperliche Akt, mit einem Messer in den Körper des Opfers – oder wie bei dem Mord an dem Jungen in Salem mit Stahlnägeln in den Schädel – einzudringen, erregt und stimuliert den Täter.

»Wir halten die Redaktionssitzungen in der Bibliothek ab, um eingereichte Artikel zu sichten und mit dem Layout-Team die Gestaltung zu besprechen.« Kathleen redet noch immer über ihre Zeitschrift. »Erst treffe ich die endgültige Entscheidung, was veröffentlicht wird, anschließend gibt Direktorin Grimm ihre Genehmigung, und dann kommt noch ein Foto jeder Frau, deren Text ausgewählt wurde, auf die entsprechende Seite. Das kann natürlich zu Eifersüchteleien, manchmal gar zu Feindseligkeiten führen.«

»Und was passiert jetzt mit der Zeitschrift?«, erkundige ich mich, wobei ich mich frage, ob Lola Daggette möglicherweise Dawn Kincaid kennt und weiß, dass Kathleen ihre Mutter ist.

»Natürlich lassen sie mich nicht mehr mitmachen«, antwortet Kathleen verärgert. »Das erledigt inzwischen offenbar jemand anderer. Wie ich schon sagte, habe ich in der Bibliothek gearbeitet, doch das darf ich auch nicht mehr. Damit habe ich Geld verdient, um im Gefängnisladen einzukaufen. Vierundzwanzig Dollar im Monat. Ein paar Süßigkeiten hier und da, Papier, Briefmarken. Außerdem war es kein großer Zeitaufwand. Wie soll ich nun an Geld kommen, wenn meine Ersparnisse aufgebraucht sind? Wer hilft mir? Wie soll ich eine dämliche Flasche Shampoo kaufen, um mir die Haare zu waschen?«

Ich antworte nicht. Von mir bekommt sie keinen Cent.

»In Haus Bravo gelten für alle dieselben Regeln, ganz gleich, ob man zum eigenen Schutz hier oder eine

Serienkillerin ist. Wahrscheinlich ist das der Preis der Sicherheit«, spricht sie weiter, und ihr harter Gesichtsausdruck erschreckt mich. Es ist, als wolle sich etwas Hässliches aus ihr hervorarbeiten. »Nur dass ich nicht in Sicherheit bin. Ich sitze hier mit einem verdamnten Damoklesschwert über dem Kopf.«

»Was für ein Damoklesschwert?«, hake ich nach.

»Keine Ahnung, warum die mir das antun. Sie sollen mich zurückverlegen.«

»Was ist das für ein Damoklesschwert?«, wiederhole ich.

»Hinter all dem steckt nur Lola«, erwidert sie, und der Kreis hat sich geschlossen.

Jaime Berger war hier in der Anstalt, um mit Lola Daggette zu sprechen, die eine Verbindung zu Kathleen Lawler hat. Diese wiederum kennt mich. Ich verrate ihr nicht, dass ich weiß, wer Lola Daggette ist, da ich immer noch die Möglichkeit in Erwägung ziehe, dass sie etwas mit Dawn zu tun haben könnte.

»Sie wollte, dass ich verlegt werde, damit ich in ihrer Nähe bin«, fährt Kathleen zornig fort. »Der Todestrakt ist hier kein separates Gebäude. Lola ist momentan die Einzige, die dort einsitzt. Die Letzte war Barrie Lou Rivers, die in Atlanta Thunfischsandwiches mit Arsen vergiftet und damit viele Leute umgebracht hat.«

Der Feinkostteufel. Ich bin vertraut mit dem Fall, lasse mir jedoch nichts anmerken.

»Ihre Stammkunden haben täglich bei ihr ein Thunfischsandwich Spezial gekauft, und sie hat lächelnd mit angesehen, wie sie kränker und kränker wurden«, spricht Kathleen weiter. »Kurz bevor man ihr die Todesspritze setzen wollte, ist sie in ihrer Zelle an einem Thunfischsandwich erstickt. So was nenne ich Ironie des Schicksals.«

»Ist der Todestrakt oben?«

»Es ist nur eine Hochsicherheitszelle wie alle anderen auch und unterscheidet sich nicht von der, in der ich jetzt sitze.« Kathleen wird lauter und steigert sich immer mehr hinein. »Lola ist oben, und ich bin hier unten, eine Etage tiefer. Sie ruft mir zwar nichts zu und schickt mir auch keine Kassiber, aber es spricht sich herum, was sie sagt.«

»Und was sagt sie?«

»Sie droht mir. Das weiß ich.«

Ich erspare mir den Hinweis auf den Umstand, dass Lola Daggette ebenso dreiundzwanzig Stunden am Tag eingesperrt ist wie Kathleen, sodass die beiden sich unmöglich persönlich begegnen können. Wie ich es sehe, hat Lola keine Gelegenheit, jemandem Schaden zuzufügen.

»Sie wusste genau, dass ich in dasselbe verdamnte Gebäude verlegt werde wie sie, wenn sie die anderen gegen mich aufhetzt und das Gerücht verbreitet, dass ich in Gefahr bin. Und genau das hat sie getan«, fügt sie mit schneidender Stimme hinzu. »Lola will mich in ihrer Nähe haben«, ergänzt sie. Ich hingegen glaube nicht, dass Kathleen ihren Aufenthalt in Haus Bravo Lola zu verdanken hat.

Das war Tara Grimms Werk.

»Hatten Sie früher ähnliche Schwierigkeiten mit Ihren Mitgefangenen?«, frage ich. »Schwierigkeiten, die Ihre Verlegung notwendig gemacht haben?«

»Sie meinen, in Haus Bravo?« Kathleen erhebt die Stimme. »Nein, verdammt. Ich war noch nie zuvor in Einzelhaft. Warum auch? Die müssen mich da rauslassen. Ich will wieder ein normales Leben führen.«

Officer Macon kommt an den Fenstern des Besucherzimmers vorbei. Ich spüre, dass er zu uns hereinschaut, und weiche seinem Blick aus. Dabei denke ich an das Gedicht, das Kathleen mir geschickt, und an die Literaturzeitschrift, die sie bis vor wenigen Wochen herausgegeben hat. Wie oft hat sie wohl ihre eigenen Texte veröffentlicht und andere Autorinnen übergangen? Ich sehe auf die Uhr. Unsere Stunde ist beinahe um.

»Es war wirklich nett von Ihnen, mir das Foto von Jack mitzubringen.« Kathleen hält das Foto auf Armeslänge von sich und kneift die Augen zusammen. »Hoffentlich läuft Ihr Prozess gut.«

Die Art, wie sie das sagt, lässt mich aufmerken. Aber ich reagiere nicht.

»Ein Prozess ist nämlich kein Kindergeburtstag. Ich bekenne mich normalerweise einfach schuldig, um

mit der Mindeststrafe davonzukommen. So erspare ich dem Steuerzahler Kosten. Ich habe schon ein paarmal Bewährung bekommen, weil ich so ehrlich war, reinen Tisch zu machen. *Ich war's, und es tut mir leid.* Wenn man sich keine Sorgen um seinen guten Ruf machen muss, gibt man am besten alles zu. Ansonsten kriegt man es nur mit Geschworenen zu tun, die im Namen des Volkes ein Exempel an einem statuieren wollen«, höhnt sie.

Sie denkt nicht an Dawn Kincaid, die sich niemals zu einer Straftat bekennen wird. Ich bekomme ein mulmiges Gefühl in der Magengrube.

»Sie hingegen haben einen Ruf zu verlieren, Dr. Kay Scarpetta. Einen ganz ausgezeichneten Ruf, stimmt's? Deshalb ist es für Sie ein wenig komplizierter.« Ihr Lächeln ist kalt, ihr Blick stumpf. »Ich bin wirklich froh, dass wir uns endlich begegnet sind, damit ich sehe, worum der ganze Wirbel ging.«

»Ich habe keine Ahnung, von welchem Wirbel Sie reden.«

»Ich hatte es so satt, ständig nur von Ihnen zu hören. Vermutlich haben Sie die Briefe nicht gelesen.«

Ich gehe nicht auf ihren und Jacks angeblichen Briefwechsel ein. Briefe, die ich nie zu Gesicht bekommen habe.

»Ich merke Ihnen an, dass Sie sie nicht kennen.« Als Kathleen grinsend nickt, kann ich ihre Zahnlücken sehen. »Sie wissen wirklich nichts, oder? Das ergibt auch Sinn. Wahrscheinlich wären Sie sonst nicht bereit gewesen, mich zu besuchen. Tja, und vielleicht wären Sie dann auch nicht so selbstgefällig und würden nicht so auf dem hohen Ross sitzen.«

Ich verharre reglos. Ganz gelassen. Nichts ist mir anzumerken. Weder Neugier noch Wut.

»Bevor es E-Mails gab, haben wir uns Briefe geschrieben«, spricht sie weiter. »Er hat immer liniertes Papier genommen, als ob er noch ein Schuljunge wäre. Das muss in den frühen Neunzigern gewesen sein. Damals arbeitete Jack für Sie in Richmond und fühlte sich absolut elend. Mir schrieb er öfter, Sie bräuchten nichts weiter als einen guten Fick. Sie seien eine frustrierte und durchgeknallte Zicke, was sich vielleicht bessern würde, wenn Sie mal jemand so richtig durchvögelt. Er und der Detective von der Mordkommission, mit dem Sie damals viel zusammengearbeitet haben, haben im Leichenschauhaus oder an Tatorten darüber Witze gerissen. Jemand müsse Sie mal heiß machen, weil Sie zu viel Zeit in der Kühlkammer mit Leichen verbringen würden. Jemand müsse Ihnen zeigen, wie es ist, mit einem Mann zusammen zu sein, der noch einen hochkriegt.«

Pete Marino war Detective bei der Mordkommission von Richmond, als ich dort Chief Medical Examiner war. Inzwischen ist mir klar, warum ich die Briefe nie gesehen habe. Sicher liegen sie beim FBI. Benton ist der Kriminologe und forensische Psychologe, der die Außenstelle des FBI in Boston berät. Ich weiß, dass er die E-Mails von Kathleen und Jack gelesen hat, denn er hat den Inhalt kurz für mich zusammengefasst. Außerdem bezweifle ich nicht, dass er sich auch mit den Briefen befasst hat. Er hätte mich nicht dem aussetzen wollen, was Kathleen Lawler mir gerade an den Kopf geworfen hat, und hätte verhindert, dass ich von Marinos böswilligen Bemerkungen und seinen Witzen auf meine Kosten und hinter meinem Rücken erfahre. Benton würde mich vor kränkenden Dingen wie diesen schützen, und zwar mit der Begründung, dass so etwas niemanden weiterbringt. Also bleibe ich ruhig und gelassen und werde nicht reagieren. Diese Genugtuung gönne ich Kathleen Lawler nicht.

»Und jetzt sitzen wir hier. Endlich sehe ich Sie vor mir«, stellt sie fest. »Die große Chefin. Der Boss. Die legendäre Dr. Scarpetta.«

»Jack war mein Mitarbeiter«, erwidere ich gleichmütig.

»Er hat mich mehr geliebt, als er Sie je geliebt hat.«

»Daran zweifle ich nicht.«

»Ich war die Liebe seines Lebens. Sie haben ihn angekotzt«, sagt sie. Je ruhiger ich bin, umso mehr teilt sie aus. »Er meinte, Sie ahnten ja gar nicht, wie gnadenlos Sie mit Ihren Mitmenschen umspringen. Wenn Sie in den Spiegel schauen würden, wüssten sie, warum Sie keine Freunde haben. *Dr. Right* hat er Sie genannt. Und er sei *Dr. Wrong*. Die Polizisten seien *Detective Wrong* oder *Officer Wrong*. Alle lägen



falsch außer Ihnen. *Falsch, Jack, das musst du so machen. Falsch, Jack!*«, spricht sie weiter, ihr Ton wird hysterisch. »Ständig haben Sie ihn gegängelt und an ihm herumkritisiert. *Als ob die ganze gottverdammte Welt ein Tatort wäre*, hat er sich oft bei mir beklagt.«

»Manchmal war er wütend auf mich. Das war kein Geheimnis«, antworte ich sachlich.

»Menschen wie Sie trampeln auf anderen herum, treten sie und demütigen Sie aus reinem Mutwillen.«

»Das ist ganz bestimmt nicht meine Art. Und falls er etwas anderes angedeutet hat, ist das sehr schade.«

»Er hat stets Ihnen die Schuld gegeben, wenn die Dinge nicht gut liefen.«

»Das hat er oft getan.«

»Mir hat er kein einziges Mal die Schuld gegeben.«

»Geben Sie ihm die Schuld dafür, was mit Ihnen geschehen ist?«, erkundige ich mich.

»Er mag erst zwölf gewesen sein, aber er war kein kleiner Junge mehr. Das war er ganz bestimmt nicht, glauben Sie mir. Er hat den Anfang gemacht. Ist mir auf Schritt und Tritt gefolgt. Hat Vorwände erfunden, um mit mir zu sprechen, mich zu berühren, mir zu sagen, was er empfand und wie er für mich schwärmte. Manche Dinge geschehen eben.«

*Ja, manche Dinge geschehen eben*, denke ich. *Auch wenn sie nie geschehen sollten*.

»Es hat ihm das Herz gebrochen, als ich in Handschellen abgeführt wurde. Und dann später, als er mich im Gerichtssaal sah, hat es ihn fast umgebracht«, fährt sie fort, und ihre Feindseligkeit gegen mich verschwindet so plötzlich, wie sie gekommen ist. »Sie haben uns getrennt. Uns auseinandergerissen. Doch unsere Seelen konnten sie nicht trennen. Die sind uns geblieben. Jack hat Sie bewundert. So lästig es auch war, es immer wieder zu hören, hatte er Respekt vor Ihnen. Das weiß ich. Die Sache mit Jack war nur, dass er keine eindeutigen Gefühle für einen Menschen entwickeln konnte. Wenn er jemanden liebte, hasste er ihn auch. Wenn er jemanden respektierte, verachtete er ihn im selben Moment. Wenn er mit jemandem zusammen sein wollte, flüchtete er. Wenn er jemanden fand, verlor er ihn wieder. Und nun ist er fort.«

Sie betrachtet die Hände auf ihrem Schoß. Ihre Fußfesseln scharren und klappern auf dem Boden, als sie die Füße bewegt und anfängt zu zittern. Ihr Gesicht ist gerötet, und sie ist den Tränen nah.

»Ich musste das loswerden. Ich weiß, es war nicht nett von mir.« Sie sieht mich nicht an.

»Ich verstehe Sie.«

»Hoffentlich brechen Sie den Kontakt jetzt nicht ab. Ich würde gern wieder von Ihnen hören.«

»Es ist gut, sich etwas von der Seele zu reden.«

»Ich weiß nicht, ob ich seinen Tod in einigen Monaten vielleicht besser verkraften werde«, spricht sie weiter und blickt zu Boden. »Ich kann es noch immer kaum fassen. Er war zwar kein Teil meines jetzigen Lebens, gehörte aber zu meiner Vergangenheit. Er ist der Grund, warum ich hier bin. Und nun ist der Grund weg, und ich bin noch da.«

»Das tut mir leid«, erwidere ich.

»Es fühlt sich so leer an. Das ist das Wort, das mir immer wieder einfällt. Leer. Wie eine sturmumtoste Brachfläche.«

»Ich weiß, wie weh das tut.«

»Wenn man uns einfach nur in Ruhe gelassen hätte.« Als sie den Kopf hebt, sind ihre Augen blutunterlaufen und voller Tränen. »Wir haben einander nicht weh getan. Wenn man uns in Ruhe gelassen hätte, wäre all das nicht geschehen. Wem haben wir denn geschadet? Es war doch eher umgekehrt.«

Ich schweige.

»Nun, ich hoffe, dass Ihr restlicher Aufenthalt in Savannah produktiv verläuft.« Das ist eine sehr seltsame Art, sich auszudrücken.

Wieder geht Officer Macon an den Fenstern zu beiden Seiten der Stahltür vorbei, um nach dem Rechten zu sehen. Kathleen blickt ihn zwar nicht an, aber ich weiß, dass er auf ihrem Radarschirm ist.

»Ich bin froh, dass Sie gekommen sind und dass wir miteinander reden konnten. Dass Ihr Anwalt und die anderen Anwälte diese Tür für uns geöffnet haben. Und ich weiß die Fotos und alles, was Sie mir

sonst noch netterweise gegeben haben, zu schätzen«, fügt sie hinzu. Es klingt merkwürdig. So als meine sie nicht das, was sie sagt, sondern etwas, das ich nicht verstehe. Sie wartet darauf, dass Officer Macon wieder verschwindet.

Dann greift sie in den Kragen ihrer weißen Uniformbluse, holt etwas aus ihrem BH und schiebt hastig ein fest zusammengefaltetes Stück Papier über den Tisch.

Wasser tropft aus den Eichen und Palmen am Rand des Parkplatzes. Der Geruch des Regens und der süße Duft blühender Büsche, deren Blütenblätter wie buntes Konfetti den Boden bedecken, steigen mir in die Nase. Die Luft ist drückend schwül, und immer wieder schaut eine stechende Sonne zwischen den sich im Westen zusammenballenden Wolken hervor. Ich setze mich in den Transporter, immer noch verwundert, dass niemand mich aufgehalten hat.

Auf dem Weg weg von Haus Bravo über einen noch vom Gewitter nassen Gehweg ließ sich Officer Macon nicht anmerken, dass etwas im Argen liegen könnte. An der Kontrollschleuse, wo ich meine Hand unter eine ultraviolette Lichtquelle halten musste, sodass das aufgestempelte Wort Schnee auf meiner Haut sichtbar wurde, fiel kaum ein Wort. Officer Macon bedankte sich für meinen Besuch, als sei dieser eine Ehre für das Georgia Prison for Women. Als ich meinte, Kathleen Lawler fürchte um ihre Sicherheit, lächelte er und erwiderte, die Insassinnen erfänden gern »Märchen«. Die Verlegung in Einzelhaft diene ja gerade ihrem Schutz. Ich verabschiedete mich und ging.

Daraus schließe ich, dass meine ursprüngliche Vermutung richtig ist. Ich spüre den zusammengefalteten Zettel in meiner Hosentasche wie einen glühenden Stein. Ich bin überzeugt, dass Kathleen mir sicher nichts zugesteckt hätte, wenn sie mit Entdeckung hätte rechnen müssen. Allmählich habe ich das Gefühl, dass sie Teil eines unvorstellbar ausgeklügelten Komplotts ist. Obwohl ich noch nicht ganz sicher bin, ob sie mich gerade reingelegt hat, habe ich den Verdacht, dass es so sein könnte.

Während ich den Motor anlasse, hole ich Kathleens Zettel heraus und lasse dabei den Blick über den Parkplatz schweifen, um sicherzugehen, dass niemand in der Nähe ist und mich beobachtet. Ich sehe die schmalen, mit Maschendraht gesicherten Fenster der Unterkünfte mit den blauen Metalldächern und das mit Säulen versehene Verwaltungsgebäude aus Backstein, aus dem ich gerade gekommen bin. Dampf steigt aus dem feuchten Asphalt auf. Die schwere, warme Luft weht zum offenen Autofenster herein. In einer Ecke des vollbesetzten Parkplatzes bemerke ich einen schwarzen Mercedes Kombi, der mich an einen Leichenwagen erinnert. Darin sitzt bei abgeschaltetem Motor eine Frau und telefoniert. Es ist zu heiß und zu schwül, um in einem Auto zu sitzen, in dem die Klimaanlage nicht läuft. Allerdings hat sie die Fenster einen Spaltbreit geöffnet. Obwohl die Frau nicht auf mich zu achten scheint, fühle ich mich unwohl und beklommen und glaube inzwischen, dass ich Grund dazu habe.

Seit Benton mich heute am frühen Morgen am Logan Airport abgesetzt hat, habe ich den Eindruck, dass man mich überwacht und mir Steine in den Weg legt, auch wenn ich keine greifbaren Beweise vorlegen könnte. Jedoch hat sich dieser Eindruck wegen verschiedener merkwürdiger Faktoren verfestigt. Dieser grässliche, schmutzige und stinkende Transporter zum Beispiel, den ich nie bestellt habe. Das Handschuhfach ist mit Servietten der Fastfood-Kette Bojangle's und Broschüren von Bootsvermietungen vollgestopft. Obwohl ich mehrmals versucht habe, Bryce anzurufen, um mich zu beschweren und ihm auf der Mailbox hinterlassen habe, ich könne nicht glauben, dass eine Luxus-Autovermietung mit Chauffeurdienst eine solche Schrottaube zu ihrer Flotte zählt, hat er sich nicht bei mir gemeldet. Seit Tagen habe ich nichts mehr von ihm gehört, so als ginge mein Verwaltungschef mir aus dem Weg. Dann die eigenartigen Informationen, die man mir gegeben hat. Und jetzt das hier.

Ich streiche ein weißes Stück Papier glatt, das zu einer Raute von der Größe einer Halstablette zusammengefoldet gewesen ist. Darauf hat jemand mit blauem Kugelschreiber eine Telefonnummer geschrieben, die mir irgendwie bekannt vorkommt, bis mich die Erkenntnis trifft wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Öffentliches Telefon benutzen, heißt es weiter in winzigen Druckbuchstaben. Sonst nichts, nur die unterstrichene Anweisung und die Nummer von Jaime Bergers Mobiltelefon. Der späte Nachmittag verdunkelt sich. Es fängt wieder an zu regnen, und Tropfen prasseln auf das Blechdach des Transporters. Ich schalte die Scheibenwischer ein. Sie hinterlassen fettige Schmierer, als sie langsam und

quietschend über die Scheibe schaben. Während ich meine Handtasche unter dem Sitz hervorkrame, sehe ich, dass der schwarze Mercedes Kombi den Parkplatz verlässt, und erkenne hinten einen Aufkleber der Navy-Taucher. Ein seltsames Gefühl ergreift mich. Und im nächsten Moment weiß ich, warum.

Meine Tasche ist durchsucht worden. Wirklich? Ich glaube schon. Ja, ich bin sicher, denke ich, als ich rekonstruiere, was ich bei meiner Ankunft vor einigen Stunden getan habe. Ich habe Benton eine SMS geschickt und dann das Telefon in das hintere Fach meiner Tasche gelegt, das einen Reißverschluss hat. Dort bewahre ich stets Geldbörse, Dienstaussweise, Schlüssel und andere wichtige Dinge auf. Nun befindet sich mein Telefon in einer Seitentasche. Wie einfach und gefahrlos war es doch, während meines Besuchs im Gefängnis den Transporter zu durchwühlen. Das Wachpersonal hatte ja meinen Schlüssel. Und ich saß in Haus Bravo und redete mit Kathleen. Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, dass sie etwas gefunden haben. iPhone und iPad sind passwortgeschützt, sodass sich niemand Zugriff auf die Daten verschaffen kann. Was könnte derjenige gesucht haben? Vielleicht Fallakten? Oder Hinweise darauf, dass ich aus anderen Gründen hier bin und Tara Grimm nicht die Wahrheit gesagt habe? Ich tippe das Passwort in mein Telefon.

Mein erster Impuls ist, meine Nichte Lucy anzurufen und sie geradeheraus zu fragen, ob sie Kontakt zu Jaime Berger hatte. Doch ich bringe es nicht über mich. Lucy hat Jaime seit unserem letzten gemeinsamen Treffen während der Feiertage vor gut sechs Monaten nicht mehr erwähnt, und ich bin überzeugt, dass sie sich getrennt haben. Meine Nichte wäre niemals von New York nach Boston gezogen, wenn es keine persönlichen Gründe dafür gäbe.

Es war keine finanzielle Frage. Lucy braucht das Geld nicht. Es ging auch nicht darum, dass sie ihre hochentwickelten Computerkenntnisse ins Cambridge Forensic Center einbringen wollte, das erst im vergangenen Jahr den Betrieb aufgenommen hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte ihre Entscheidung, ihren gesamten Lebensmittelpunkt zu verlagern, eher mit der Angst vor einem Verlust zu tun, den sie für unausweichlich hielt. Und so hat sie das getan, was schon immer ihre Spezialität war. Sie hat die Flucht nach vorn angetreten, um Schmerz und eine Zurückweisung zu vermeiden. Vermutlich hat sie die Beziehung beendet, bevor Jaime die Gelegenheit dazu hatte. Und bevor Lucy diesen Schritt unternahm, hat sie sich in Boston eingerichtet. Meine Nichte hat die Angewohnheit, einem erst zu sagen, dass sie geht, nachdem sie bereits fort ist.

Als ich das Gefängnis auf demselben Weg verlasse, auf dem ich gekommen bin, also vorbei an Gewächshaus und Schrottplatz, frage ich mich, wo ich hier ein öffentliches Telefon finden soll. Heutzutage stehen sie nicht mehr an jeder Straßenecke. Außerdem bin ich nicht sicher, ob es eine gute Idee ist, Jaime oder sonst jemanden anzurufen. Benton hat befürchtet, jemand könnte mir eine Falle stellen wollen, und allmählich bin ich fast so weit, ihm recht zu geben. Aber wer und warum? Vielleicht stecken ja Dawn Kincaids Verteidiger dahinter. Oder etwas noch Gefährlicheres. Immerhin hat Dawn Kincaid versucht, mich umzubringen, und jetzt will sie ihr Werk vollenden. Der Gedanke jagt mir durch den Kopf wie ein arktischer Windstoß, und mein Schädel fängt an zu pochen.

*Am besten verschwindest du so schnell wie möglich von hier.* Für einen Flug vom Savannah/Hilton Head Airport ist es schon zu spät, aber ich könnte nach Atlanta fahren, wo ich sicher noch heute Abend einen Flieger nach Boston erwische. In diesem verdammten Transporter? Ich stelle mir vor, wie ich mit einer Panne am Straßenrand in einem abgelegenen Sumpfgebiet liegenbleibe, und komme zu dem Schluss, dass es das Klügste ist, wie geplant in Savannah zu übernachten. *Nichts überstürzen. Sei vernünftig und logisch,* sage ich mir, während ich durch den Regen fahre. Der Transporter keucht, hat Fehlzündungen und wird nach Lust und Laune langsamer oder schneller, während die abgenutzten Scheibenwischer, begleitet von einem lauten Quietschen, die Scheibe verschmieren. Mein Kopf tut weh, als hätte ich Zahnschmerzen, und ich habe keine Tabletten mehr, weil ich die letzte heute Vormittag genommen habe.

Ich rumple an einem Lastwagenhandel und einer Autowerkstatt vorbei. Alles wirkt einsam, abweisend und bedrohlich, als säße die ganze Welt im Gefängnis. Seit vielen Kilometern schon bin ich keinem

anderen Fahrzeug begegnet, und ich habe dieselbe unheilvolle Vorahnung, die mich immer überkommt, wenn etwas Schreckliches bevorsteht. Ein Stillstand, eine Realitätsverschiebung, ein unheimliches Gefühl, die stets eine Hiobsbotschaft, einen tragischen Todesfall oder einen grausigen Anblick in einem Raum ankündigen, den ich gleich betreten werde. Meine Gedanken kehren zu Lola Daggette zurück.

Ich weiß nicht mehr viel über die Morde an dem Arzt in Savannah und seiner Familie. Nur, dass es ein Blutbad war und dass die Frage, ob es sich um einen oder zwei Täter handelte und ob eine persönliche Beziehung zu den Opfern bestand, bis heute nicht geklärt ist. Ich erinnere mich, dass ich gerade in einem Hotel in Greenwich, Connecticut, war, als ich von der Familie hörte, die »im Schlaf ermordet« wurde, wie es überall in den Nachrichten hieß. Der 6. Januar 2002. Damals saß ich in nahezu allen Lebensbereichen zwischen den Stühlen. Beruflich und auch was Beziehungen und Wohnort anging, lebte ich in einer Welt vor dem 11. September, die sich so sehr von der unterschied, die man uns seitdem hinterlassen hat. Es war wirklich eine schreckliche Zeit und so verwirrend und deprimierend, wie man es sich nur vorstellen kann. Ich sah mir bei einem frühen Abendessen in meinem Zimmer die Nachrichten an, als ich von dem Gemetzel in Savannah erfuhr, das einem jungen Mädchen zugeschrieben wurde. Ihr jugendliches Gesicht war immer wieder auf dem Bildschirm zu sehen, ebenso wie die Südstaatenvilla der Opfer, deren Veranda mit gelbem Flatterband abgesperrt war.

*Lola Daggette.*

Bei der Anklageverlesung lächelte sie in die Kamera und winkte den Menschen im Gerichtssaal zu, als ahne sie nicht, in welchen Schwierigkeiten sie steckte. Ihre silberne Zahnspange und die Pubertätsakne auf den rundlichen Wangen erschreckten mich. Sie wirkte wie ein harmloses junges Mädchen, das die Aufmerksamkeit und das Drama als verwirrend empfindet, sie aber auch genießt, und ich musste mir wieder einmal vor Augen halten, dass man den wenigsten Menschen das, was sie tun, ansieht. Ich kann noch so oft mit der Nase darauf gestoßen werden, und bin doch jedes Mal aufs Neue überrascht und schockiert darüber, wie leicht man andere nach ihrem Äußeren beurteilt. Und sich dabei meistens irrt.

Ich gehe vom Gas und fahre auf den Parkplatz der ersten geöffneten Ladenzeile, die mir in dieser Gegend bis jetzt untergekommen ist. Ein Baumarkt, ein Drugstore mit angeschlossener Apotheke und eine Waffenhandlung, vor der einige Pick-ups und SUV stehen. Neben einem Geldautomaten sehe ich ein öffentliches Telefon. Kein Wunder, dass es neben einem solchen Laden ein Telefon und einen Geldautomaten gibt. Schließlich ist auf dem Ladenschild ein Körperdiagramm in einem durchgestrichenen Kreis abgebildet. *Sei kein Opfer. Kauf dir eine Waffe*, lautet die Aufschrift. Durch die bruchsichere Scheibe kann ich eine Wand voller Gewehre und Schrotflinten erkennen. Dazu eine Vitrine, vor der sich einige Männer versammelt haben. Links von der Tür hängt ein schwarzes Telefon in einem an der Mauer befestigten Kasten aus Edelstahl.

Ich greife nach meinem Aktenkoffer und hole das iPad heraus. Der Regen prasselt stetig aufs Blechdach. Ich schalte den monoton hin und her fahrenden Scheibenwischer und die Scheinwerfer ab, lasse das Fenster jedoch einen Spalt offen und den Motor laufen. Dann klicke ich den Browser an, gehe ins Internet, gebe Lola Daggettes Namen ein und lese einen Artikel aus dem *Atlanta Journal-Constitution* vom vergangenen November:

## MÖRDERIN AUS SAVANNAH UNTERLIEGT IM LETZTEN BERUFUNGSVERFAHREN

Die Frau, die vor fast neun Jahren wegen der grausamen Morde an einem Arzt, seiner Frau und ihren zwei kleinen Kindern in Savannah zum Tode verurteilt worden war, wurde heute von Georgias Oberstem Gerichtshof mit ihrer Bitte um Aufschub zurückgewiesen. Nun ist der Weg zu ihrer Hinrichtung frei.

Lola Daggette wurde für schuldig befunden, am 6. Januar 2002 in die dreistöckige Villa von Dr.

Clarence Jordan in Savannahs Altstadt eingebrochen zu sein. Laut Staatsanwaltschaft und Polizei griff sie den fünfunddreißigjährigen Arzt und seine dreißigjährige Frau Gloria im Bett an und stach wiederholt mit einem Messer auf sie ein, bevor sie den Flur entlang zum Zimmer der Zwillinge, eines Jungen und eines Mädchens, ging. Man nimmt an, dass die fünfjährige Brenda von den Schreien ihres Bruders geweckt wurde und versuchte, über die Treppe zu fliehen. Ihre mit einem Pyjama bekleidete Leiche wurde an der Eingangstür gefunden. Wie ihre Eltern und ihr Bruder Josh war sie erstochen und so grausam verstümmelt worden, dass ihr beinahe der Kopf abgetrennt wurde.

Einige Stunden nach den Morden kehrte die achtzehnjährige Lola Daggette zu dem offenen Wohnheim zurück, in dem sie wegen Drogenmissbrauchs untergebracht war. Eine Mitarbeiterin ertappte Daggette dabei, wie sie im Badezimmer blutige Kleidungsstücke auswusch. Laut DNA-Untersuchung stammte dieses Blut von der ermordeten Familie.

Nach der heutigen Entscheidung des hohen Gerichts hat Daggette sämtliche Rechtsmittel auf staatlicher und Bundesebene ausgeschöpft. Ihre Hinrichtung durch eine tödliche Injektion soll im Frühjahr im Georgia Prison for Women stattfinden.

In den anderen Artikeln, die ich überfliege, geben ihre Verteidiger an, sie habe einen Komplizen gehabt, der diese Morde verübt habe. Lola Daggette habe das Haus der Jordans nie betreten, sondern draußen Schmiere gestanden, während ihr Komplize dort einbrach, sagten die Anwälte. Die Argumentation der Verteidigung gründet sich einzig und allein auf die angebliche Existenz eines unbekannten Mittäters, dessen Personenbeschreibung fehlt. Dieser Mittäter habe sich Lolas Kleidung ausgeliehen und sie anschließend angewiesen, die Sachen zu beseitigen oder zu säubern, vermutlich sogar in der Absicht, ihr das Verbrechen unterzuschieben. Lola selbst sagte im Prozess nicht aus, und ich verstehe, warum die Geschworenen nur knapp drei Stunden brauchten, um zu einem Schuldspruch zu kommen.

Eigentlich hätte sie im vergangenen April hingerichtet werden sollen, erhielt aber einen Aufschub, nachdem bei einer anderen Hinrichtung ein Fehler geschah, sodass eine zweite Dosis der tödlichen Chemikalien verabreicht werden musste und sich das Sterben des Verurteilten doppelt so lang hinzog wie gewöhnlich. Ergebnis war, dass ein Bundesrichter die Hinrichtungen von Lola Daggette und fünf männlichen Häftlingen im Coastal State Prison stoppte, und zwar mit der Begründung, er brauche Zeit, um festzustellen, ob die in Georgia durchgeführten Hinrichtungen mit der Giftspritze die Verurteilten einem langen und schmerzhaften Tod aussetzten, was eine grausame und unverhältnismäßige Bestrafung bedeute. Vermutlich werde der Staat Georgia die Hinrichtungen wiederaufnehmen. Lola Daggette werde wahrscheinlich die Erste sein.

Ich sitze im Transporter und verstehe die Welt nicht mehr. Warum hat Lola Daggette den Täter all die Jahre lang geschützt, wenn sie ihn kennt und die Morde nicht begangen hat? Und nun schweigt sie weiter, obwohl sie in wenigen Monaten hingerichtet werden soll? Aber vielleicht redet sie ja inzwischen. Jaime Berger war in Savannah. Sie hat Lola Daggette vernommen. Möglicherweise auch Kathleen Lawler, der sie eine vorzeitige Entlassung in Aussicht gestellt haben könnte. Doch was geht dieser Fall eine Staatsanwältin aus Manhattan an? Oder stehen die Morde an den Jordans und der Fall Dawn Kincaid im Zusammenhang mit einem Sexualdelikt in New York City?

Und eine noch wichtigere Frage: Wenn Jaime sich für Kathleen und ihre diabolische Tochter Dawn interessiert, warum hat sie sich dann nicht mit mir in Verbindung gesetzt? Doch offenbar hat sie das gerade getan, halte ich mir vor Augen, als ich den winzigen, zerknitterten Zettel neben mir auf dem Sitz betrachte. Dann denke ich an den gewalttätigen Übergriff im letzten Februar, der mich fast das Leben gekostet hätte. Jaime hat mich weder angerufen noch mir eine Mail geschickt oder sich nach meinem Befinden erkundigt. Wir waren zwar nie eng befreundet, doch ihre offensichtliche Gleichgültigkeit hat mich verletzt und erstaunt.

Ich stecke das iPad wieder in die Aktentasche, nehme die Visa-Karte aus der Geldbörse und steige aus.

Dicke, kühle Regentropfen fallen mir auf den Kopf. Ich hebe den Telefonhörer ab und tippe eine Null und die Nummer ein, die Kathleen Lawler auf den Kassiber geschrieben hat. Jaime Berger meldet sich beim zweiten Läuten.

»Ich bin es, Kay Scarpetta ...«, setze ich an, aber sie unterbricht mich mit ihrer klaren, kräftigen Stimme.

»Ich hoffe, du hast weiterhin vor, hier zu übernachten.«

»Wie bitte?« Offenbar verwechselt sie mich. »Jaime, ich bin es, Kay ...«

»Dein Hotel ist in Laufnähe zu meiner Wohnung.« Jaime Berger klingt, als sei sie in Eile, nicht unhöflich, aber unpersönlich und brüsk. Sie will mich nicht zu Wort kommen lassen. »Check zuerst ein. Dann essen wir einen Happen.«

Offenbar will sie nicht reden. Vielleicht ist sie ja nicht allein. Das ist absurd. Man verabredet sich nicht mit jemandem, wenn man den Grund nicht kennt, sage ich mir.

»Wo?«, frage ich.

Jaime nennt mir eine Adresse in Savannah, ein paar Häuserblocks entfernt vom Fluss. »Ich freue mich«, fügt sie hinzu. »Bis gleich.«

Ich wähle gerade Lucys Nummer, als ein Mann in abgeschnittener Jeans und mit Baseballkappe aus einem staubigen, goldfarbenen Chevy Suburban steigt. Er würdigt mich keines Blickes, während er auf mich zukommt und eine Briefftasche aus der Hosentasche zieht.

»Ich muss dich etwas fragen«, beginne ich, als meine Nichte abhebt. Es fällt mir schwer, mir nicht anmerken zu lassen, wie angestrengt ich bin. »Du weißt, dass ich noch nie neugierig war oder mich in dein Privatleben eingemischt habe.«

»Das ist keine Frage«, entgegnet Lucy.

»Ich habe lange überlegt, ob ich dich deswegen anrufen soll, aber jetzt muss es sein. Anscheinend ist es kein Geheimnis, dass ich gerade hier bin. Verstehst du, worauf ich hinauswill?« Ich kehre dem Mann mit der Baseballkappe, der gerade Geld am Automaten zieht, den Rücken zu.

»Könntest du vielleicht ein bisschen weniger in Rätseln sprechen? Außerdem klingst du, als würdest du in einem Ölfass sitzen.«

»Ich stehe an einem öffentlichen Telefon vor einer Waffenhandlung. Und es regnet.«

»Was zum Teufel machst du in einer Waffenhandlung? Was ist passiert?«

»Jaime«, erwidere ich. »Passiert ist nichts. Zumindest soweit ich weiß.«

»Was ist los?«, erkundigt sich meine Nichte nach einer langen Pause.

An ihrem Zögern und ihrem Tonfall erkenne ich, dass sie mir nicht weiterhelfen kann. Sie hat keine Ahnung, dass Jaime in Savannah ist. Also hat Jaime nicht durch Lucy von meinem Aufenthalt hier und den Namen meines Hotels erfahren.

»Ich wollte nur sichergehen, dass du ihr nicht von meiner Reise nach Savannah erzählt hast.«

»Warum sollte ich das? Was wird hier gespielt?«

»Das kann ich auch nicht genau sagen. Ich weiß es schlicht noch nicht. Und du hast in letzter Zeit wirklich nicht mit ihr geredet?«

»Nein.«

»Hätte Marino einen Grund dazu gehabt?«

»Weshalb? Welchen gottverdammten Grund könnte er haben, sie anzurufen?«, empört sich Lucy, als wäre Marino, der früher für Jaime gearbeitet hat, ein übler Verräter, wenn er mit ihr spricht. »Um ein bisschen mit ihr zu plaudern und ihr vertrauliche Informationen darüber zu geben, was du gerade tust? Das ergibt keinen Sinn«, fügt sie hinzu, und man kann ihre Eifersucht mit Händen greifen.

Es macht keinen Unterschied, wie attraktiv und beeindruckend meine Nichte ist, sie kann einfach nicht glauben, dass sie jemals der wichtigste Mensch im Leben eines anderen sein wird. Früher habe ich sie mein grünäugiges Ungeheuer genannt. Sie hat nämlich die grünsten Augen der Welt und kann so ungeheuerlich unreif, unsicher und eifersüchtig sein. Wenn sie in diesen Zustand gerät, ist mit ihr nicht zu



spaßen. Sich in einen Computer einzuhacken, ist für sie so einfach wie das Öffnen einer Kühlschranktür, und sie hat nicht die geringsten Skrupel, anderen nachzuspionieren oder ihnen vermeintliche Übergriffe gegen ihre eigene Person oder gegen Menschen, die sie liebt, heimzuzahlen.

»Dass er keine vertraulichen Informationen weitergibt, will ich doch schwer hoffen«, entgegne ich, während ich wünsche, der Mann mit der Baseballkappe würde endlich am Geldautomaten fertig werden. Allmählich habe ich den Verdacht, dass er das Gespräch belauscht. »Nun, falls Marino etwas gesagt hat«, füge ich hinzu, »werde ich es früh genug herausfinden.«

Ich kann hören, wie Lucy eine Tastatur bearbeitet. »Schauen wir mal. Jetzt bin ich in seinen Mails. Nein. Er hat ihr weder geschrieben noch umgekehrt.«

Lucy ist die Systemadministratorin des CFC und hat Zugriff auf alle elektronischen Mitteilungen und Dateien auf dem Server, auch auf meine. Sie kommt an sämtliche Informationen heran, die sie will. Ausnahmslos.

»Wenigstens nicht in letzter Zeit«, spricht sie weiter, und ich stelle mir vor, wie sie Suchanfragen startet und Marinos E-Mails durchforstet. »In diesem Jahr war nichts.«

Das heißt, sie findet keinen Hinweis darauf, dass Marino seit Jaimes und Lucys Trennung E-Mails an sie geschrieben hat. Allerdings bedeutet es nicht, dass Marino und Jaime nicht anderweitig, zum Beispiel per Telefon, Kontakt hatten. Schließlich ist er nicht naiv und weiß, dass Lucy Zugang zu sämtlichen Computern des CFC hat. Außerdem weiß er, dass sie auch nachsehen würde, wenn sie es vom juristischen Standpunkt her eigentlich nicht dürfte, sofern ihr danach ist. Es würde mich wirklich sehr ärgern, falls Marino in Verbindung zu Jaime stand, ohne es mir gegenüber zu erwähnen.

»Hättest du etwas dagegen, ihn zu fragen?«, sage ich zu Lucy und reibe mir die Schläfen. Mein Schädel pocht.

Sie hat etwas dagegen, denn ich höre das Widerstreben in ihrem Tonfall, als sie antwortet. »Klar, ich kann mit ihm reden. Aber er ist noch im Urlaub.«

»Dann stör ihn bitte bei seinem Angelausflug.«

Ich hänge ein, als der Mann mit der Baseballkappe in der Waffenhandlung verschwindet, und komme zu dem Schluss, dass er nicht auf mich geachtet hat. Ich interessiere ihn nicht und werde allmählich ein bisschen paranoid. Als ich an der Waffenhandlung vorbeikomme, bemerke ich denselben schwarzen Mercedes Kombi mit dem Aufkleber der Navy-Taucher vor Monck's Drugstore. Dieser ist klein, überladen und menschenleer und erinnert mich an einen Kolonialwarenladen. Die Gänge sind mit Artikeln für den Pflegebedarf wie Gehstöcken, Stützstrümpfen und Aufstehhilfen vollgestopft. Freundliche Aushänge überall werben für individuell hergestellte Medikamente, die noch am selben Tag *frei Haus* geliefert werden. Ich suche die Regale mit den Schmerztabletten ab, während ich überlege, welchen Grund Jaime Berger haben könnte, sich für Lola Daggette zu interessieren.

Ich weiß genau, wie unerbittlich Jaime sein kann. Falls Lola Daggette Informationen besitzt, die aus irgendeinem Grund wichtig sind, wird Jaime Himmel und Erde in Bewegung setzen, damit die verurteilte Mörderin sie nicht mit ins Grab nimmt. Eine andere Erklärung für Jaimes Besuch im GPFW kann ich mir nicht denken. Allerdings begreife ich immer noch nicht, was ich mit der Sache zu tun habe und welche Rolle sie mir zugebracht hat. *Nun, du wirst es ja gleich herausfinden*, sage ich mir, während ich mit einer Dose Ibuprofen-Gelkapseln zur unbesetzten Kasse gehe. *In ein paar Stunden wirst du alles wissen*. Ich komme zu dem Schluss, dass Wasser eine gute Idee wäre, kehre noch einmal um zum Kühlschrank, entscheide mich stattdessen für Eistee und stelle mich dann wieder wartend an die Theke.

Ein älterer Mann im weißen Kittel ist im Hinterzimmer damit beschäftigt, Tabletten abzuzählen und Rezepte zu bearbeiten. Sonst kann ich niemanden entdecken und warte weiter. Schließlich öffne ich die Ibuprofen, nehme drei Gelkapseln und spüle sie mit Eistee hinunter. Meine Ungeduld wächst.

»Verzeihung«, mache ich mich bemerkbar.

Der Apotheker würdigt mich kaum eines Blickes und ruft über die Schulter gewandt: »Robbi, kannst du

dich um die Kasse kümmern?« Als niemand antwortet, hält er in seiner Tätigkeit inne und kommt zur Theke.

»Das tut mir wirklich leid. Ich habe gar nicht bemerkt, dass ich allein im Laden bin. Offenbar sind alle unterwegs, Lieferungen ausfahren, oder es ist schon wieder Pausenzeit. Wer weiß?« Lächelnd nimmt er meine Visa-Karte entgegen. »Darf es sonst noch etwas sein?«

Als ich zum Transporter zurückkehre, hat es aufgehört zu regnen, und ich stelle fest, dass der schwarze Mercedes Kombi fort ist. Während ich davonfahre, bricht die Sonne durch die Wolken, und der nasse Asphalt glänzt im Licht. Dann kommt die Altstadt in Sicht. Niedrige Gebäude aus Ziegeln oder Stein, die sich bis zum Savannah River erstrecken. Im Hintergrund hebt sich die berühmte Hängebrücke, die Talmadge Memorial Bridge, vom aufgewühlten Himmel ab. Sie würde mich nach South Carolina bringen, wenn das mein Ziel wäre. Ich denke an wunderbare Orte wie Hilton Head und Charleston, an die Eigentumswohnung mit Meerblick, die Benton früher in Sea Pines hatte, und an das denkmalgeschützte Kutscherhaus mit dem prachtvollen Garten, das einmal meines war.

Ein großer Teil meiner Vergangenheit hat sich hier im tiefen Süden abgespielt, und ich bin in nostalgischer und angespannter Stimmung, als ich das Customhouse aus grauem Granit, die City Hall mit ihrer goldenen Kuppel und schließlich mein Hotel erreiche, ein würdevolles Hyatt Regency am Fluss, dort wo die Schleppkähne und Touristenboote vor Anker liegen. Am anderen Ufer befindet sich die elegante Ferienanlage Weston Resort, ein Stück weiter flussabwärts ragen Kräne wie riesige Gottesanbeterinnen über Werften und Lagerhäusern auf. Das Wasser ist ruhig und hat die graugrüne Farbe von altem Glas.

Ich steige aus und entschuldige mich beim Parkwächter, der mit seiner weißen Jacke und den schwarzen Bermudashorts sehr karibisch aussieht. Ich warne ihn vor meinem launischen und unzuverlässigen Mietwagen und fühle mich verpflichtet, ihm mitzuteilen, dass ich eigentlich etwas anderes bestellt hatte, dass der Transporter nicht die Spur halten kann und die Bremsen schlecht sind. Dann greife ich nach der Reisetasche und meinen anderen Sachen. Eichen, Magnolien und Palmen rauschen in der warmen Brise. Die Autos, die über die backsteingepflasterte Straße holpern, klingen wie der Regen, der inzwischen aufgehört hat. Der Himmel zeigt sich hie und da blau, während die Sonne untergeht und es langsam dämmt. Eigentlich sollte ich die Reise in diesen mir so vertrauten Teil der Welt als willkommene Abwechslung und angenehme Verschnaufpause empfinden. Aber stattdessen fühle ich mich bedroht. So, als hätte ich Grund, mich zu fürchten. Ich wünsche, Benton wäre hier oder ich wäre niemals hergekommen. Warum habe ich nicht auf ihn gehört? Ich muss mich sofort mit Jaime Berger treffen.

In der Hotelhalle sieht es aus wie in den meisten Hyatts, in denen ich schon abgestiegen bin: ein geräumiges Atrium, umgeben von sechs Etagen mit Zimmern. Während ich mit dem gläsernen Aufzug nach oben fahre, lasse ich mein Gespräch mit der jungen Frau an der Rezeption noch einmal Revue passieren. Sie hat nämlich behauptet, meine Reservierung sei vor einigen Stunden storniert worden. Als ich widersprach, das könne schlecht möglich sein, entgegnete sie, sie habe den Anruf kurz nach Antritt ihrer Schicht um zwölf selbst entgegengenommen. Ein Mann habe telefonisch abgesagt. Ganz gleich, wer es auch gewesen sein mag, jedenfalls hatte er meine Reservierungsnummer und auch sonst alle Daten parat und hat sich vielmals entschuldigt.

Ich habe mich bei der Empfangsdame erkundigt, ob der Anruf aus meinem Büro in Cambridge kam, worauf sie erwiderte, sie sei davon ausgegangen. Meine Frage, ob der Mann Bryce Clark geheißen habe, konnte sie nicht mit Sicherheit beantworten. Daraufhin meinte ich, dass mein Büro möglicherweise angerufen habe, um die Reservierung zu bestätigen, nicht um sie zu stornieren, sodass es sich bestimmt um ein Missverständnis handle, aber sie schüttelte den Kopf. Ganz sicher nicht. Laut Aussage der Empfangsdame habe der Anrufer mit der Begründung storniert, Dr. Scarpetta bedaure es sehr, nicht nach Savannah kommen zu können, da es eine ihrer liebsten Städte sei. Er hoffe, dass wegen der Absage in

letzter Minute keine Kosten entstehen würden. Angeblich hätte ich in Atlanta meinen Anschlussflug verpasst und könne deshalb den hier angesetzten Termin nicht wahrnehmen. Der Mann sei ziemlich gesprächig gewesen, fügte die Empfangsdame hinzu, was mich zu dem Schluss bringt, dass es mein extrovertierter Verwaltungschef Bryce war, der mich noch immer nicht zurückgerufen hat.

Das stornierte Zimmer passt zum Transporter, zu Kathleen Lawlers Zettel, zum öffentlichen Telefon und zu allen anderen heutigen Ereignissen, und ich beruhige mich damit, dass ich ja bald im Bilde sein werde. Ich öffne die Tür und betrete ein Zimmer mit Meerblick, als gerade ein Containerschiff, so hoch wie das Hotel, lautlos in Richtung offenes Meer gleitet. Als ich versuche, Benton zu erreichen, meldet er sich nicht. Also schicke ich ihm eine SMS, um ihm mitzuteilen, dass ich eine Verabredung hätte. Außerdem gebe ich ihm die Adresse, die Jaime mir genannt hat, damit ein vertrauenswürdiger Mensch weiß, wo ich bin. Allerdings verrate ich ihm nicht, mit wem ich verabredet bin oder dass ich mich mulmig fühle und nahezu jeden verdächtige. Während ich meine Reisetasche auspacke, überlege ich, ob ich mich umziehen soll, entscheide mich aber dagegen.

Jaime Berger ist hier in Georgia auf einer Mission, und offenbar hat sie Kathleen Lawler damit beauftragt, ein Treffen mit mir zu arrangieren, während ich hier bin. Jaime könnte mich sogar eigens hierhergelockt haben. Doch ganz gleich, wie ich die mir bekannten Informationen auch drehe und wende, erscheint mir jede Antwort an den Haaren herbeigezogen. Dennoch kann ich nicht aufhören, darin herumzuwühlen, immer in der Hoffnung, endlich einen Sinn zu erkennen. Aber es ist alles so entsetzlich unlogisch. Falls Jaime hinter meinem heutigen Besuch im GPFW steckt und weiß, dass ich die Nacht in diesem Hotel verbringe, hat sie es doch nicht nötig, mir durch eine Gefangene die Nummer ihres Mobiltelefons zustecken zu lassen. Warum hat sie mich nicht einfach angerufen? Meine Mobilfunknummer ist noch dieselbe. Ihre auch. Und meine E-Mail-Adresse kennt sie ebenfalls.

Sie hätte mich also auf den verschiedensten Wegen direkt erreichen können. Und was sollte das mit dem öffentlichen Telefon? Dazu noch der Transporter und das stornierte Hotelzimmer. Ich denke an Tara Grimms Worte. *Zufälle*. Ich glaube nicht an Zufälle, und sie hat, zumindest was die Ereignisse der jüngsten Zeit angeht, recht. Es sind zu viele Zufälle, um sie als willkürlich und bedeutungslos einzustufen. Nein, sie summieren sich zu etwas, auch wenn ich nicht zu fassen bekomme, was das sein könnte. Also ist es wohl das Beste, wenn ich mich nicht länger deshalb verrückt mache. Ich putze mir die Zähne und wasche mir das Gesicht. Eigentlich würde ich jetzt gern lange und heiß duschen oder ein Bad nehmen, aber dafür reicht die Zeit nicht.

Als ich mich im Spiegel über dem Waschbecken betrachte, komme ich zu dem Ergebnis, dass ich wegen der Hitze, des Regens, der im Gefängnis verbrachten Stunden und der Fahrerei in einer Schrottaube ohne Klimaanlage mitgenommen aussehe. So soll Jaime mich nicht erleben. Auch wenn ich die Gefühle, die sie in mir auslöst, nicht genau benennen kann, erkenne ich Zwiespältigkeit, Verlegenheit und eine gewisse Beklommenheit, die sich in all den Jahren unserer Bekanntschaft nie gelegt hat. Obwohl es unvernünftig ist, bin ich machtlos dagegen. Ich kann nicht in Worte fassen, wie es sich angefühlt hat, zu beobachten, wie Lucy sie so unverhohlen angehimmelt hat.

Ich erinnere mich an ihre erste Begegnung vor mehr als zehn Jahren. Wie Lucy auflebte und wie sie an Jaimes Lippen hing und jede ihrer Gesten mit Blicken verfolgte. Lucy konnte die Augen nicht von ihr abwenden, und als sich die Beziehung viele Jahre später gemäß ihrer Bestimmung entwickelte, war ich erstaunt und froh. Zugleich aber erschrocken und beunruhigt. Und vor allem traute ich dem Frieden nicht. Lucy würde Blessuren davontragen. Das war mein ständiger Gedanke. Ich befürchtete, dass sie so schwer verletzt werden würde wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Keine Frau, mit der sie je zusammen war, kann Jaime, die etwa in meinem Alter ist, das Wasser reichen. Sie ist kraftvoll und anziehend. Sie ist reich. Sie ist brilliant. Sie ist schön.

Ich mustere mein kurzes blondes Haar, knete ein wenig Gel hinein und betrachte dann das Gesicht, das mir entgegenstarrt. Die Deckenbeleuchtung schmeichelt mir nicht, sondern wirft Schatten, die meine

markanten Gesichtszüge betonen und die Fältchen in meinen Augenwinkeln und die flachen Einkerbungen zwischen Nase und Mund tiefer erscheinen lassen. Ich sehe abgekämpft aus. Und älter. Jaime wird meinen Zustand nach einem kurzen Blick in dem Satz zusammenfassen, dass mein Erlebnis seinen Tribut gefordert hat. Einer Mörderin nur um Haaresbreite entronnen zu sein, hat seine Spuren hinterlassen. Stress ist Gift. Er zerstört Zellen. Er kann zu Haarausfall führen. Extremer Stress verhindert einen tiefen Schlaf, sodass man immer unausgeruht wirkt. Eigentlich sehe ich gar nicht so schrecklich aus. Es liegt an den Lichtverhältnissen. Ich denke an Kathleens Lawlers Beschwerden über die miserable Beleuchtung und die schlechten Spiegel. Dabei fallen mir leider Bemerkungen ein, die Benton in letzter Zeit gemacht hat.

Ich finge an, meiner Mutter zu ähneln, meinte er letztens, als er hinter mich trat und die Arme um mich legte, während ich mich gerade anzog. Er sagte, es liege an meiner Frisur, vielleicht weil sie ein wenig kürzer sei, und das war als Kompliment gedacht. Allerdings habe ich es nicht so verstanden. Ich will meiner Mutter nicht ähneln und auch nicht meiner einzigen Schwester Dorothy, die beide noch in Miami wohnen und ständig nur jammern. Über die Hitze, die Nachbarn, die Nachbarshunde, die streunenden Katzen, die Politiker, die Kriminalität, die Wirtschaftslage und natürlich über mich. Ich bin eine schlechte Tochter, eine schlechte Schwester und Lucy eine schlechte Tante. Nie komme ich sie besuchen, und ich rufe nur selten an. Letztens warf meine Mutter mir vor, ich hätte mein italienisches Erbe vergessen. Als ob man zur Italienerin würde, wenn man in einem italienischen Viertel von Miami aufwächst.

Draußen vor dem Hotel ist die Sonne hinter den Ziegelgebäuden und Steinhäusern in der Bay Street untergegangen. Die Luft ist noch heiß, aber nicht mehr annähernd so feucht. In der City Hall läutet eine Glocke. Ihr sattes metallisches Geräusch schlägt die halbe Stunde, als ich die Granitstufen zur River Street hinter dem Hotel hinuntergehe. Durch erleuchtete Bogenfenster im Untergeschoss sehe ich, dass ein Ballsaal für irgendeine Veranstaltung hergerichtet wird. Und dann liegt vor mir der Fluss. Im schwindenden Licht der Abenddämmerung ist er tiefblau geworden. Der Himmel klart auf, und ein riesiger, ovaler Mond geht auf. Straßen und Gehwege wimmeln von Touristen, die eine Schiffsrundfahrt bei Sonnenuntergang unternehmen oder die Restaurants und Souvenirläden besuchen wollen. Alte Männer verkaufen steife gelbe Blüten aus geflochtenem Vanillegras. Der Vanilleduft der langen, dünnen Halme liegt in der Luft, und in der Ferne höre ich die gefühlvollen Klänge einer Indianerflöte.

Ich nehme alles überdeutlich wahr. Jeden einzelnen Menschen. Doch ich sehe niemandem ins Gesicht. *Wer weiß sonst noch, dass ich hier bin? Wen kümmert es und warum?* Ich schreite zielstrebig voran, fühle mich aber nicht wirklich frei. Am liebsten würde ich mich in eines der einladenden Restaurants flüchten und Jaime Berger und ihr Anliegen an mich vergessen. Ich wünschte, ich könnte auch Kathleen Lawler und die Teufelin, die ihre Tochter ist, aus meinem Gedächtnis streichen. Und außerdem die Tragödie in Jack Fieldings Leben, ein Schicksal, schlimmer als der Tod. Während der sechs Monate, die ich auf der Dover Air Force Base meine Zusatzqualifikation in radiologischer Pathologie erworben habe, damit wir an meinem neuen Arbeitsplatz in Cambridge CT-Aufnahmen und virtuelle Autopsien durchführen können, hatte er sich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Ich hatte Jack die Chance seines Lebens gegeben, indem ich ihm in meiner Abwesenheit die Leitung des Instituts übertrug. Und er hat es beinahe an die Wand gefahren.

Möglicherweise lag es an den Drogen, die er nahm, oder daran, dass seine Tochter ihn in ein waidwundes Tier verwandelt hatte. Vielleicht hat er einiges auch des Geldes wegen getan. Allerdings würde ich niemals laut aussprechen, dass der Tod für Jack eine Erlösung war und dass ich erleichtert bin, ihn nicht zur Rede zu stellen und ihn endgültig aus meinem Leben verbannen zu müssen. Ich kann mir nicht vorstellen, was er sich dabei gedacht hat, außer dass ihm die Folgen einfach gleichgültig geworden sind. Jedenfalls hat er uns beiden die schrecklichste und gnadenloseste Auseinandersetzung aller Zeiten erspart, denn das wäre es sicherlich geworden, ein Streit, der sich schon seit einem halben Leben angebahnt hatte und in dem er sicherlich unterlegen wäre. Er hat doch wissen müssen, dass ich bei meiner Rückkehr all seine Vergehen, Regelverstöße und unmoralischen und selbstsüchtigen Handlungen aufdecken würde. Jack

Fielding hat wissen müssen, dass das Spiel aus war. Bestimmt war ihm klar, dass ich ihm diesmal nicht verzeihen, ihn wieder aufnehmen und schützen würde. Als Dawn Kincaid ihn umgebracht hat, war er eigentlich schon tot.

Auf eine sonderbare Weise hat mir diese Erkenntnis eine unerwartete Befriedigung und ein wenig mehr Selbstachtung verschafft. Ich habe mich auch verändert. Man kann nicht bedingungslos lieben. Manche Menschen können einem die Liebe gründlich austreiben. Sie können sie töten, und man ist nicht schuld daran, dass man nichts mehr für sie empfindet. Wenn Jack noch am Leben wäre, würde ich ihn nicht lieben. Als ich im Keller seines Hauses in Salem seine Leiche untersuchte, habe ich ihn nicht geliebt. Er hat sich unter meinen Händen steif und kalt angefühlt. Unnachgiebig und starrsinnig hat er sich im Tod ebenso an seine schmutzigen Geheimnisse geklammert wie im Leben. Ein Teil von mir war froh darüber, dass es ihn nicht mehr gab. Ich war erleichtert. Ich war dankbar. *Ich danke dir für die Freiheit, Jack. Danke dafür, dass du für immer fort bist, sodass ich mich nicht mehr verpflichtet fühle, noch länger mein Leben an dich zu vergeuden.*

Ich gehe eine Weile spazieren, um ihn aus dem Kopf zu bekommen und mich auf das Gespräch vorzubereiten. Als ich in die Houston Street einbiege und mich vom Fluss entferne, schlägt die Glocke der City Hall neunmal. Ich setze meinen Weg in die Altstadt fort, schlendere die East Broughton entlang nach rechts und bleibe an der Abercorn Street vor dem Owens- Thomas House stehen, einer zweihundert Jahre alten Villa aus Kalkstein mit ionischen Säulen, die heute ein Museum ist. Ringsherum stehen weitere anmutige Gebäude und Privathäuser aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg, und ich muss an das dreigeschossige Backsteinhaus denken, das ich vor neun Jahren in den Nachrichten gesehen habe. Wo haben die Jordans gewohnt? Ganz hier in der Nähe vielleicht? Hat die Mörderin – allein oder mit einem Komplizen – sich die Familie mit Bedacht ausgesucht, oder war sie Zufallsopfer einer günstigen Gelegenheit? Die meisten Einwohner dieses Viertels haben eine Alarmanlage, und es beschäftigt mich, dass die Jordans ihre offenbar nicht eingeschaltet hatten. Das ist vielen aufgrund der Fehlalarme zu lästig, selbst wohlhabenden Leuten, die es eigentlich besser wissen müssten.

Doch wenn man einen Einbruch in eine Luxusvilla plant, in den frühen Morgenstunden, wenn die Familie noch schläft, muss man vom Vorhandensein einer Alarmanlage ausgehen. Und zwar einer eingeschalteten. In den Artikeln, die ich im Auto vor der Waffenhandlung überflogen habe, stand, dass Clarence Jordan am Nachmittag des 5. Januar, eines Samstags, ehrenamtlich in einer Notunterkunft für männliche Obdachlose ausgeholfen hat und gegen halb acht Uhr abends nach Hause kam. Eine Alarmanlage oder ein Grund, warum er sie vor dem Zubettgehen nicht aktiviert hat, wurde nicht erwähnt. Aber offenbar hat er es nicht getan. Die Alarmanlage kann zum Zeitpunkt des Einbruchs irgendwann nach Mitternacht am folgenden Morgen nicht eingeschaltet gewesen sein.

Die Mörderin – angeblich Lola Daggette – hat die Scheibe der Hintertür im Erdgeschoss eingeschlagen, hineingegriffen, das Schloss geöffnet und ist einfach ins Haus spaziert. Auch wenn die Alarmanlage nicht mit Glasbruchsensoren oder Bewegungsmeldern ausgestattet war, hätten Kontakte vorhanden sein müssen. Und selbst wenn die Täterin die Zahlenkombination kannte, hätte das System bis zu seiner Deaktivierung anschlagen müssen, sobald sich die Tür öffnete. Es ist schwer vorzustellen, dass vier Menschen dieses Geräusch verschlafen haben sollen. Vielleicht kennt Jaime ja die Antwort. Möglicherweise hat Lola Daggette ihr erzählt, was wirklich vorgefallen ist, und ich werde bald erfahren, warum ich hier bin und was mich diese Sache angeht.

Ich stehe in der vom Schein hoher eiserner Laternen unterbrochenen Dunkelheit auf dem Gehweg und versuche, meinen Anwalt Leonard Brazzo zu erreichen. Er hat eine Schwäche für Steakhäuser, und als er sich meldet, sagt er, er sei gerade im Palm, wo die Hölle los sei.

»Ich geh mal kurz raus«, hallt seine Stimme in meinem Bluetooth-Ohrhörer. »So, jetzt ist es besser«, fügt er hinzu. Ich höre Autohupen. »Wie war es? Und wie ist sie so?« Er meint Kathleen Lawler.

»Sie hat von Briefen gesprochen, die Jack ihr geschrieben hat«, erwidere ich. »Soweit ich mich

erinnere, sind aber keine Briefe gefunden worden. Als ich in seinem Haus in Salem seine Sachen durchgeschaut habe, habe ich nichts dergleichen entdeckt. Allerdings ist es auch möglich, dass man sie mir gegenüber nicht erwähnt hat«, antworte ich, während ich das Haus aus weißem Backstein auf der anderen Straßenseite betrachte, in dem Jaime Berger wohnt. Acht Stockwerke. Die großen Fenster sind mit Läden versehen.

*Sie haben ihn angekotzt.*

»Keine Ahnung«, entgegnet Leonard. »Aber warum hätte Jack die Briefe haben sollen, die er an sie geschrieben hat?«

»Ich weiß nicht.«

»Außer sie hat sie ihm irgendwann zurückgegeben. Mann, ist das windig hier. Hoffentlich können Sie mich verstehen.«

»Ich wiederhole nur ihre Worte.«

»Das FBI«, fährt er fort. »Es würde mich nicht wundern, wenn man sich dort eine richterliche Anordnung besorgt hat, um ihre Zelle oder einen anderen Ort, wo sie ihre persönliche Habe eingelagert hat, zu durchsuchen, und zwar nach Briefen an und von Jack Fielding und Dawn Kincaid.«

»Und darüber hätte man uns nicht unbedingt informiert«, ergänze ich.

»Richtig. Polizei und Justizministerium wären nicht verpflichtet gewesen, uns die Briefe zu zeigen oder auch nur ihre Existenz zu erwähnen.«

Natürlich nicht. Schließlich bin ich nicht diejenige, die wegen Mordes und Mordversuchs vor Gericht gestellt werden soll. Das ist die tragische Ironie des Schicksals. Im Rahmen der Beweisaufnahme haben Dawn Kincaid und ihre Verteidiger das Recht auf Einsicht in alle Beweise, die der Staatsanwaltschaft vorliegen, einschließlich der Briefe, die Jack möglicherweise an Kathleen Lawler geschrieben hat und in denen er mich herabwürdigt. Ich hingegen erfahre erst von ihnen oder ihrem Inhalt, wenn sie im Gerichtssaal präsentiert und gegen mich verwendet werden. Opfer haben keine Rechte, während man sich an ihnen vergeht, und nur unwesentlich mehr, wenn die Mühlen der Justiz langsam vor sich hin mahlen. Die Wunden können nicht heilen, weil Anwälte, Medien, Geschworene und Zeugen, die aussagen, dass jemand wie ich sein Schicksal selbst verschuldet hat, immer weiter Salz hineinreiben.

*Er sagte oft, dass Sie keine Ahnung haben, wie Sie mit anderen umspringen ... eine Zicke, die mal durchgevögelt werden müsste...*

»Haben Sie Befürchtungen, was den Inhalt der Briefe angeht?«, erkundigt sich Leonard.

»Wenn das, was ich gehört habe, stimmt, stellen sie mich in keinem sehr positiven Licht dar. Das wird ihr nützen.«

Es wird Dawn Kincaid nützen, deute ich damit an, ohne es laut auszusprechen, während ich in der Dunkelheit auf dem Gehweg stehe. Menschen und Autos kommen vorbei. Scheinwerfer blenden mich. Je mehr ich in den Schmutz gezogen werde, desto unglaublicher werde ich und umso weniger Mitgefühl werden die Geschworenen mit mir haben.

»Wir befassen uns mit den Briefen, wenn wir sie zu sehen kriegen«, meint Leonard. Ich soll mich nicht wegen einer Sache zermürben, die noch gar nicht eingetreten ist.

»Ich war außerdem neugierig, ob Jaime Berger sich mit Ihnen in Verbindung gesetzt hat«, schneide ich dieses Thema an.

»Die Staatsanwältin?«

»Genau die.«

»Nein, hat sie nicht. Warum sollte sie?«

»Was können Sie mir über Carter Roberts erzählen?« Das ist der Anwalt, den Tara Grimm mir gegenüber erwähnt hat.

»Er engagiert sich ehrenamtlich beim Georgia Innocence Project, das sich für zu Unrecht Verurteilte einsetzt, und arbeitet in einer Kanzlei in Atlanta.«

»Also vertritt er Kathleen Lawler kostenlos.«

»Offenbar.«

»Warum sollte sich das Innocence Project für sie interessieren? Bestehen denn berechtigte Zweifel an ihrer Verurteilung wegen Fahren unter Alkoholeinfluss mit Todesfolge?«, frage ich.

»Ich weiß nur, dass er in ihrem Auftrag angerufen hat.«

Ich beschließe, nicht weiter nachzuhaken. Kathleen Lawlers Nachricht und ihre Anweisung, ein öffentliches Telefon zu benutzen, fallen mir ein. *Warum?* Falls das Jaimes Idee war, könnte das heißen, dass sie das Gespräch nicht am Mobiltelefon führen wollte. Ich sage Leonard Brazzo, ich würde ihm später mehr berichten, und wünsche ihm guten Appetit. Dann beende ich das Telefonat und überquere die Straße, um mich dem Unbekannten zu stellen. Ich überlege, welche Fenster wohl die von Jaime sind, ob sie Ausschau nach mir hält und wie es sein muss, in eine Welt hinauszublicken, in der Lucy nicht mehr vorkommt. Ich möchte meine Nichte nicht missen. Und ich fände es unerträglich, sie gekannt und dann wieder verloren zu haben.

Es gibt kein Personal im Haus, nicht einmal einen Portier. Als ich auf die Klingel der Wohnung 8SE drücke, summt der elektrische Türöffner laut, und die Tür geht mit einem Klicken auf, als wisse die Person, die mich einlässt, wer ich bin, ohne nachzufragen. Zum zweiten Mal an diesem Tag schaue ich mich nach Überwachungskameras um und entdecke eine in einem weißen Metallgehäuse, das sich kaum von den weißen Steinen in der Ecke über der Tür abhebt. Wenn Jaime mich auf einem Monitor sehen kann, denke ich, hat sie die Überwachungskamera vermutlich selbst einbauen lassen, und zwar eine mit Infrarotfunktion, damit sie auch bei Dunkelheit aufzeichnet.

Sonst kann ich keinen Hinweis darauf feststellen, dass es in diesem Haus irgendwelche Sicherheitsvorkehrungen gibt. Nur elektronische Schlösser und eine Gegensprechanlage. Meine Neugier wächst. Savannah ist also nicht nur ein Zweitwohnsitz – nicht wenn Jaime sich die Mühe gemacht hat, eine hochmoderne Überwachungsanlage zu installieren. Als ich die Tür öffne, spüre ich jemanden hinter mir und drehe mich erschrocken um. Eine Person mit einem blinkenden Helm auf dem Kopf steigt von einem Fahrrad und lehnt es an einen Laternenmast am Straßenrand.

»Jaime Berger?«, spricht die Person mich an. Es ist eine Frau, wie mir klar wird, als sie den Rucksack abnimmt und eine große weiße Tüte herausholt.

»Nein«, erwidere ich, während sie auf mich zukommt. Auf der Tüte steht der Name eines Restaurants.

Sie drückt auf die Klingel und ruft in die Gegensprechanlage: »Lieferung für Jaime Berger.«

Ich halte die Tür auf. »Schon gut«, sage ich. »Ich kann es mit hinaufnehmen. Wie viel bin ich Ihnen schuldig?«

»Zwei Tekka Maki, zwei Unagi Maki, zwei California Maki, zweimal Seetangsalat. Wird von ihrer Kreditkarte abgebucht.« Als sie mir die Tüte reicht, gebe ich ihr zehn Dollar Trinkgeld. »Das nimmt sie donnerstags immer. Einen schönen Abend noch.«

Ich schließe die Tür und fahre mit dem Aufzug in die oberste Etage, wo ich einem kahlen, mit einem Teppich ausgestatteten Flur zu einer Wohnung in der südöstlichen Ecke folge. Beim Läuten blicke ich in die Linse einer weiteren Kamera. Dann öffnet sich die schwere Eichentür, und mir schlägt es vor Überraschung die Sprache.

»Doc«, sagt Pete Marino. »Sei nicht sauer.«

Er bittet mich herein, als ob er hier der Hausherr wäre. Sein ernster Blick durch die Gläser der altmodischen Nickelbrille und seine finster zusammengepressten Lippen beunruhigen mich zunächst.

»Jaime müsste jeden Moment zurück sein.« Er schließt die Tür.

Mein Schreck verwandelt sich schlagartig in Wut, als ich ihn vom Scheitel seines kahlrasierten Schädels und dem breiten, zerfurchten Gesicht bis hinunter zu den Leinenschuhen mit Gummisohle mustere, die er ohne Socken trägt. Ich nehme zur Kenntnis, wie sein Hawaiihemd über die Schultern fällt, die breiter geworden zu sein scheinen. Der Bauch ist flacher, als ich es in Erinnerung habe. Eine weite grüne Anglershort mit Cargotaschen hängt ihm tief auf den Hüften, und er ist sonnengebräunt mit Ausnahme einer Stelle unter dem Kinn, die offenbar im Schatten geblieben ist. Er war in einem Boot auf dem Wasser oder an einem Strand, jedenfalls draußen im Sommerwetter, sodass seine Haut einen dunklen Farbton angenommen hat. Selbst sein kahler Schädel und die Oberseite seiner Ohrmuscheln haben einen Cognacton. Offenbar hat er eine Sonnenbrille und keine Mütze getragen. Ich denke an den weißen Transporter und die Bootsvermietungsbrochüren im Handschuhfach. Und an die Servietten.

Marino liebt frittiertes Huhn und Brötchen der Fastfood- Ketten Bojangles' und Popeye und beklagt sich oft darüber, dass Frittiertes in Neuengland, anders als im Süden, nicht als »Grundnahrungsmittel« gilt. Vor nicht allzu langer Zeit hat er über spritschluckende gebrauchte Transporter und Boote geredet, die man für einen Spottpreis bekommen könne, und gejammt, wie sehr er das warme Wetter vermisse. Ich weiß noch, dass ich mich geärgert habe, dass er sich Anfang des Monats so kurzfristig Urlaub genommen hat. Er sagte, er habe ein tolles Pauschalreiseangebot aufgetan, wolle Angeln gehen und habe derzeit keine anstehenden Termine. Sein letzter Arbeitstag beim CFC war der 15. Juni.

Und nachdem Marino sich Mitte des Monats aus dem Staub gemacht hat, sind beinahe gleichzeitig mehrere ungewöhnliche Dinge geschehen. Kathleen Lawlers E-Mails an mich brachen ab. Sie wurde in Haus Bravo verlegt. Plötzlich wollte sie, dass ich sie im Gefängnis besuche, um über Jack Fielding zu sprechen. Leonard Brazzo hat mir zugeraten. Dann habe ich festgestellt, dass Jaime Berger hier ist. Und da ich nun die Ereignisse Revue passieren lasse, liegt es auf der Hand: Marino hat mich angelogen.

»Sie holt etwas zu essen«, sagt er und nimmt mir die Sushitüte ab. »Richtiges Essen. Ich stehe nicht auf Angelköder.«

Ich sehe einen Schreibtisch und einen kleinen Tisch mit zwei Stühlen an der gegenüberliegenden Wand. Auf dem Tisch befinden sich zwei Laptops, ein Drucker, Bücher und Notizblöcke. Auf dem Boden sind Ziehharmonikaordner gestapelt.

»Dass wir drei uns in einem Restaurant unterhalten, ist nicht unbedingt eine gute Idee«, fügt er hinzu und stellt die Tüte auf den Küchentresen.

»Das kann ich nicht beurteilen, da ich keine Ahnung habe, warum du hier bist. Oder was ich hier soll«, entgegne ich.

»Möchtest du etwas trinken?«

»Nicht jetzt.«

Als ich an dem an der Wand montierten Überwachungsmonitor und einem Garderobenständer vorbeigehe, steigt mir kurz Zigarettenrauch in die Nase.

»Ich mache dir keinen Vorwurf daraus, dass du dich wunderst«, sagt Marino. Papier raschelt, als er die Tüte öffnet. »Wahrscheinlich sollte das Zeug in den Kühlschrank. Sei nicht sauer, Doc ...«

»Erspar mir deine Regieanweisungen. Rauchst du etwa wieder?«

»Natürlich nicht.«

»Ich rieche aber Zigaretten. Jemand hat in dem gemieteten Transporter, den ich nicht bestellt hatte, geraucht. Außerdem stinkt das Auto nach totem Fisch und vergammeltem Fastfood und hat verdächtige



Broschüren im Handschuhfach. Hoffentlich hast du wirklich nicht wieder mit dem Rauchen angefangen.«

»Dass ich nach der Quälerei, die es war, damit aufzuhören, wieder süchtig werde, kommt nicht in Frage.«

»Wer ist Captain Link Michaels?«, spiele ich auf eine der Broschüren aus dem Handschuhfach an. »*Fischen von Januar bis Dezember mit Captain Link Michaels*«, zitiere ich.

»Eine Bootsvermietung in Beaufort. Der Typ ist in Ordnung. War ein paarmal mit ihm draußen.«

»Du hattest keine Mütze auf. Und wahrscheinlich hast du dich auch nicht eingecremt. Was ist mit deinem Hautkrebs?«

»Der ist weg.« Verlegen berührt er seinen gebräunten kahlen Schädel, wo vor einigen Monaten mehrere Basalzellenkarzinome entfernt wurden.

»Nur weil die Stellen wegoperiert worden sind, brauchst du noch lange nicht auf die Sonnencreme zu verzichten. Außerdem solltest du immer eine Mütze tragen.«

»Die ist weggeflogen, als wir im Boot Vollgas gegeben haben. Da habe ich mir einen kleinen Sonnenbrand geholt.«

»Vermutlich brauchen wir die Nummernschilder des Transporters, in dem ich heute herumgefahren bin, nicht zu überprüfen. Ich würde jede Wette eingehen, dass er nicht von der Autovermietung Lowcountry Concierge Connection kommt«, erwidere ich. »Wer hat darin geraucht, wenn du es nicht selbst warst?«

»Niemand ist dir hierher gefolgt, das ist das Wichtigste«, antwortet er. »In diesem Transporter warst du vor Verfolgern sicher. Ich habe vergessen, das Handschuhfach auszuräumen. Hätte wissen müssen, dass du nachschaust.«

»Und wer war der Junge, der mir das Auto gebracht hat? Denn ich glaube nicht, dass er für eine teure Autovermietung namens Lowcountry Concierge Connection arbeitet. Ist das dein Mietwagen? Hast du den Sohn deines Bootsvermieters damit beauftragt, ihn bei mir abzuliefern?«

»Es ist kein Mietwagen«, entgegnet Marino.

»Tja, dann kann ich mir jetzt denken, warum Bryce heute nicht auf meine Anrufe reagiert hat. Ich habe so ein Gefühl, dass ihn da jemand beeinflusst hat. Nicht dass so etwas nicht schon früher vorgekommen wäre, wenn du ihn hinter meinem Rücken dazu überredet hast mitzumachen, weil es angeblich in meinem besten Interesse sei. Hast du ihm auch gesagt, dass er mein Hotelzimmer stornieren soll?«

»Das ist doch egal, solange alles gut ausgegangen ist.«

»Gütiger Himmel, Marino«, murmle ich. »Aus welchem Grund hast du Bryce mein Zimmer stornieren lassen? Was zum Teufel ist nur los mit dir? Und wenn kein anderes Zimmer mehr frei gewesen wäre?«

»Ich wusste, dass das nicht passieren würde.«

»Ich hätte mir in diesem verdammten Transporter den Hals brechen können. Die Rostlaube ist nicht verkehrssicher.«

»Gestern funktionierte er noch.« Er runzelt die Stirn. »Was war denn das Problem? Ich würde dir nie ein gefährliches Auto geben. Außerdem hätte ich es gewusst, wenn du eine Panne gehabt hättest.«

»*Gefährlich* ist noch untertrieben«, entgegne ich. »Der Wagen beschleunigt und wird langsamer, wie er will, und schlingert über die Straße, als hätte er einen epileptischen Anfall.«

»Gestern Abend hatten wir in South Carolina ein riesiges Unwetter. Es war sogar noch schlimmer als hier und hat geregnet wie blöd. Das Auto stand draußen.«

»South Carolina?«

»Vielleicht sind ja die Zündkerzen nass geworden. Und als du draußen vor dem Gefängnis geparkt hast, wurden sie möglicherweise noch nasser. Joey könnte auch durch Schlaglöcher gefahren sein, und jetzt ist die Spur verzogen. Ein netter Junge, aber nicht der Hellste. Er hätte mich anrufen sollen, wenn die Kiste nicht richtig funktioniert. Tut mir leid. Ja, ich habe mir gerade eine kleine Bude gemietet. In Charleston. In einer Eigentumswohnanlage in der Nähe vom Aquarium. Ein Bootssteg und eine Anlegestelle gehören auch dazu. Und von hier aus ist es mit dem Auto oder dem Motorrad ein Katzensprung. Eigentlich wollte

ich es dir schon längst erzählt haben, aber es ist eine Menge passiert.«

Ich schaue mich um und versuche zu verstehen, was Marino meint. *Was ist passiert? Was, um Himmels willen?*

»Ich musste sichergehen, dass dir niemand folgt, Doc«, spricht er weiter. »Lass uns offen sein. Benton kennt deine Pläne und deine Reiseroute, weil Bryce ihm die E-Mails weiterleitet. Sie sind auf dem CFC-Computer.«

Das soll heißen, dass der von Bryce gebuchte Mietwagen in meinem Reiseplan aufgeführt ist, der defekte Transporter mit der undichten Motorhaube aber nicht. Und mein Zimmer im Hyatt ist Geschichte, denn das wurde ja storniert. Allerdings bin ich nicht sicher, was Marinos Anspielung auf Benton zu bedeuten hat.

»Wir wollen es einmal so ausdrücken«, fährt Marino fort. »Auf dem Parkplatz der Lowcountry Concierge Connection steht ein Toyota Camry mit dem Namen Dr. Kay Scarpetta darauf. Falls sich jemand dort herumtreibt und darauf wartet, dass du das Auto abholst, weil er möglicherweise Zugriff auf deinen Reiseplan und deine Mails hatte oder auf anderem Wege von deinen Absichten erfahren hat, steht er sich jetzt die Beine in den Bauch. Und wenn er dann im Hotel anruft, kriegt er die Auskunft, du hättest dein Zimmer storniert, weil du den Anschlussflug in Atlanta verpasst hättest.«

»Warum sollte Benton mich beschatten lassen?«

»Er vielleicht nicht. Doch jemand könnte die Informationen abgefangen haben, die von deinem E-Mail-Konto auf seins geschickt wurden. Möglicherweise hatte Benton diese Vermutung und wollte deshalb nicht, dass du hierherkommst.«

»Woher weißt du, dass er das nicht wollte?«

»Weil es so ist.«

Ich antworte nicht und schaue Marino auch nicht in die Augen. Stattdessen sehe ich mich um und lasse Jaimes wunderschönes Loft in allen Einzelheiten auf mich wirken. Jede Menge freiliegender alter Backsteinmauern, Parkettböden und hohe, weiß verputzte Decken mit derben Eichenbalken. Sehr nach meinem Geschmack, aber eindeutig nicht nach ihrem. Der Wohnbereich ist schlicht mit einem Ledersofa, einem passenden Lehnssessel und einem Couchtisch mit Schieferplatte eingerichtet. Er geht in eine große Küche über, deren steinerner Küchenblock und Geräte aus Edelstahl das Richtige für jemanden wären, der mit Begeisterung kocht. Und das trifft auf Berger ganz sicher nicht zu.

Nirgendwo hängt ein Bild, und dabei weiß ich, dass sie Kunstsammlerin ist. Außerdem kann ich bis auf die Gegenstände auf dem Schreibtisch und auf dem Boden unter dem großen, von Nacht erfüllten Fenster keine persönlichen Sachen entdecken. Der Mond ist inzwischen weit entfernt und klein und weiß wie ein Knochen. Ich sehe keine Möbelstücke oder Teppiche, die von ihr sein könnten, und ich kenne ihren Geschmack. Modern und minimalistisch, hauptsächlich teures italienisches und skandinavisches Design und viel helles Holz wie Ahorn oder Birke. Jaime liebt klare Linien, weil ihr Leben das Gegenteil davon ist. Ich weiß noch, wie unwohl sie sich in Lucys Loft in Greenwich Village gefühlt hat, einem traumhaften Gebäude, das früher eine Kerzenfabrik war. Es hat mich ziemlich gekränkt, dass Jaime es immer als »Lucys zugige alte Scheune« bezeichnet hat.

»Warum hat sie diese Wohnung gemietet?«, frage ich Marino und setze mich auf das braune Ledersofa, ein Plagiat und ganz und gar nicht Jaimes Stil. »Und wie passt du in diese Gleichung? Oder ich? Warum bist du überzeugt, dass jemand mir gefolgt wäre, falls er die Möglichkeit dazu gehabt hätte? Du hättest mich doch einfach anrufen können, wenn du dir solche Sorgen machst. Was ist los? Überlegst du dir, ob du den Arbeitsplatz wechseln sollst? Oder hast du bereits wieder bei Jaime angeheuert und nur vergessen, es mir mitzuteilen?«

»Als Arbeitsplatzwechsel würde ich es nicht unbedingt bezeichnen, Doc.«

»Nicht unbedingt? Nun, offenbar hat sie dich da in etwas hineingezogen. Das sollte dir inzwischen klar sein.«

Jaime Berger ist auf fast beängstigende Weise berechnend, und Marino ist ihr nicht gewachsen. Das war er weder damals, als er in seiner Zeit als Ermittler beim NYPD der Staatsanwaltschaft zugeordnet wurde, noch heute. Er wird ihr nie das Wasser reichen können. Ganz gleich, welche Gründe sie ihm auch genannt haben mag, warum er herkommen und mich in dieses, wie ich es empfinde, ausgeklügelte Ränkespiel verwickeln soll, handelt es sich dabei auch nicht annähernd um die ganze Wahrheit.

»Faktisch arbeitest du für sie, weil du auf ihre Anweisung hier bist«, fahre ich fort. »Denn für mich arbeitest du eindeutig nicht, solange du mein Auto vertauschst, mein Hotelzimmer stornierst und dich hinter meinem Rücken mit ihr verbündest.«

»Ich arbeite für dich, aber ich helfe ihr auch. Ich habe meinen Job nicht hingeschmissen, Doc«, antwortet er in einem für seine Begriffe erstaunlich sanften Tonfall. »So etwas Mieses würde ich dir nie antun.«

Ich sage ihm nicht, er hätte mir in den gut zwanzig Jahren unserer Freundschaft und Zusammenarbeit schon genug Mieses angetan. Außerdem kann ich nicht anders, als an Kathleen Lawlers Worte zu denken. Ich bekomme sie einfach nicht aus dem Kopf. Jack Fielding hat ihr in den frühen Neunzigern geschrieben, und zwar auf liniertem Papier wie ein Schuljunge – ein unreifer, pubertärer Schuljunge, der einen Groll gegen mich hegte und mir weh tun wollte. Er und Marino dachten, ich wäre nicht warm und menschlich genug und müsste mal so richtig durchgepöbelt werden. Und kurz verwandelt sich der Marino, der jetzt vor mir steht, in den Marino von damals.

Ich stelle ihn mir in seinem unbeschrifteten dunkelblauen Crown Victoria mit den vielen Antennen, Blaulichtern, zerknitterten Fastfood-Tüten und dem überquellenden Aschenbecher vor. Die Luft war mit abgestandenem Zigarettenqualm geschwängert, den auch die am Rückspiegel baumelnden Lufterfrischer nicht übertünchen konnten. Und ich erinnere mich an den Trotz in seinem Blick, als er mir unverblümt ins Gesicht sagte, ich solle mir nichts darauf einbilden, dass ich der erste weibliche Chief Medical Examiner von Virginia sei. Für ihn bliebe ich Arsch und Titten. Ich weiß noch, wie ich mich jeden Abend gefühlt habe, wenn ich in der Hauptstadt der Konföderierten, wo ich eindeutig nicht hingehörte, nach Hause ging.

»Doc?«

In Richmond, wo ich niemanden kannte.

»Was ist?«

Und ich war so allein.

»Hey, ist alles in Ordnung?«

Ich sehe Marino an, der seitdem ebenfalls zwanzig Lebensjahre hinter sich gebracht hat. Kahl wie ein Baseball und von der Sonne gegerbt, ragt er über mir auf.

»Und wenn Kathleen Lawler sich geweigert hätte, dieses Spiel mitzuspielen?«, frage ich ihn. »Was, wenn sie mir den Zettel mit Jaimes Telefonnummer nicht gegeben hätte? Was dann?«

»Das hat mir auch Sorgen gemacht.« Er geht zu einem Fenster und starrt in die Nacht hinaus. »Allerdings wusste Jaime genau, dass Kathleen mitmachen würde«, sagt er, während er mir weiter den Rücken zukehrt, hinunterblickt und möglicherweise Ausschau nach Jaime hält.

»Aha, sie wusste es also genau«, entgegne ich. »Das gefällt mir gar nicht.«

»Kann ich mir denken, doch es hat seine Gründe.« Er kommt näher und bleibt stehen. »Jaime konnte sich in dieser Phase noch nicht direkt an dich wenden. Das Sicherste war, dich zuerst anrufen zu lassen und alles so zu organisieren, dass es nicht auffliegt.«

»Ist das ein juristischer Trick oder will sie sich aus irgendeinem Grund absichern?«

»Nichts darf darauf hinweisen, dass Jaime dieses Treffen angeregt oder sich in der derzeitigen Situation mit dir in Verbindung gesetzt hat, so einfach ist das«, erwidert er. »Offiziell wirst du sie morgen aus beruflichen Gründen in der Gerichtsmedizin sehen. Aber du warst niemals hier in dieser Wohnung.«

»Mal sehen, ob ich alles richtig verstanden habe. Ich soll so tun, als wäre ich jetzt nicht hier und als hätte ich mich heute Abend nicht mit Jaime getroffen.«

»Genau.«

»Ich soll also das Lügegebäude unterstützen, das ihr beide da zusammengezimmert habt.«

»Es ist notwendig und zu deinem eigenen Besten.«

»Ich hatte nicht vor, mich mit jemandem zu treffen, und habe keine Ahnung, welche beruflichen Gründe du meinen könntest.« Allerdings habe ich so ein Gefühl, dass ich es doch weiß, denn mir fallen die Autopsieberichte im Mordfall Jordan und die Beweisstücke ein, die in der hiesigen Gerichtsmedizin und den kriminaltechnischen Labors gelagert sind. »Morgen früh reise ich ab«, füge ich hinzu und wende meine Aufmerksamkeit wieder den auf dem Boden neben dem Schreibtisch gestapelten Ziehharmonikaordnern zu. Jeder hat eine andersfarbige Rückseite und ist mit Initialen oder Abkürzungen gekennzeichnet, die mir nichts sagen.

»Ich hole dich um acht Uhr ab.« Marino steht mitten im Zimmer wie bestellt und nicht abgeholt. Seine massige Gestalt lässt die Umgebung kleiner wirken.

»Vielleicht wäre es hilfreich, wenn du mir verraten würdest, worum es bei diesem Treffen gehen wird.«

»Mit dir ist schwer zu reden, wenn du so sauer bist wie jetzt.« Er schaut auf mich hinunter. Ich sitze, und er steht. Ich mag das nicht.

»Wenn ich mich recht entsinne, bist du *mein* Mitarbeiter, nicht der von Jaime. Deshalb solltest du mit mir an einem Strang ziehen und nicht mit ihr oder sonst jemandem.« Obwohl ich zornig klinge, bin ich in Wirklichkeit verletzt. »Wärest du bitte so gut, dich hinzusetzen?«

»Wenn ich dir verraten hätte, dass ich Jaime gern helfen und einiges gern anders regeln würde als bisher, hättest du es mir verboten.« Das Leder knirscht laut, als er in den tiefen Lehnstuhl sinkt.

»Ich weiß nicht, was du meinst oder wie du darauf kommst, meine Reaktion vorhersagen zu können.« Es ist, als würde er mir Bockigkeit vorwerfen.

»Du hast deshalb nicht die leiseste Ahnung, was gespielt wird, weil sich niemand befugt fühlt, dir reinen Wein einzuschenken. « Als er sich vorbeugt, ruhen seine gewaltigen Arme auf den nackten Knien, die den Durchmesser von kleinen Felgenkappen haben. »Es gibt Leute, die dich vernichten wollen.«

»Ich denke, es steht fest, dass ...«, setze ich an, doch er fällt mir ins Wort.

»Nein.« Er schüttelt den Kopf. Die Stoppeln an seinem gebräunten kräftigen Kiefer sehen aus wie Sand. »Du glaubst, alles im Griff zu haben, aber nichts da. Dawn Kincaid kommt vielleicht nicht an dich ran, solange sie in der Klappe sitzt. Doch es gibt andere Mittel und Wege. Und andere Personen. Sie plant, dich fertigzumachen.«

»Wie soll sie sich mit jemandem über kriminelle Pläne austauschen, ohne dass das Personal im Butler Hospital, die Polizei oder das FBI Wind davon bekommen?«, wende ich, ganz die Stimme der Vernunft, ein und kämpfe dabei gegen meine aufgewühlten Gefühle. Ich will nicht bis ins Mark gekränkt sein, weil Jack und Marino vor zwanzig Jahren hinter meinem Rücken über mich gelästert haben.

»Das ist ganz einfach.« Er sieht mich unverwandt an. »Durch ihre Mistkerle von Anwälten zum Beispiel. Sie dürfen unter vier Augen mit ihr reden, so wie Jaime mit Kathleen Lawler. Falls man befürchtet, trotzdem überwacht oder abgehört zu werden, verständigt man sich eben schriftlich. Man reicht sich Zettel weiter. Man schreibt es auf einen Notizblock, die Mandantin liest es und sagt nichts dazu.«

»Ich bezweifle stark, dass Dawn Kincaids Anwälte einen Auftragskiller angeheuert haben, falls du das meinst.«

»Ob ein Auftragskiller im Spiel ist, weiß ich nicht«, räumt er ein. »Jedenfalls wollen sie dich vernichten und hinter Gitter bringen. Ganz gleich, wie, du schwebst in großer Gefahr.«

Ich merke ihm an, dass er von seinen Worten überzeugt ist, und frage mich, wie viel davon Jaime ihm eingeflüstert hat. *Was hat sie ausgeheckt und warum?*

»Wahrscheinlich war das Risiko, in deinem Transporter zu verunglücken, größer als das, von einem Auftragskiller umgelegt zu werden«, gebe ich zurück. »Was, wenn ich irgendwo in der Einöde eine Panne

gehabt hätte?«

»Das hätte ich mitgekriegt. Ich wusste nämlich den ganzen Tag genau, wo du warst, bis hin zu der Waffenhandlung zwei Kilometer nördlich der Dean Forest Road. Ich habe ein GPSGerät am Transporter angebracht und kann deshalb auf einer Google-Karte ausgesprochen genau verfolgen, wo er sich gerade befindet.«

»Allmählich wird es mir zu dumm. Wer hat das alles eingefädelt und was ist der wahre Grund?«, frage ich. »Ich glaube nämlich nicht, dass es deine Idee war. Jaime ist hier, um mit Lola Daggette zu sprechen. Aber was geht das uns beide an? Was will sie wirklich?«

»Vor etwa zwei Monaten hat Jaime im CFC angerufen«, erwidert er. »Da ich zufällig gerade bei Bryce im Büro war, habe ich mit ihr gesprochen. Sie sagte, sie überprüfe Informationen im Fall Lola Daggette, die im selben Gefängnis einsitzt wie Kathleen Lawler. Jaime interessierte sich angeblich nur dafür, ob ich etwas über Lola Daggette weiß und ob im Rahmen der Ermittlungen gegen Dawn Kincaid vielleicht ihr Name gefallen ist ...«

»Und du hast mir nie davon erzählt«, unterbreche ich ihn.

»Sie wollte mit mir reden, nicht mit dir«, entgegnet er, als leite Jaime Berger das CFC. Oder gar er selbst. »Ich bin bald dahintergekommen, dass sie in Wahrheit ein ganz anderes Anliegen hatte. Erstens rief sie nicht von der Staatsanwaltschaft aus an. Die Nummer war unterdrückt. Also war sie mitten am Tag zu Hause und telefonierte, was ich ziemlich seltsam fand. Dann meinte sie: ›Hier geht es derart rund, dass ich erst mal eine Auszeit brauche.‹ Als ich noch für sie gearbeitet hatte, war das unser Code, der bedeutete, dass sie unter vier Augen und nicht am Telefon mit mir reden wollte. Also bin ich sofort zur South Station gefahren und habe den Schnellzug nach New York genommen.«

Marino entschuldigt sich nicht. Offenbar ist er sicher, dass er das Richtige sagt und tut. Er zeigt nicht die Spur von Reue, weil er mir zwei Monate lang etwas verheimlicht hat, denn die schlaue und gerissene Jaime Berger hat ihn herumgeschoben wie eine Schachfigur. Sie wusste genau, was sie tat, als sie ihn anrief und den Code benutzte.

»Es wundert mich nur«, fährt er fort, »dass du mit dem FBI unter einem Dach wohnst und nicht gemerkt hast, dass deine verdammten Telefone abgehört werden.«

Als er sich im Ledersessel zurücklehnt und die stämmigen Beine übereinanderschlägt, erkenne ich die Reste einer früheren Kraft, die beachtlich gewesen sein muss. Ich denke an die Fotos aus seiner Zeit als Boxer. Damals war er Schwergewichtler, wo er hinschlug, wuchs kein Gras mehr. *Wie viele Menschen müssen seinetwegen mit den Folgen einer Kopfverletzung leben? Wie viele Hirnschäden hat er auf dem Gewissen? Wie viele Gesichter hat er zerschmettert?*

»Sie durchsuchen deine Mails«, sagt er. Ich sehe helle Narben an seinen massigen Knien und frage mich, wie er sie sich wohl zugezogen hat. »Möglicherweise wirst du auch geortet und beschattet.«

Ich stehe vom Sofa auf.

»Du weißt ja, wie es läuft.« Seine Stimme folgt mir in Jaime Bergers gutausgestattete Küche, die einen unbenutzten Eindruck macht. »Sie besorgen sich eine richterliche Anordnung, um einen auszuspionieren, und verraten es einem erst hinterher.«

Ich biete ihm nichts zu trinken an. Auch sonst nichts, als ich die Kühlschranktür öffne und den Blick über die Glasborde wandern lasse. Wein, Mineralwasser, Cola light, griechischer Joghurt, Wasabi, eingelegter Ingwer und Sojasauce mit vermindertem Salzgehalt.

Beim Öffnen der Schränke stoße ich auf die Grundausstattung aus Geschirr und Töpfen, die man in einer möblierten Wohnung erwartet. Dazu Salz- und Pfefferstreuer, aber keine anderen Gewürze, und eine kleine Flasche Johnny Walker Blue. Ich hole mir eine Wasserflasche aus der Speisekammer, wo weitere zuckerfreie Limonaden und verschiedene Vitamine, Schmerzmittel und Tabletten gegen Magenverstimmung stehen. Überall erkenne ich die bedrückenden Hinweise auf ein Leben, das zum Stillstand gekommen ist. Ich weiß, wie es in den Schränken, Speisekammern und Kühlschränken von Menschen aussieht, die eine Todesangst davor haben, jemanden zu verlieren. Jaime ist noch nicht über Lucy hinweg.

»Wie kann er dir verdammt noch mal so was verheimlichen?« Marino kommt nicht vom Thema Benton los. »Das hätte ich nie getan. Die hätten mir mit ihren beschissenen Vorschriften mal den Buckel runterrutschen können. Wenn ich wüsste, dass das FBI hinter dir her ist, würde ich es dir erzählen, was ich hiermit tue. Währenddessen sitzt er rum und spielt den braven, gesetzestreuen Staatsdiener und sieht untätig zu, wie seine eigene verdamnte Behörde gegen seine Frau ermittelt. Genauso, wie er in der fraglichen Nacht nichts unternommen hat. Er hat sich vor dem Kaminfeuer einen Drink genehmigt und dich allein draußen in der Dunkelheit rumlaufen lassen.«

»So war es nicht.«

»Obwohl ihm klar war, dass Dawn Kincaid und vielleicht auch ihre Komplizen noch auf freiem Fuß waren, hat er dich nachts allein vor die Tür geschickt.«

»Es war ganz anders.«

»Es ist ein Wunder, dass du überhaupt noch lebst. Ich gebe ihm die Schuld, verdammt. Du hättest mausetot sein können, und zwar nur weil Benton den Arsch nicht hochgekriegt hat.«

Ich kehre zurück zum Sofa.

»Das verzeihe ich ihm nie.« Als ob es Marinos Sache wäre, irgendetwas zu verzeihen. Ich frage mich, ob Jaime ihn gegen Benton aufgehetzt hat.

Wie stark hat sie die Eifersucht in ihm angestachelt, die stets in ihm schlummert, bereit, beim kleinsten Anlass zuzuschlagen?

»Er wollte nicht, dass du herkommst, hat dir aber auch nicht angeboten, dich zu begleiten, oder?«, sagt Marino mit lauter, aufgebrachter Stimme, und ich denke an die Briefe und daran, wie unsicher und egoistisch er sein kann.

Als ich zum Chief Medical Examiner von Virginia ernannt wurde und Marino der Star-Detective von Richmond war, hat er alles versucht, um mich zu vertreiben, bis ihm klar wurde, dass es nur zu seinem Vorteil war, mich als Verbündete zu gewinnen. Vielleicht sind es ja immer noch meine Position und die Tatsache, dass ich mich stets um ihn gekümmert habe, was ihn weiter an mich bindet. Es ist besser für ihn, mich auf seiner Seite und außerdem einen sicheren Arbeitsplatz zu haben. Insbesondere dann, wenn sichere Arbeitsplätze rar sind und er nicht jünger wird. Falls ich ihn vor die Tür setzen sollte, hätte er Glück, einen Job als Nachtwächter zu bekommen, denke ich zornig. Im nächsten Moment fühle ich mich wie erschlagen und den Tränen nah.

»Ich hätte nicht gewollt, dass Benton mit nach Savannah kommt. Ins Gefängnis hätte er mich sowieso nicht begleiten können«, antworte ich und trinke einen Schluck Wasser aus der Flasche. »Und selbst wenn du richtig liegst und das FBI aus irgendeinem abstrusen und völlig an den Haaren herbeigezogenen Grund gegen mich ermittelt, würde Benton nichts davon wissen.«

Ich setze mich wieder aufs Sofa.

»Sie würden es ihm nicht unter die Nase reiben«, beharre ich, während ich mich an Kathleen Lawlers Bemerkungen über meinen Ruf und dass ich anders als sie einen zu verlieren hätte erinnere.

Ich habe noch deutlich vor mir, wie mich diese Andeutungen haben aufmerken lassen, so als wolle sie mich warnen und genösse die Vorstellung, dass mir womöglich ein unangenehmes Erlebnis bevorsteht. Ich denke an die Briefe und ihren Inhalt und bin erschrocken darüber, wie sehr es mich noch kränkt. Nach über zwanzig Jahren sollte es mir doch nichts mehr ausmachen. Tut es aber.

»Wie kann er als Kriminologe beim verdammten FBI arbeiten und im Dunkeln tappen?«, hakt Marino nach. In Momenten wie diesem wird mir stets klar, wie groß seine Abneigung gegen Benton ist.

Marino wird sich niemals damit abfinden, dass Benton und ich verheiratet sind, dass ich mit ihm glücklich bin und dass mein scheinbar so distanzierter Mann auch andere Seiten und eine Anziehungskraft hat, die er nicht begreifen kann.

»Dann fangen wir doch mal damit an, woher du diese Information hast«, entgegne ich.

»Weil das FBI eine Aufbewahrungspflicht über das CFC verhängt hat, damit wir nichts von unserem Server löschen«, antwortet er. »Und das verrät mir, dass sie schon seit einer Weile darin herumschnüffeln. Sie lesen deine Mails und vielleicht auch noch andere Dinge.«

»Und warum habe ich nichts von einer richterlichen Anordnung gehört, die mein Institut betrifft?« Ich denke an die vertraulichen Daten auf dem Server des CFC. Einige wurden vom Verteidigungsministerium als geheim oder sogar als streng geheim eingestuft.

»Scheiße«, sagt Marino. »Wie kannst du da so ruhig bleiben? Hast du nicht richtig verstanden, was ich dir gerade erzählt habe? Das FBI ermittelt gegen dich. Du bist eine Zielperson.«

»Wenn ich eine Zielperson wäre, wäre mir das sicher bekannt. Ich stünde kurz davor, wegen eines Kapitalverbrechens angeklagt zu werden. Also würde man mich vernehmen und vor die Anklagekammer zitieren. Außerdem wäre Leonard Brazzo inzwischen verständigt worden. Warum weiß ich nichts von dieser richterlichen Anordnung?«, wiederhole ich.

»Weil du nichts davon wissen sollst. Ich auch nicht.«

»Ist Lucy im Bilde?«

»Da sie die IT-Beauftragte ist, wurde die Anordnung ihr zugestellt. Es ist ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, dass keine elektronischen Mitteilungen gelöscht werden.«

Und Lucy hat offenbar Marino informiert. Und mich nicht.

»Wir löschen doch sowieso nichts. Eine Aufbewahrungspflicht bedeutet noch lange nicht, dass irgendetwas überprüft worden ist.« Ich halte das nur für eine Taktik, um uns Angst zu machen. Marino ist kein Anwalt, und Jaime hat ihn aus nur ihr bekannten Gründen aufgeputzt.

»Du tust, als wäre nichts dabei.« Seine Miene ist ungläubig.

»Erstens wird mein Fall vor einem Bundesgericht verhandelt«, erwidere ich. »Da ist es doch nur natürlich, dass sich das FBI für unsere Daten interessiert. Insbesondere für die von Jack, weil er, wie wir mittlerweile wissen, während meines Aufenthalts in Dover in verschiedene illegale Machenschaften verstrickt und an gefährliche Leute geraten war. Vom Kontakt zu seiner Tochter Dawn Kincaid ganz zu schweigen. Das FBI hat sich seinen Schriftwechsel und alles andere angesehen, was man sonst noch finden konnte, ist aber noch nicht damit fertig. Also war die Verhängung einer Aufbewahrungspflicht zu erwarten. Allerdings ist sie überflüssig, denn was sollte ich denn löschen wollen? Meinen Reiseplan für einen Ausflug nach Georgia? Ich bin überrascht, dass Lucy es geschafft hat, das für sich zu behalten.«

»Die könnten uns alle wegen Behinderung der Justiz drankriegen«, protestiert er.

»Ich wette, das hat Jaime dir ebenfalls eingeflüstert. Hat sie auch mit Lucy darüber gesprochen?«

»Sie spricht weder mit Lucy noch über sie«, bestätigt er meine Vermutung, dass Jaime und Lucy nicht miteinander kommunizieren. »Ich habe Lucy und Bryce gewarnt, sie würden dich ins Gefängnis bringen, wenn sie den Mund nicht halten und dir Dinge erzählen, von denen du nichts wissen sollst.«

»Danke, dass du sie gewarnt hast, sie könnten mir eine Haftstrafe einbrocken.«

»Das ist nicht komisch.«

»Ganz sicher nicht. Mir gefällt nämlich die Andeutung nicht, ich hätte etwas Illegales tun und zum Beispiel Aufzeichnungen löschen können, wenn man mich informiert hätte. Was hat Jaime dir gesagt, dass du jetzt so aufgebracht und paranoid bist?«

»Dass sie von anderen Leuten nach dir ausgefragt wird. Im April haben zwei FBI-Agenten sie zu Hause besucht.«

Ich fühle mich verraten, nicht vom FBI, von Benton oder von Jaime, sondern von Marino. Die Briefe. Ich wusste nicht, dass er mich in Gegenwart des Mannes, dessen berufliche Karriere ich gefördert habe, meines Protégés Jack, verspottet und gedemütigt hat. Während ich noch ganz am Anfang stand, hat Marino hinter meinem Rücken meine Mitarbeiter gegen mich aufgehetzt.

»Sie brauchten sie als Leumundszeugin, weil sie dich per sönlich kennt, und zwar schon seit unserer Zeit in Richmond«, spricht Marino weiter. Aber ich höre nur Kathleen Lawlers Bemerkung über die Briefe. »Sie wollten sie befragen, bevor sie in die Privatwirtschaft abtaucht«, fügt Marino hinzu. »Möglicherweise haben sie sie ja auch persönlich auf dem Kieker. Politische Gründe. Ihre Probleme mit dem New York Police Department ...«

»Ja, mein Leumund.« Es bricht aus mir heraus, ehe ich es verhindern kann. »Weil ich als Vorgesetzte so eine Menschenschinderin bin. So schwierig. Jemand, der nur mit Toten zurechtkommt.«

»Was ...?«

»Vielleicht werde ich ja angeklagt, weil ich ein schlechter Mensch bin. Eine unangenehme Person, die anderen das Leben zur Hölle macht und sie vernichtet. Vielleicht gehöre ich ja dafür ins Gefängnis.«

»Was zum Teufel ist los mit dir?« Er starrt mich an. »Wovon redest du da?«

»Von den Briefen, die Jack an Kathleen Lawler geschrieben hat«, antworte ich. »Offenbar wollte sie mir niemand zeigen. Und zwar wegen der Bemerkungen, die du und Jack damals in Richmond über mich gemacht habt. Er hat sie in seinen Briefen an Kathleen wiederholt.«

»Was sollen das für Briefe sein?« Marino beugt sich mit überraschter Miene vor. »Nirgendwo in diesem Haus waren Briefe an oder von Kathleen Lawler. Ich habe keine Ahnung, was er ihr geschickt hat, vorausgesetzt, er hat ihr überhaupt geschrieben. Allerdings bezweifle ich das.«

»Warum?«, frage ich unwillkürlich.

»Jack ist nie sehr lange Single geblieben. Wahrscheinlich hätte keine seiner Frauen oder Freundinnen Luftsprünge gemacht, wenn sie gehört hätte, dass er der Frau, die ihn als Kind missbraucht hat, Briefe schreibt.«

»Sie haben einander gemailt. Das steht fest.«

»Vermutlich werden seine Frauen oder Freundinnen nicht seine Mails gelesen haben«, wendet Marino ein. »Doch Briefe, die im Briefkasten landen und dann in Schubladen oder anderswo versteckt werden müssen, sind ein Risiko, das Jack sicher nicht eingegangen ist.«

»Du brauchst mich nicht aufzumuntern.«

»Ich sage nur, dass mir nie irgendwelche Briefe untergekommen sind und dass er den Mist mit Kathleen Lawler geheim gehalten hat«, erwidert Marino. »In all den Jahren, die ich ihn kannte, hat er weder sie noch die Zwischenfälle im Heim erwähnt. Und an das, was ich damals so dahergequatscht habe, erinnere ich mich nicht mehr. Offen gestanden war einiges davon sicher nicht nett. Anfangs, als du dort Chefin geworden bist, habe ich mich aufgeführt wie das Hinterletzte. Außerdem solltest du dir den Schuh nicht anziehen, wenn eine Gefängnisinsassin blöd daherlabert. Egal, ob es stimmt oder nicht, jedenfalls wollte Kathleen Lawler dir weh tun, und das hat sie geschafft.«

Schweigend sehen wir einander an.

»Was macht Jaime denn so lange?« Unvermittelt steht er auf und schaut wieder aus dem Fenster. »Keine Ahnung, warum du so sauer auf mich bist – derjenige, auf den du wirklich wütend sein solltest, ist



Jack. Dieser verdammte Scheißkerl. Ein elender, verlogener Wichser war er. Nach allem, was du für ihn getan hast.«

Er kehrt mir weiter den Rücken zu und starrt aus dem Fenster. Ich sitze reglos da. Die Stimmung hat sich verzogen wie ein heftiges, aus heiterem Himmel losgebrochenes Gewitter, und mir fällt wieder ein, was Marino vorhin über Jaime Berger gesagt hat. An seinen breiten, massigen Rücken gewandt, frage ich ihn, ob er die Bemerkung, Jaime sei in die Privatwirtschaft abgetaucht, wörtlich gemeint habe.

»Ja«, entgegnet er, ohne sich umzudrehen. »Wortwörtlich.« Er teilt mir mit, sie sei nicht mehr bei der Staatsanwaltschaft. Sie habe gekündigt. Wie viele hochkarätige Staatsanwälte habe sie die Seiten gewechselt. Das tun fast alle irgendwann. Sie werfen einen schlecht bezahlten und undankbaren Job in einer düsteren, nach bürokratischem Mief riechenden Amtsstube hin, weil sie die endlose Karawane von tragischen Fällen, Parasiten, hartgesottenen Gaunern und Betrügern satt haben, die sie durch das System schleusen müssen. Böse Menschen, die anderen bösen Menschen Böses antun. Anders als die Öffentlichkeit gern glaubt, sind nicht alle Opfer unschuldige oder mitleiderregende Wesen, und Jaime meinte häufig, ich solle mich glücklich schätzen, weil meine Patienten mich nicht belügen könnten. An dem Tag, an dem ein Zeuge oder ein Opfer ihr das letzte Mal die Wahrheit gesagt habe, habe es in der Hölle sicher Bodenfrost gegeben. *Wahrscheinlich ist es einfacher, wenn sie tot sind*, fügte sie hinzu. Und zumindest in diesem Punkt hatte sie recht: Als Toter ist das Lügen um einiges schwieriger.

Allerdings hätte ich nie gedacht, dass Jaime in die Privatwirtschaft gehen würde. Ich glaube nicht, dass ihre Entscheidung finanzielle Gründe hatte, als ich Marinos Bericht lausche, sie habe eine Abschiedsparty und überhaupt jegliche Art von Feierlichkeit, ja, sogar ein Mittagessen, einen Kuchen oder einen Umtrunk nach Feierabend abgelehnt. Stattdessen habe sie sich lautlos aus dem Staub gemacht, ohne großen Bahnhof, fristlos, und zwar etwa um dieselbe Zeit, als sie sich im CFC nach Lola Daggette erkundigte, erzählt er. Da wird mir klar, dass etwas geschehen sein muss. Nicht nur mit Jaime, sondern auch mit Marino. Ich spüre, dass ihrer beider Leben eine andere Wendung genommen haben, und es enttäuscht mich, dass ich bis zu diesem Moment ahnungslos gewesen bin. Es ist sehr traurig, dass keiner von ihnen sich mir anvertrauen konnte.

Vielleicht verlange ich meinen Mitmenschen ja wirklich zu viel ab, und wieder höre ich Kathleen Lawlers grausame Worte und sehe ihre triumphierende Miene. Ich bin tief verletzt. Erst jetzt wird mir klar, wie sehr, und das liegt daran, dass in Kathleens Bemerkungen ein Körnchen Wahrheit liegt. Ich bin kein einfacher Mensch. Und es ist eine Tatsache, dass ich nie viele Freunde hatte. Lucy, Benton, ein paar ehemalige Mitarbeiter. Und immer Marino. Trotz unserer schweren Krisen ist er geblieben, und ich möchte nicht, dass sich daran etwas ändert.

»Ich habe so ein Gefühl, dass Jaime bei ihrem Anruf im CFC noch mehr wissen wollte«, sage ich zu ihm. Mein Tonfall hat nichts Vorwurfsvolles an sich. »Vermutlich ist es auch kein Zufall, dass du etwa um die Zeit dieses Anrufs und deiner Zugfahrt nach New York angefangen hast, vom Fischen, von Booten und davon zu reden, wie sehr du den Süden vermisst.«

»Wir haben uns besser verstanden, als ich nicht für dich gearbeitet habe.« Er dreht sich um und kehrt zu seinem Sessel zurück. »Mir war es lieber, wenn ich als Experte hinzugezogen wurde, als Detective bei der Mordkommission oder als Sergeant Detective beim Sondereinsatzkommando, anstatt an deinem Institut oder bei der Staatsanwaltschaft beschäftigt zu sein. Und jetzt arbeite ich schon wieder für dich. Ich bin ein erfahrener Mordermittler und für die Untersuchung von Tatorten und Todesfällen ausgebildet. Überleg nur, welchen Mist ich schon erlebt und gesehen habe. Ich will nicht den Rest meines Lebens an einem Schreibtisch sitzen und darauf warten, dass ich Anweisungen bekomme oder dass etwas passiert.«

»Du möchtest also kündigen«, erwidere ich. »Darauf willst du offenbar hinaus.«

»Nicht unbedingt.«

»Du hast es verdient, das Leben zu führen, das du dir wünschst, und zwar mehr als jeder, den ich sonst kenne. Es enttäuscht mich, dass du glaubst, du könntest mit mir nicht über deine Gefühle sprechen.

Wahrscheinlich ist es das, was mich am meisten belastet.«

»Ich möchte nicht kündigen.«

»Es klingt, als hättest du es schon getan.«

»Ich will mich als Berater selbständig machen«, erwidert er. »Jaime und ich haben in New York darüber geredet. Sie hat den Schritt ja auch gewagt und meinte, ich solle es mir überlegen. Sie könne bei manchen Fällen meine Hilfe gebrauchen, und ich weiß, dass du auch Aufträge für mich hättest. Ich möchte niemandem gehören.«

»Ich habe es nie so betrachtet, dass du mir gehörst.«

»Ein wenig mehr Unabhängigkeit wäre gut für meine Selbstachtung. Sicher kannst du das nicht verstehen, denn jemand wie du hat ja mit der Selbstachtung keine Probleme.«

»Du würdest dich wundern«, antworte ich.

»Ich wünsche mir eine kleine Wohnung am Wasser und die Möglichkeit, Motorrad zu fahren, zu angeln und für Menschen zu arbeiten, die mich respektieren«, erklärt er.

»Hat Jaime dich als Berater im Fall Lola Dagette beauftragt?«

»Sie zahlt mir nichts dafür. Ich habe ihr gesagt, das ginge nicht, solange mein Verhältnis zum CFC nicht geklärt ist, weshalb ich mit dir darüber sprechen würde«, erwidert Marino. Im nächsten Moment höre ich einen Schlüssel im Schloss klicken, und die Tür geht auf.

Jaime Berger kommt herein. Der köstliche Duft von Fleisch, Pommes und Trüffeln steigt mir in die Nase.

Jaime stellt zwei große blaue Papiertüten auf den steinernen Küchenblock. Für eine New Yorker Staatsanwältin, selbst eine ehemalige, die sich gerade in geheimer Mission an Georgias Küste aufhält, wirkt sie bemerkenswert entspannt und fröhlich. Und das, obwohl diese Operation Überwachungskameras und wahrscheinlich auch eine Waffe erforderlich macht, die ich in der Hobobag aus braunem Rindsleder über ihrer Schulter vermute.

Sie hat eine schicke Frisur, und ihr dunkles Haar ist ein wenig länger, als ich es in Erinnerung habe. Ihr Gesicht wirkt markant und sehr hübsch, und sie bewegt sich in ihrer ausgewaschenen Jeans und dem lockeren weißen Hemd so anmutig wie eine Frau, die nur halb so alt ist wie sie. Schmuck trägt sie keinen, und sie ist kaum geschminkt. Die meisten Menschen könnte sie mit ihrem Auftreten wohl täuschen, aber mich nicht. Ich erkenne das Düstere in ihrem Blick und ihr starres Lächeln.

»Entschuldige, Kay«, beginnt sie und hängt ihre scheußliche, offenbar schwere Handtasche über die Rückenlehne eines Barhockers. Ich frage mich, ob es an Marinos Einfluss liegt, dass sie eine Pistole mit sich herumschleppt.

Oder hat sie die Angewohnheit von Lucy übernommen? Mir fällt ein, dass Jaime sich mit einer in einer Tasche verborgenen Waffe vermutlich strafbar macht. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass sie eine vom Staat Georgia ausgestellte Genehmigung dazu besitzt, da sie zwar eine Wohnung gemietet hat, aber nicht offiziell als Einwohnerin gilt. Überwachungskameras und eine verbotene Waffe. Vielleicht sind das nur ganz normale Sicherheitsvorkehrungen, weil sie die hässlichen Seiten des Lebens ebenso gut kennt wie ich. Oder könnte Jaime übertrieben ängstlich und labil geworden sein?

»Ich würde kochen vor Wut, wenn jemand so etwas mit mir durchziehen würde«, fährt sie fort, »doch du wirst es bald verstehen, wenn du es nicht schon tust.«

Ich überlege, ob ich sie umarmen soll, doch sie ist schon damit beschäftigt, die Essenstüten zu öffnen, was ich so deute, dass sie lieber einen Sicherheitsabstand zu mir halten will. Also bleibe ich auf dem Sofa sitzen und gebe mir Mühe, wegen des letzten Weihnachtsfests in New York und all der anderen gemeinsam verbrachten Stunden nicht sentimental zu werden. Was würde Lucy wohl tun, wenn sie sehen könnte, wo ich jetzt bin? Ich male mir lieber nicht aus, wie sie reagieren würde, wenn sie wüsste, dass Jaime, sehr hübsch, aber mit dem Blick einer Gejagten und einem gekünstelten Lächeln auf den Lippen, Essenstüten auspackt. Und zwar in einem Loft, das dem von Lucy in Greenwich Village ähnelt, und mit einer Handtasche neben sich, in der sich vielleicht eine Waffe befindet.

Ich werde von einem wachsenden Argwohn befallen, der sich rasch einem kritischen Punkt nähert. Obwohl Jaime gewöhnt ist zu bekommen, was sie will, hat sie Lucy widerstandslos aufgegeben. Und nun erfahre ich, dass sie auch ihre Karriere einfach hingeworfen hat. *Weil es ihr aus irgendeinem Grund in den Kram passt*, schießt mir der vorwurfsvolle Gedanke durch den Kopf. Ich muss mir vor Augen halten, dass es nicht weiter wichtig ist. Nichts ist wichtig, außer dem Umstand, dass ich hier bin, dem Grund dafür und meinem Verdacht, der sich vermutlich bestätigen wird – ich werde von der Exfreundin meiner Nichte getäuscht und benutzt.

»Du erinnerst dich sicher ans Il Pasticcio, nur ein paar Blocks von hier.« Jaime holt mit Alufolie beschichtete Pappbehälter mit Plastikdeckeln aus den Tüten. Außerdem einen Literbecher aus Plastik, der wahrscheinlich Suppe enthält. Bald ist das Loft mit dem Duft von Kräutern, Schalotten und Speck erfüllt. »Tja, inzwischen heißt es Broughton and Bull.« Sie öffnet eine Schublade und sucht Besteck und Papierservietten zusammen. »Die Terrine mit Silberzwiebeln ist ein Gedicht. Dazu geschmortes Kaninchen. Eine gebundene Shrimpssuppe mit Poblanoschoten-Tomatenöl. Geröstete Kammuscheln mit in Speck eingewickelten Jalapenos.« Sie öffnet einen Behälter nach dem anderen. »Ich dachte, jeder bedient sich selbst. Oder vielleicht verteile ich das Essen besser«, überlegt sie es sich anders und schaut

sich um, als erwarte sie, dass in der ihr offenbar fremden Mietwohnung plötzlich ein Esstisch erscheint.

»Hoffentlich hast du mir die Shrimps vom Grill mitgebracht«, sagt Marino von seinem Sessel aus.

»Und Pommes«, erwidert Berger, als seien Marino und er alte Kumpel. »Und Makkaroni mit Käsesauce und Trüffelöl.«

»Ich verzichte.« Er verzieht das Gesicht.

»Es ist gut, auch mal etwas Neues zu versuchen.«

»Vergiss Trüffel und Trüffelöl oder ähnliches Zeug. Ich brauche nichts zu versuchen, das nach Arsch stinkt.« Marino hebt einen braunen Ziehharmonikaordner von dem Stapel auf dem Boden neben dem Schreibtisch auf. BLR hat jemand mit schwarzem Magic Marker auf den Aufkleber geschrieben.

»Soll ich dir helfen?«, frage ich Jaime, stehe aber nicht auf. Ich spüre, dass sie mich nicht in ihrer Nähe haben will. Vielleicht bin ich ja auch diejenige, die sich distanziert und unberührbar fühlt.

»Bitte, bemühe dich nicht. Sogar ich kann Tüten aufmachen und Essen auf Teller legen. Ich bin zwar keine so gute Köchin wie du, aber wenigstens das kriege ich hin.«

»Dein Sushi ist im Kühlschrank«, meldet Marino.

»Mein Sushi? Okay, warum nicht.« Sie öffnet die Kühlschranktür und holt die Behältnisse heraus, die Marino dort verstaut hat. »Sie haben meine Kreditkartennummer in den Akten, weil ich, wie ich zugeben muss, süchtig bin. Mindestens drei Abende die Woche. Wahrscheinlich sollte ich mir allmählich Gedanken wegen der Quecksilberbelastung machen. Isst du immer noch kein Sushi, Kay?«

»Nein, immer noch nicht. Danke.«

»Ich glaube, ich gieße die Suppe in Kaffeebecher, falls es euch nicht stört. Wie weit seid ihr gekommen?« Sie sieht Marino an. »Erzähl mir, wo ihr aufgehört habt.«

»Weit genug, um zu wissen, welche Mühe ihr euch gegeben habt, um diesen Abend möglich zu machen«, antworte ich an seiner Statt.

»Ich muss mich wirklich entschuldigen«, wiederholt Jaime, was jedoch nicht so klingt, als täte es ihr leid.

Sie hört sich eher an, als sei sie überzeugt, das Recht zu haben, sich so zu verhalten.

»Ehrlich gesagt, ist es für mich das Wichtigste, dass du verstehst, was gespielt wird. Ich musste dabei einfach nur ausgesprochen vorsichtig vorgehen.« Sie sieht mich an, während sie sich in der Küche zu schaffen macht. »Ich halte es für meine moralische Pflicht, dich zu schützen. Vielleicht habe ich die Diskretion wie immer etwas übertrieben, weil ich es für unklug hielt, dich anzurufen, dir eine Mail zu schreiben oder mich direkt mit dir in Verbindung zu setzen. So kannst du, falls man dich fragt, wahrheitsgemäß antworten, dass ich es nicht getan habe. Du hast mich angerufen. Aber wer soll davon erfahren, solange du nicht beschließt, es jemandem mitzuteilen?«

»Wenn ich was mitzuteilen beschließe? Dass eine Strafgefangene mir einen Zettel zugesteckt hat und ich daraufhin zum nächsten öffentlichen Telefon gefahren bin, wie bei einer Schnitzeljagd im Ferienlager?«, entgegne ich.

»Ich habe Kathleen gestern befragt und wurde daran erinnert, dass sie sich auf deinen heutigen Besuch freut.«

»Wurde daran erinnert?«, wiederhole ich und werfe dabei einen Blick auf Marino. »Sicher wusstest du es ohnehin. Vermutlich arbeitest du mit Carter Roberts zusammen, dem Anwalt vom Georgia Innocence Project, der Leonard Brazzo angerufen hat.«

»Ich kann wahrheitsgemäß angeben, dass du mich kontaktiert hast, während du in eigener Sache in der Gegend warst«, beharrt Jaime.

»Einer Sache, die du in die Wege geleitet hast, um mich hierherzulocken«, antworte ich. »Daran ist nichts Wahrheitsgemäßes.«

»Marino hat dich nicht informiert und dir auch nichts verraten, was er für sich hätte behalten sollen.« Sie lässt sich nicht von ihrem Thema abbringen. »Er hat dir keine Einladungen übermittelt, die unter den

gegenwärtigen Umständen unklug wären. Also hat niemand etwas weitergegeben, das negative Folgen haben könnte.«

»Nur dass es doch jemand getan hat. Sonst säße ich jetzt nicht hier«, entgegne ich.

»In einem unter die Schweigepflicht fallenden Gespräch mit einer Zeugin in einem Fall, an dem ich gerade arbeite, habe ich angedeutet, ich hoffe, dass du dich mit mir in Verbindung setzen wirst«, erwidert sie, weiterhin voller Überzeugung, im Recht zu sein.

»Ich bezweifle sehr, dass im Georgia Prison for Women viel passiert, was nicht überwacht oder aufgenommen wird«, wende ich ein.

»Ich habe Kathleen in einer schriftlichen Nachricht auf meinem Notizblock gebeten, dir meine Mobilfunknummer und die Anweisung zu geben, mich von einem öffentlichen Telefon aus anzurufen«, fährt Jaime fort. »Sie las die Nachricht, während wir am Tisch saßen. Kein Wort wurde gesprochen. Nichts wurde beobachtet, und der Notizblock hat mit mir die Haftanstalt verlassen. Kathleen hilft mir gern, so gut sie kann.«

»Weil sie laut einer Äußerung der Anstaltsleiterin überzeugt ist, dafür Straferlass zu bekommen«, merke ich an.

»Es wäre eine gute Idee, wenn du sämtliche Zettel, die dir jemand möglicherweise zugesteckt hat, vernichten würdest.«

»Woraus ich schließe, dass man dir verboten hat, mit mir zu reden, und du an der Sicherheit meiner Kommunikationswege zweifelst«, komme ich auf den Punkt. »Die Telefonanschlüsse im Büro und privat, mein Mobiltelefon und meine E-Mails.«

»Verboten hat man es mir nicht ausdrücklich«, antwortet Jaime. »FBI-Agenten raten Zeugen und anderen beteiligten Parteien stets davon ab, mit der Zielperson einer Ermittlung in Kontakt zu treten. Aber verboten, mit dir zu sprechen, hat man mir nicht, und solange sie nichts davon wissen, was mir lieber wäre, dürfte es keine Schwierigkeiten geben. Und ich glaube, diese Hürde haben wir erfolgreich überwunden. Wenn sie rauskriegen, dass wir zusammen bei Colin Dengate waren, wird das keine Folgen haben. Niemand kann uns daran hindern, gemeinsam an einem Fall zu arbeiten, wenn du gerade in der Gegend bist.«

»An einem Fall arbeiten«, wiederhole ich.

»Diese Wichser«, schimpft Marino. Seit er nicht mehr Polizist ist und niemanden mehr verhaften darf, wird ihm das FBI immer unsympathischer. Seine ablehnende Haltung hat auch etwas mit Benton zu tun.

»Wenn es sich vermeiden lässt, empfiehlt es sich, das FBI nicht gegen sich aufzubringen«, fügt Berger hinzu, während sie Teller und Kaffeebecher aus einem Schrank holt. »Es ist nicht hilfreich für dich, wenn sie sich über mich ärgern. Es hat auch mit Farbman und den Schwierigkeiten zu tun, die er mir gemacht hat und noch machen kann.«

Dan Farbman ist der stellvertretende Pressesprecher des New York Police Department, mit dem Jaime meines Wissens nach in der Vergangenheit schon öfter die Schwerter gekreuzt hat. Während meiner Tätigkeit für das New Yorker Büro des Chief Medical Examiner vor einigen Jahren bin ich auch nicht sehr gut mit ihm zurechtgekommen. Allerdings bin ich über die jüngsten Ereignisse nicht im Bilde und habe keine Ahnung, wo der Zusammenhang zwischen Pressesprecher Farbman und meinen möglichen Problemen mit dem Justizministerium liegt. Also erkläre ich Jaime, ich sähe keine Möglichkeit, wie Farbman mir etwas anhaben könnte.

»Der Vorfall in Massachusetts und Dawn Kincaids Verhaftung sowie die Anklageerhebung gegen sie gehen Farbman und das NYPD doch nichts an«, füge ich hinzu, während ich beobachte, wie Marino Papiere aus dem Ordner nimmt, sie durchblättert und schließlich das Gesuchte findet: ein offiziell aussehendes Formular, auf dem einige Zeilen orangefarben markiert sind.

»Dein Fall wird vor einem Bundesgericht verhandelt«, erwidert Jaime. »Ein Anschlag auf eine Rechtsmedizinerin, die im Auftrag des Verteidigungsministeriums tätig ist, wird als Übergriff auf eine

Bundesbeamtin gewertet, weshalb das Bundesgericht zuständig ist. Eigentlich eine gute Sache. Allerdings interessiert sich deshalb das FBI für dich und deinen Fall.«

»Das ist mir klar.«

»Gerüchten zufolge ist der Polizeichef als neuer Leiter des FBI im Gespräch, was heißt, dass Farbman sich Hoffnungen darauf macht, sein Pressesprecher zu werden. War dir das bekannt?«

»Ich glaube, ich habe da was läuten hören.«

»Außer es gelingt mir, Farbmans Ernennung zu verhindern, wozu ich fest entschlossen bin. Wir können es nicht gebrauchen, dass jemand als Nächstes an der amerikanischen Verbrechensstatistik und an den Terrorwarnungen herumdoktert. Er ist nicht unbedingt ein Fan von mir.«

»Das war er noch nie.«

»Die Lage hat sich zugespitzt. Ich würde den Zustand unseres Verhältnisses als prekär bezeichnen, und ich habe vor, diejenige zu sein, die den Knall überlebt«, fährt sie fort. »Er wird mir nie verzeihen, dass ich ihm vorgeworfen habe, er habe, was New Yorks Kriminalitätsstatistik angeht, gelogen und die Daten gefälscht. Sicher erinnerst du dich daran, dass du aus ähnlichen Gründen mit ihm aneinandergeraten bist.« Sie stellt Teller auf den Küchenblock.

»Ich habe niemals ihn oder jemanden beim NYPD ausdrücklich der Datenfälschung beschuldigt.«

»Nun, aber ich, und ich kann mir nicht vorstellen, dass dich seine Machenschaften überraschen.« Sie kramt Servierlöffel aus einer Schublade.

»Er hatte schon immer die Angewohnheit, Statistiken so darzustellen und Geschichten so hinzubiegen, dass sie der Politik in den Kram passen. Aber dass man ihm Datenfälschung vorgeworfen hat, wusste ich nicht«, antworte ich.

»Du hattest wirklich keine Ahnung.«

»Nein«, beteuere ich. Allmählich habe ich den Eindruck, dass sie sich fragt, ob Lucy mir gegenüber etwas dergleichen erwähnt hat. Als Jaime Farbman zur Rede gestellt hat, waren sie und Lucy noch zusammen.

Marino schiebt mir über den Couchtisch Papiere zu. Ich greife nach der Fotokopie eines Dokuments, auf das das Georgia Prison for Women die Aufschrift VERTRAULICH gestempelt hat:

*Empfohlene Vorgehensweise bei Hinrichtungen durch die  
Injektion eines tödlichen Medikaments.*

*Es wird benötigt:*

*Thiopentalnatrium, Packung 5 gr/2 %, sterile 50 cc Spritze*

*Pancuroniumbromid-Injektion (20 mg), einfache intravenöse Infusion*

*Kaliumchlorid-Injektion, USP (40 mEq), sterile 20 cc Spritze*

Darauf folgen Anweisungen für die Anmischung der in der Packung enthaltenen Medikamente, die Zubereitung der Lösung und das Anbringen eines Infusionsschlauchs an eine Nadel Größe 18 und einen Beutel mit Salzlösung, damit der Schlauch sich nicht verschließt. Ich bin erstaunt über den informellen, ja, fast lockeren Tonfall des Schriftstücks, einer Gebrauchsanweisung zur Tötung eines Menschen.

*Achten Sie darauf, den Schlauch zu entlüften, damit er für  
die Injektion bereit ist ...*

»Ich war so fair, mich direkt beim Polizeichef zu beschweren, anstatt an die Presse zu gehen«, schildert Jaime weiter ihre Auseinandersetzung mit Dan Farbman und dem NYPD.

*Vergessen Sie nicht, den Häftling kurz vor der Verabreichung jedes Medikaments zu untersuchen, um sicherzugehen, dass der Katheter funktionstüchtig ist und dass keine Infiltrierung der Infusionslösung stattgefunden hat ...*

»Leider ist der Polizeichef mit dem Bürgermeister befreundet. Es wurde richtig unangenehm«, erklärt Jaime. »Sie haben sich gegen mich verbündet.«

»Und deshalb hat das FBI beschlossen, meine Mails zu lesen und meine Telefone abzuhören? Weil du mit Farbman im Clinch liegst und ihm vorgeworfen hast, er würde Daten fälschen? Und weil ich vor ein paar Jahren auch ein paarmal mit ihm aneinandergeraten bin?« Ich kaufe ihr das nicht ab. Marino legt mir die nächste Seite hin. Ich nehme sie und lese den markierten Absatz:

*Nach der Injektion des Thiopentalnatriums in das Infusionssystem wird es durch eine gewöhnliche Kochsalz lösung »eingespült«.*

*DIESER SCHRITT IST ÄUSSERST WICHTIG.*

*Verbleibt das Thiopentalnatrium in der Leitung, kommt es bei der Einbringung des Pancuroniumbromids zu einer Fällung, die möglicherweise den Schlauch verstopft.*

»Wenn man sich Feinde macht, kann es unangenehm werden.« Jaime beantwortet meine Frage nicht. Sie entfernt die Papierhülle von den Essstäbchen. »Die Zustände in New York wurden so unerträglich, dass ich bei der Staatsanwaltschaft aufgehört habe. Meine Wohnung steht zum Verkauf. Ich überlege gerade, wo ich hinziehen soll.«

»Du hast dein Leben in New York wegen eines Konflikts mit Farbman aufgegeben? Das kann ich mir nur schwer vorstellen«, entgegne ich, während ich weitere Unterlagen sichte, die im Zusammenhang mit Georgias berühmtester Strafgefangener, dem Feinkostteufel, stehen.

Zwischen 1986 und 1996 hat Barrie Lou Rivers siebzehn Menschen mit Arsen vergiftet, das sie sich in einem Geschäft für Schädlingsbekämpfungsmittel besorgt hatte. Neun Menschen starben. Alle Opfer waren Stammkunden des Imbisses, dessen Geschäftsführerin sie war. Er befand sich in einem Wolkenkratzer in Atlanta, der die Büros verschiedener Firmen beherbergte. Und so standen die ahnungslosen Mitarbeiter Tag für Tag Schlange an Barrie Lou Rivers Imbisstresen im Atrium, um sich ein Thunfischsandwich Spezial zu genehmigen, das wirklich ein äußerst günstiges Angebot war: Sandwich, Chips, eine Gewürzgurke und eine Cola für 2,99 Dollar. Als ihre sadistischen Verbrechen endlich aufgedeckt wurden, sagte sie der Polizei, sie habe es satt gehabt, dass die Leute »ständig über das Essen meckern und deshalb beschlossen, ihnen einen richtigen Grund zum Meckern zu geben«. Sie habe die Nase gestrichen voll von »Arschlöchern, die mich rumkommandieren, als ob ich die Negermama aus der Pfannkuchenwerbung wäre«.

»Es gibt noch weitere Aspekte«, erklärt Jaime Berger, während ich lese. »Leider sind sie persönlicher Natur. Einige Fragen der FBI-Agenten, die bei mir zu Hause aufgetaucht sind, waren höchst ungehörig. Offenbar hatten sie zuerst mit Farbman gesprochen, und du kannst dir ja denken, was im Zusammenhang mit mir sein Lieblingsthema ist. Nämlich, dass du und ich einmal beinahe verschwägert waren.«

Ich studiere das Formular DOC #121195, auf dem verzeichnet ist, durch welche Hände die für Barrie Lou Rivers' Hinrichtung vorgesehenen Medikamente gegangen sind. Das Rezept wurde am 1. März 2009 um fünfzehn Uhr zwanzig eingelöst. Kathleen Lawler hat mir erzählt, Barrie Lou Rivers sei in ihrer Zelle

an einem Thunfischsandwich erstickt. Wenn das stimmt, muss sie am Tag ihrer Hinrichtung irgendwann nach fünfzehn Uhr zwanzig verstorben sein. Denn der Giftcocktail wurde zwar abgeholt, kam aber nicht mehr zur Anwendung, weil sie tot war, bevor die Aufseher sie auf eine Trage schnallen konnten. Ich frage mich, ob ihre Henkersmahlzeit wohl dieselben Zutaten enthielt, die sie ihren Opfern serviert hatte.

»Du warst immer wieder im GPFW und hast Lola Daggette vernommen, die alle Rechtsmittel ausgeschöpft hat«, sage ich zu Jaime. »Vermutlich hat sie dir etwas Wichtiges mitzuteilen, sonst wärest du nicht nach Savannah übergesiedelt. Ich glaube nicht, dass du wegen deiner Probleme in New York hier bist.«

»Sie war nicht sehr hilfsbereit«, erwidert Jaime. »Obwohl man eigentlich das Gegenteil annehmen möchte. Offenbar hat sie weniger Angst vor der Nadel als vor dem *Racheengel*. Der Person, die angeblich die Jordans auf dem Gewissen hat.«

»Hat sie zugegeben zu wissen, wer dieser *Racheengel* ist?«

»Der *Racheengel* ist der Teufel«, entgegnet Jaime. »Ein böser Geist, der die blutverschmierten Kleider in Lolas Zimmer geschmuggelt hat.«

»Sie stellt noch immer solche Behauptungen auf? Obwohl sie im Herbst hingerichtet werden soll?«

»Am 31. Oktober. Halloween«, bestätigt Jaime. »Vermutlich möchte der Richter, der die Hinrichtung zunächst verschoben und dann einen neuen Termin angesetzt hat, an Lola Daggette ein Exempel statuieren und dafür sorgen, dass sie in fünf Monaten nicht Süßes, sondern Saures bekommt. Im Zusammenhang mit diesem Fall kochen noch immer die Emotionen hoch. Viele Leute können es kaum erwarten, dass sie die ihrer Ansicht nach verdiente Strafe erhält. Sie wollen, dass sie einen möglichst schmerzhaften Tod stirbt. Du weißt schon, man braucht nach der Verabreichung des Thiopentalnatriums nur ein bisschen zu lange zu warten. Oder zu vergessen, den Schlauch zu entlüften. Zu hoffen, dass er verstopft.«

Als Marino einen Stapel Farbausdrucke von Autopsiefotos auf den Tisch legt, greife ich danach.

»Thiopentalnatrium wirkt schnell und wird, wie dir sicher bekannt ist, auch genauso schnell wieder abgebaut«, fährt Jaime fort. »Und was passiert wohl, wenn man sich bei der Injektion der übrigen Medikamente zeitlich verschätzt? Schließlich reden wir hier von dem Muskelerschlaffer Pancuroniumbromid. Und wenn man zu lange wartet? Dann lässt die Wirkung des Thiopentalnatriums, also des Betäubungsmittels, nach. Ein verstopfter Schlauch, sodass der Vollzugsbeamte einen neuen legen muss, und bis dahin ist das Thiopentalnatrium abgebaut.

Man sieht aus, als ob man schläft, doch das Gehirn ist wieder hellwach«, fügt sie hinzu. »Man kann weder die Augen öffnen noch sprechen oder einen Mucks von sich geben, während man fixiert auf der Trage liegt. Aber man ist bei Bewusstsein und spürt, dass man keine Luft mehr bekommt. Durch die langanhaltende Wirkung des Pancuriumbromids ist die Muskulatur in der Brust gelähmt, und so erstickt man. Keiner der Zeugen ahnt, dass man ganz und gar nicht friedlich schläft, während man im Gesicht blau anläuft und nicht mehr atmen kann. Eine Minute, zwei Minuten, drei Minuten, vielleicht auch länger, stirbt man einen lautlosen und qualvollen Tod.«

Barrie Lou Rivers wurde von Colin Dengate obduziert, und ich kann mir schon denken, was er von Leuten hält, die unschuldige Opfer mit Arsensandwiches vergiften.

»Nur dass der Gefängnisdirektor Bescheid weiß.« Jaime holt eine Weinflasche und eine Cola light aus dem Kühlschrank und schiebt die Tür mit der Hüfte zu. »Der Henker weiß Bescheid. Der anonyme Arzt mit seiner Kapuze und der Schutzbrille weiß Bescheid und kann auf dem Monitor genau erkennen, wie dein Herz rast, bevor die Linie schließlich verflacht. Allerdings wollen einige der Leute, die das gesetzlich gebilligte Töten überwachen, das Hinrichtungskommando also, dass der Verurteilte leidet. Ihr Geheimauftrag lautet, ihm so viel Schmerzen und Angst wie möglich zuzufügen, ohne dass Anwälte, Richter oder die Öffentlichkeit davon erfahren. Das wird schon seit Jahrhunderten so gehandhabt. Die Axt des Henkers ist stumpf, oder er trifft daneben, sodass er noch ein paarmal zuschlagen muss. Beim Erhängen läuft etwas schief, weil die Schlinge verrutscht, sodass der Verurteilte langsam erdrosselt wird



und, beobachtet von einer johlenden Menge, am Strick zappelt.«

Während ich einem Vortrag lausche, der mich sehr an eines von Jaime Bergers klassischen Eröffnungsplädoyers vor Gericht erinnert, weiß ich, dass er die meisten, die in diesem Teil der Welt etwas zu sagen haben, kalt lassen würde. Einschließlich gewisser Richter und Politiker und vor allem Colin Dengate. Ich kann mir Colin Dengates Haltung recht gut vorstellen, und zwar nicht nur, was das Schicksal der Jordans angeht, sondern auch hinsichtlich der Strafe, die Lola Daggette verdient. Ja, die Emotionen kochen tatsächlich hoch, insbesondere die meines durchsetzungsfähigen irischen Kollegen, der dem hiesigen kriminaltechnischen Labor des Georgia Bureau of Investigation, der Ermittlungsbehörde dieses Bundesstaats, vorsteht. Dass Jaime Berger eigens nach Savannah gekommen ist, wird ihn sicher nicht beeindrucken. Vermutlich wird er es eher als Einmischung empfinden. Ich habe den Verdacht, dass er ihr die kalte Schulter zeigen wird.

»Wie dir sicher bekannt ist, Kay, vertrete ich die Auffassung, dass wir die in Nazideutschland entwickelte Praxis, unerwünschte Elemente durch Euthanasie zu beseitigen, in den Vereinigten Staaten nicht nachahmen sollten. Es sollte gesetzlich verboten werden«, verkündet sie, während sie Sushi und Seetangsalat auf einem Teller drapiert. »Ärzte dürften sich nicht an Hinrichtungen beteiligen. Außerdem sind die tödlichen Medikamente immer schwieriger aufzutreiben. Da die amerikanischen Hersteller, die sie produzieren, um ihren guten Ruf fürchten, herrscht mittlerweile Knappheit. Aus diesem Grund waren einige Bundesstaaten gezwungen, die Drogen zu importieren, weshalb sie von zweifelhafter Herkunft und Qualität sind. Mitarbeiter von Strafanstalten sollten keinen legalen Zugriff auf solche Medikamente haben, und dennoch ändert sich nichts. Die Ärzte machen mit, die Apotheker lösen die Rezepte ein, und die Gefängnisse bekommen ihr Gift. Aber ganz gleich, wie man auch moralisch zu dieser Frage steht, ein anderer Fakt ist der: Lola hat die Jordans nicht umgebracht. Sie hat Clarence, Gloria, Josh und Brenda nicht auf dem Gewissen. Sie ist ihnen nie im Leben begegnet und war auch niemals in ihrem Haus.«

Ich werfe einen Blick auf Marino, der die Ausdrücke von Fotos studiert. Nach meinem letzten Wissensstand ist er ein Befürworter der Todesstrafe. Auge um Auge. Es ihnen mit gleicher Münze heimzahlen.

»Ich halte Lola Daggette für einen kaputten Menschen, eine Drogensüchtige mit einem Aggressionsproblem. Aber sie hat niemanden ermordet oder Beihilfe geleistet«, sagt er zu mir. »Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie von der Person, die sie den *Racheengel* nennt, reingelegt worden. Vermutlich fand sie es einfach nur lustig.«

»Wer fand es lustig?«

»Die wahre Täterin. Sie hat sich irgendeine Jugendliche geschnappt, die in einem Übergangswohnheim lebte und eigentlich geistig zurückgeblieben ist.« Marino sieht Jaime an. »Was für einen IQ hat sie? Siebzig? Ich glaube, damit gilt man im Sinne des Gesetzes als zurückgeblieben«, fügt er hinzu.

»Lola hat die Verbrechen, für die sie vor Gericht gestellt und verurteilt wurde, nicht begangen«, stellt Jaime fest. »Ich bin zwar nicht so gut über die Vorgänge in den frühen Morgenstunden des 6. Januar informiert, wie ich es gern wäre, habe jedoch inzwischen neue Beweise, dass die Person im Haus der Jordans nicht Lola war. Wie die Sachlage vom forensischen Standpunkt her aussieht, kann ich nicht beurteilen, weil ich keine Expertin bin. Die Verletzungen zum Beispiel. Wurden sie den Opfern mit ein und derselben Waffe zugefügt, und wenn ja, was für eine Waffe war das? Was hat die Verteilung der Blutropfen zu bedeuten? Wie lang waren die Jordans schon tot, als der Nachbar seinen Hund ausführte, zufällig die zerbrochene Scheibe an der Hintertür bemerkte und dann stutzig wurde, weil niemand die Tür aufmachte oder ans Telefon ging?«

»Colin hat das nötige Fachwissen«, merke ich an.

»Ich habe einen guten Pinot aus Oregon da, wenn du magst«, sagt Jaime.

Während sie die Flasche entkorkt, betrachte ich Fotos von Barrie Lou Rivers auf dem Autopsietisch aus Edelstahl. Ihre Schultern ruhen auf einem Block aus Polypropylen, der Kopf hängt nach hinten, ihr

langes graues Haar ist strähnig und voller Blut. Die Haut an der Brust ist über Kehlkopf und Stimmbänder zurückgeklappt. Nichts steckt in ihrer Luftröhre. Nahaufnahmen der kleinen dreieckigen Stimmbandritze zeigen, dass keine Verstopfung vorliegt.

Auch ein Gegenstand, der so klein ist wie eine Erdnuss, eine Weintraube oder ein Fleischbrocken, kann die Stimmbänder nicht passieren, wenn jemand würgt. Colin hat, den Umständen entsprechend, vor allen anderen Tests sorgfältig nach eingeatmeten Essensresten gesucht. Außerdem fand er den Fall offenbar so wichtig, dass er Überstunden gemacht oder nach Feierabend noch einmal ins Labor gekommen ist, um die Autopsie sofort durchzuführen. Im Protokoll sind Datum und Uhrzeit der Obduktion als 1. März, 21.17 Uhr, vermerkt.

Ich studiere weitere Fotos und halte Ausschau nach Hinweisen, die das bestätigen, was Kathleen Lawler mir über Barrie Lou Rivers' Tod im Gefängnis erzählt hat. Dann bitte ich Marino um das Einsatzprotokoll der Rettungsmannschaft und die Aussagen des diensthabenden Wachpersonals. Sie bestätigen mir, dass Barrie Lou Rivers kurz vor ihrem Tod ein Thunfischsandwich mit Gewürzgurken auf Roggenbrot gegessen hat. Ihr Mageninhalt bekräftigt das: zweihundert Milliliter unverdaute Nahrung, bestehend aus offenbar fischähnlichen Partikeln, Gewürzgurke, Brot und Kümmel.

Allerdings belegt nichts Kathleens Behauptung, dass Barrie Lou Rivers erstickt ist. Da offenbar niemand lebensrettende Maßnahmen eingeleitet hat, ist es unwahrscheinlich, dass sie das Stück Sandwich in ihrer Luftröhre ausgewürgt hat, was das Fehlen von Essensresten bei der Autopsie erklären würde. Tod durch das Einatmen von Nahrung oder Erstickten wird in keinem offiziellen Bericht vermerkt, aber ich weiß, dass Colin danach gesucht hat. Das erkenne ich anhand der Autopsiefotos.

Danach lese ich einen Bericht, der handschriftliche Anmerkungen enthält. Er hat ihn um zwanzig Uhr sieben verfasst. Die Idee, dass Erstickten die Todesursache gewesen sein könnte, stammt von Tara Grimm. »Barrie Lou hatte offenbar Probleme mit der Atmung«, hat die Gefängnisdirektorin am Telefon zu Colin gesagt, während die Leiche unterwegs in die Gerichtsmedizin war. Sie fügte hinzu, sie habe das zwar nicht selbst beobachtet, doch es sei ihr berichtet worden, Barrie Lou »ringe nach Luft und wirke angespannt«. Die Aufseher hätten das auf ihre Angst zurückgeführt, meinte Tara Grimm zu Colin. »Schließlich sollte sie bald in den Hinrichtungsraum gebracht und vorbereitet werden, und Barrie Lou neigte nun einmal zu Emotionalität und Panikattacken. Inzwischen frage ich mich, ob sie wohl an ihrer Henkersmahlzeit erstickt ist.«

Colin hat sich diese Bemerkungen auf dem Berichtsformular notiert und sorgfältig überprüft, ob Tod durch Erstickten vorlag, als er eine knappe Stunde nach dem Telefonat mit der Direktorin den ersten Einschnitt in Barrie Lou Rivers' Leiche vornahm. Grimm ist der Autopsie ferngeblieben. Auf der Liste der offiziellen Zeugen, die dabei anwesend waren, listet der Bericht einen Assistenten im Autopsiesaal, einen Todesfallermittler und einen Vertreter des GPFW auf: Officer M. P. Macon. Derselbe Aufseher, der mich heute herumgeführt hat.

Die im vorläufigen Autopsiebericht aufgeführte Todesursache lautet *unbekannt*. Dasselbe gilt für die Art und Weise des Eintretens. *Unbekannt*. Und wieder: *unbekannt*. In der Forensik ist das ein Schlag ins Wasser.

Allerdings kann ich ziemlich hartnäckig sein, wenn ich die Antwort nicht finde. Ich weiß, dass es immer eine gibt. Allerdings müssen Rechtsmediziner wie Colin Dengate und ich uns auch hin und wieder unser Scheitern eingestehen. Die Toten verraten uns nicht, was wir wissen müssen, sodass uns nichts anderes übrig bleibt, als mit der plausibelsten medizinischen Erklärung aufzuwarten, auch wenn wir selbst nicht ganz daran glauben. Dann geben wir die Leiche und die persönliche Habe des Verstorbenen frei, damit die Hinterbliebenen Verwaltungsangelegenheiten erledigen, Versicherungen einlösen, die Beerdigung planen und weiterleben können. Nur dass Barrie Lou nach ihrer Freigabe anonym in einem Armengrab bestattet wurde, weil niemand sie betrauerte oder die Freigabe der Leiche verlangte.

Zu guter Letzt hat Colin den Autopsiebericht ergänzt und auf plötzlichen Herztillstand infolge eines myokardialen Infarkts aus natürlichen Ursachen erkannt, was nun auch auf ihrem Totenschein steht. Es war eine Ausschluss-Diagnose, basierend auf dem Vorhandensein einer Erkrankung der Koronararterie. Sechzig Prozent Beeinträchtigung der linken vorderen abwärtsführenden Arterie. Zwanzig Prozent bei der rechten, einen Zentimeter vom Ostium entfernt. Die darum herum verlaufende Arterie war frei. Die Verurteilte wartete auf ihre Hinrichtung und begann laut Zeugenaussagen, irgendwann nach einer Henkersmahlzeit, bestehend aus einem Thunfischsandwich auf Roggenbrot, Kartoffelchips und Pepsi-Cola an Atemnot, Schweißausbrüchen, Schwäche und extremer Erschöpfung zu leiden – Symptome, die man als Panikattacke, ausgelöst durch die bevorstehende Exekution, deutete. Eine Panikattacke würde auch zu der unverdauten Nahrung passen, die Colin bei der Magenöffnung während der Autopsie entdeckt hat. Bei starkem Stress oder großer Angst setzt die Verdauung nämlich völlig aus.

Den Berichten zufolge starb sie um neunzehn Uhr fünfzehn an einem schweren Herzinfarkt, also knapp zwei Stunden bevor sie mit einer tödlichen Injektion hingerichtet werden sollte. Während ich weiter in ihrer Fallakte lese, steht Jaime in der Küche, redet und arrangiert dabei für jeden von uns das Essen auf einem der weißen Teller, die zum Inventar ihrer Mietwohnung gehören. Sie spricht über die Familie Jordan und will, dass ihre Verletzungen sowie andere Beweismittel und Informationen vom Tatort so gründlich und unwiderlegbar wie möglich interpretiert werden. Und dazu braucht sie meine Hilfe.

»Colin sollte dir ihre Verletzungen und alles Übrige erklären können«, halte ich ihr vor Augen. »Schließlich war er am Tatort und hat die Leichen obduziert. Er ist ein sehr kompetenter Forensiker. Hast du schon einmal versucht, mit ihm über die Fälle zu sprechen?«

»Eine Täterin. Lola Daggette. Akte geschlossen«, entgegnet Marino. »Mehr haben die hier dazu nicht zu sagen.«

Während Jaime die Weingläser holt, erinnere ich mich an Colins Verhalten, als er den Fall vor vielen Jahren auf dem Kongress in Los Angeles präsentierte. Der grausame Tod von Dr. Clarence Jordan und seiner Frau Gloria empörte ihn persönlich, und der Mord an den beiden kleinen Kindern, Brenda und Josh, ging ihm sichtlich nah. Damals hatte Colin die Meinung vertreten, dass nur eine einzige Person als Täterin in Frage käme – ein junges Mädchen, das wenige Stunden nach den Morden in einem Übergangswohnheim seine mit dem Blut der Opfer verschmierten Sachen ausgewaschen hat. Alle später entstandenen Theorien und Gerüchte, Lola Daggette könne einen geheimnisvollen Komplizen gehabt haben, seien von der Verteidigung frei erfunden, höre ich ihn noch sagen.

»Ich war vor ein paar Wochen bei ihm im Labor«, erwidert Jaime. »Er ist nicht einmal aus seinem Büro gekommen, um mich zu begrüßen. Und als ich zu ihm hineinging, ist er auch nicht hinter dem Schreibtisch aufgestanden.«

»Du kannst ihn nicht zwingen, nett zu dir zu sein. Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, dass er einer Anwältin absichtlich Informationen vorenthält«, erwidere ich. Am liebsten jedoch würde ich Jaime erklären, dass sie eben Jaime ist. Und noch schlimmer: Sie ist aus New York, also ein Aggressor aus dem Norden, der in eine kleine Stadt in den Südstaaten kommt und alle Einheimischen für bigotte, verlogene und geistig zurückgebliebene Rednecks hält.

Vermutlich ist sie auch mit dieser Einstellung auf Colin zugegangen, der in dieser Gegend aufgewachsen, ein sehr traditionsbewusster Mensch ist, Szenen aus dem Bürgerkrieg nachspielt und am St. Patrick's Day in der Parade mitmarschiert.

»Er ist gesetzlich verpflichtet, dir alles zu geben, was die Verurteilte entlasten könnte«, füge ich hinzu.

»Freiwillig hat er nichts herausgerückt.«

»Das muss er auch nicht.«

»Er glaubt, dass ich nur jemanden brauche, der eine alternative Theorie unterstützt.«

»Er hat allen Grund, das zu glauben, denn genau das tust du ja auch«, entgegne ich. »Du verhältst dich, wie jeder gute Verteidiger es täte. Was du mir allerdings noch nicht verraten hast, ist, warum du dich überhaupt mit der Sache befasst. Du hast bei der Staatsanwaltschaft gekündigt, und plötzlich stehst du auf der anderen Seite und verteidigst Lola Daggette. Und warum interessierst du dich für Barrie Lou Rivers?«

»Grausame und unangemessene Bestrafung.« Jaime schenkt Wein ein. »Barrie Lou hat, als sie in der Todeszelle auf ihre Hinrichtung wartete, vor lauter Angst einen Herzinfarkt erlitten. Wessen Idee war es wohl, ihr genau so ein Sandwich wie das, mit dem sie ihre Opfer vergiftet hat, als Henkersmahlzeit zu servieren? Ihre eigene? Wenn ja, warum? Als Zeichen von Reue oder als Geste der Verachtung?«

»Das wirst du wohl nie beweisen können«, erwidere ich.

»Ich bezweifle stark, dass sie das Essen selbst bestellt hat«, beharrt Jaime. »Vermutlich wollte sie jemand quälen, indem er ihr vor Augen führte, was sie, festgeschnallt auf der Trage, erwartete. Er wollte ihr damit drohen, was das Hinrichtungskommando mit ihr vorhatte und wie sehr sich alle darauf freuten, dass sie endlich ihre verdiente Strafe bekam. Ja, Barrie Lou Rivers hatte eine Panikattacke. Sie wurde buchstäblich zu Tode geängstigt.«

»Ich weiß nicht, ob es wirklich Folter war, und du wirst es auch nie beweisen können, wenn nicht einer der Beteiligten reinen Tisch macht. Außerdem bin ich noch immer neugierig, warum du dich auf einmal so dafür einsetzt«, beharre ich. »Es wundert mich, dass du auf einmal mit all deiner Kraft genau die Leute verteidigst, die du früher hinter Schloss und Riegel gebracht und den Schlüssel weggeworfen hast.«

»So plötzlich kam das nicht. Ich führe schon seit einer Weile Gespräche. Meine Probleme mit Farbman ... ich hatte einfach die Nase voll ... es geht schon seit geraumer Zeit so. Ich habe Joe bereits Ende letzten Jahres gewarnt, dass ich mich nach etwas anderem umschaue und mich für Justizirrtümer interessiere.«

»Der gute alte Joe Nale, ein Hardliner, wie er im Buche steht«, witzelt Marino und blättert einen anderen Bericht durch. »Ich hätte ja zu gern Mäuschen gespielt, als du ihm das gesagt hast«, meint er zu Jaime.

Joseph Nale ist der Oberstaatsanwalt von Manhattan, Jaimes ehemaliger Vorgesetzter und nicht unbedingt ein Freund von Menschen oder Organisationen, die es sich auf die Fahne geschrieben haben, Justizirrtümer aufzuklären. Die meisten Staatsanwälte haben, wenn sie ehrlich sind, nicht viel für Juristen übrig, die es als ihre Mission betrachten, von ihren Kollegen und den von ihnen hinzugezogenen Gutachtern begangene Fehler aus der Welt zu schaffen.

»Ich habe ihm außerdem mitgeteilt, ich hätte mit einigen mir bekannten Anwälten beim Innocence Project gesprochen«, fährt Jaime fort.

»Hier in Georgia?«, erkundige ich mich.

»Beim Bundesverband in New York. Doch ich kenne Carter Roberts und habe ihn um einen Gefallen gebeten.«

»Damit Leonard Brazzo nicht weiß, dass du hinter der Einladung steckst, Kathleen Lawler zu besuchen. Und damit ich keinen Verdacht schöpfe«, mutmaße ich.

»Ich führe Verhandlungen mit Kanzleien und bin gerade dabei, den Kreis einzuengen«, spricht Jaime weiter, als hätte sie mich nicht gehört. »Es hängt hauptsächlich davon ab, wo ich wohnen möchte.«

»Sicher werden die Entwicklungen im Fall Lola Daggette Einfluss darauf haben, für welche Kanzlei du dich entscheidest«, entgegne ich wenig taktvoll.

»Natürlich eine große, die auch Ableger im Süden und im Südwesten hat«, antwortet sie und reicht mir ein Glas Wein und Marino eine Cola light. »In Bundesstaaten, wo die Republikaner das Zepter schwingen, erfreuen sich Hinrichtungen ja großer Beliebtheit, obwohl ich nicht vorhabe, mich in Alabama oder in Texas niederzulassen. Aber um deine Frage zu beantworten, warum ich mich mit dem Fehlurteil gegen Lola Daggette befasse: Sie hat einige Briefe an das Innocence Project und andere Gruppierungen und Anwälte geschrieben, die kostenlos Fälle wie den ihren übernehmen. Ich muss hinzufügen, dass die Briefe sprachlich miserabel waren und bis letzten November in der Ablage gelandet sind, als Georgias Oberster Gerichtshof den Aufschub einer Hinrichtung in letzter Minute ablehnte. Die Folge war, dass sich verschiedene Menschenrechtsorganisationen die alten Fälle wieder vornahmen. Denn Anfang dieses Jahres wurde hier in Georgia eine Hinrichtung so vermässelt, dass viele überlegten, ob nicht absichtliche Grausamkeit dahintergesteckt hat.

Man hat mich gefragt, ob ich mich Lola Daggettes Fall annehmen würde, da es, wie man mir sagte, sinnvoll erschien, eine Frau hinzuzuziehen«, fährt Jaime fort. »Lola kooperiert nämlich nicht mit Männern und ist nicht in der Lage, einem Mann zu trauen, weil sie als Kind von ihrem Stiefvater aufs Schlimmste missbraucht worden ist. Ich habe versprochen, mir die Sache anzusehen. Damals bestand kein Grund zu der Annahme, dass es Verbindungen zu dir geben könnte. Also habe ich angefangen, ihre Akten durchzusehen. Und dann hat Dawn Kincaid versucht, dich umzubringen.«

»Ich erkenne keine Verbindung zu Lola Daggette, außer dass sie im selben Gefängnis sitzt wie Dawn Kincaids leibliche Mutter «, entgegne ich. »Obwohl Lola, wenn man Kathleen Lawler glauben kann, wiederum Verbindung zu Kathleen hat. Und zwar eine feindselige.«

»Die meisten Fälle, die von bundesweiten juristischen und Menschenrechtsorganisationen untersucht wurden, betreffen Häftlinge in Georgia, Virginia, Florida und anderen von den Republikanern regierten Staaten.« Jaime ignoriert meinen Einwand. »Viele dieser Menschen wurden aufgrund von fehlerhaften forensischen Ergebnissen, falschen Identifizierungen oder erzwungenen Geständnissen zu lebenslänglich oder zum Tode verurteilt. Außerdem gibt es nicht viele Frauen im Todestrakt. Derzeit ist Lola die einzige, die in Georgia auf ihre Hinrichtung wartet. Eine von sechsfünfzig Straftäterinnen in den gesamten Vereinigten Staaten. Und es gibt nicht genug Anwältinnen, die auf so viel Erfahrung und Erfolg zurückblicken können wie ich und solche Fälle übernehmen wollen.«

»Das ist aber keine Antwort auf meine Frage.« Diese Ausflüchte werde ich ihr nicht durchgehen lassen. »Es erklärt nur, warum du gewisse Örtlichkeiten bevorzugst und warum es vorteilhaft für dich wäre, bei einer großen Kanzlei anzuheuern, die überall Büros unterhält.«

»Wie dir sicher aufgefallen ist, habe ich keinen Esstisch. Also machen wir es uns im Wohnzimmer gemütlich. Bleib, wo du bist, ich serviere.« Als Jaime unser Essen hereinbringt, trifft mich ein Blick aus ihren tiefblauen Augen. »Ich bin froh, dass du wohlbehalten angekommen bist, Kay. Und ich bedaure es, dass ich dich solchen Unannehmlichkeiten aussetzen musste.«

Was bedeutet, dass sie ihre Lügen bedauert. Sie bedauert es, dass sie es für nötig befunden hat, zu einem Trick zu greifen, damit ich ihr bei einem Fall helfe. Einem Fall, mit dem sie sich in der Welt der Strafverteidiger einen Namen machen wird, wenn es ihr gelingt, Georgias berüchtigtste Mörderin freizubekommen, die zufällig auch noch der einzige weibliche Häftling in einem Todestrakt dieses Bundesstaates ist. Ich unterstelle ihr keine mangelnde Hilfsbereitschaft. Doch ich bin sicher, auch Ehrgeiz und andere Motive zu wittern. Jaime geht es nicht ausschließlich um den Kampf für die Gerechtigkeit.

Vielleicht nicht einmal hauptsächlich. Sie will Macht. Sie will sich wieder aus der Asche erheben, nachdem man sie in New York aus dem Amt gedrängt hat. Außerdem wünscht sie sich den Einfluss, der nötig ist, um Widersacher wie Farbman auszuschalten. Und vermutlich noch eine lange Liste weiterer Gegner.

»Ich war fest entschlossen, dir zwei Dinge zu vermitteln«, wendet Jaime sich an mich und setzt sich mit ihrem Sushiteller aufs Sofa. »Nämlich dass du auf der Hut sein solltest, denn wir wissen beide, dass wenn die Polizei und das FBI erst einmal Blut geleckt haben, die Gerechtigkeit ausgespielt hat. Dann geht es um ihren Fall. Einzig und allein. Um Quoten, Schlagzeilen und Beförderungen.« Sie greift nach ihrem Weinglas.

»Danke für die Warnung«, entgegne ich. »Aber ich brauche deine Hilfe nicht.«

»Doch, du brauchst sie. Und ich brauche deine.«

»Ich habe den Verdacht, dass du Colin gegen dich aufgebracht hast«, stelle ich das Offensichtliche fest. »Er hat zwar manchmal einen Dickkopf, ist aber gut in seinem Beruf. Unter Kollegen und auch bei den Strafverfolgungsbehörden genießt er hohes Ansehen. Außerdem ist er ein Südstaaten-Gentleman und darüber hinaus noch ein Ire, wie er leibt und lebt. Mit Menschen wie ihm muss man umgehen können.«

»Ich bin es nicht gewöhnt, dass man mich wie einen Paria behandelt.« Sie hantiert geschickt mit den Essstäbchen. »Wahrscheinlich könnte man sagen, dass ich verwöhnt bin. Normalerweise ist in der Rechtsmedizin oder in einem Polizeirevier niemand willkommener als ein Staatsanwalt. Es ist ein Schock, dass ich plötzlich zur Feindin geworden bin.« Sie führt ein Stück eingelegten Ingwer und eine Thunfischrolle zum Mund.

»Du bist nicht zur Feindin geworden, sondern inzwischen zur Verteidigerin. Und es ist nicht fair, davon auszugehen, dass nur Staatsanwälte nach der Wahrheit suchen.«

»Colin fühlt sich auf den Schlips getreten, weil ich Lola aus dem Todestrakt und aus dem Gefängnis holen will«, erwidert sie. »Meine Auffassung, der Fall Barrie Lou Rivers sei ein eindeutiger Hinweis darauf, dass man sich im GPFW große Mühe gibt, Hinrichtungen auf eine möglichst grausame Weise durchzuführen, interessiert ihn nicht. Man fügt den Gefangenen Schmerz und Leid zu, und das wird auch Lola passieren, die noch kaum volljährig war, als sie dort eingesperrt wurde. Und dass sie unschuldig ist, macht die Sache noch barbarischer und grausamer. Aber Colin fühlt sich von mir verhöhnt.«

»Und das tust du auch. Doch das ist ja unser täglich Brot.«

»Es gefällt ihm nicht.«

»Vielleicht hat er ja etwas gegen deine Methode.«

»Ich könnte einen guten Coach gebrauchen.« Ihr Mund lächelt zwar, aber ihre Augen nicht.

»Ich bin dir dankbar dafür, dass du dich moralisch verpflichtet gefühlt hast, mich zu warnen, jemand könnte Lügen über mich verbreiten, damit ich Ärger mit dem FBI bekomme«, entgegne ich. »Das heißt jedoch nicht, dass eine Hand die andere wäscht.«

»Du hast vermutlich nicht irgendwo ein Sharp's versteckt«, meint Marino zu Jaime. Er hat bereits die Shrimpssuppe und die Hälfte seiner Pommes vertilgt und greift zu, als hätte er den ganzen Tag nichts in den Magen gekriegt.

Jaime tunkt das nächste Röllchen in Wasabi. »Ich hätte an alkoholfreies Bier denken sollen«, antwortet sie. »Tut mir leid.« Dann wendet sie sich an mich. »Ich wollte dir erzählen, was genau gespielt wird, bevor du es auf eine Art und Weise erfährst, die dir juristisch und beruflich schadet. Und der sicherste Weg ist, ein Gespräch hinter den Kulissen zu führen, während die Dinge ihren ganz normalen Gang gehen.«

»Du hast eine Strafgefangene gebeten, mir deine Mobilfunknummer zuzustecken und mich anzuweisen, ein öffentliches Telefon zu benutzen. Das würde ich nicht als ganz normalen Gang bezeichnen.« Ich koste eine Kammuschel.

»Ja, ich habe Kathleen darum gebeten.«

»Und wenn sie es weitererzählt?«

»Wem denn?«

»Einem Aufseher. Einer Mitgefangenen. Ihrem Anwalt. Häftlinge reden viel, wenn man ihnen Gelegenheit dazu gibt.«

»Das würde doch niemanden einen Scheißdreck interessieren.« Marino verspeist seine Shrimps vom Grill. Seine Serviette macht ein kratziges Geräusch, als er sich den Mund abwischt. »Es sind nicht die Leute im Gefängnis, über die du dir Gedanken machen solltest«, sagt er zu mir, während er ein weiteres Portionstütchen Ketchup öffnet. »Sondern das FBI. Es wäre gar nicht gut, wenn die wüssten, dass Jaime dich über jeden ihrer Schritte informiert. Dann können sie dich nämlich nicht überrumpeln, wenn sie schließlich bei dir auf der Matte stehen, um dich zu befragen. Ich muss etwas wegen meinem Auto unternehmen. Und wenn ich schon dabei bin, besorge ich mir vielleicht noch ein Sixpack Sharp's.«

Marino hat recht. Dem FBI würde es gar nicht schmecken, wenn es erführe, dass ich gewarnt worden bin. Aber es ist zu spät. Das Überraschungsmoment ist endgültig dahin, auch wenn mir nicht ganz klar ist, was genau man mir zur Last legt. Die wahrscheinlichste Variante sieht so aus, dass Dawn Kincaid und ihre Anwälte falsche Anschuldigungen gegen mich erheben, was durchaus im Bereich des Möglichen liegt. Es wäre nicht das erste und wird auch sicher nicht das letzte Mal sein, dass mir an den Haaren herbeigezogene Verfehlungen vorgeworfen werden, sei es nun die Fälschung von Totenscheinen und Laborergebnissen oder die irrtümliche Kennzeichnung von Beweisstücken. In meiner Branche gibt es immer jemanden, der mit den Resultaten unzufrieden ist. Die statistische Chance, dass entweder die eine oder die andere Seite aufgebracht reagiert, liegt bei fünfzig Prozent.

»Erinnere mich nächstens daran«, meint Jaime zu Marino. »Dann kaufe ich deine Lieblingssorte. Sharp's, Buckler, Beck's. In der Drayton Street, nicht sehr weit von hier, gibt es einen Supermarkt, der alkoholfreies Bier führen müsste. Entschuldige, dass ich es vergessen habe.«

»Kein Mensch trinkt freiwillig diese Plörre. Warum also sollte jemand dran denken?« Als er aufsteht, knistert wieder das Leder, als wäre der gewaltige Sessel mit Pergamentpapier bezogen. »Hast du den Parkschein für den Transporter da?«, sagt er zu mir. »Hört sich an, als würde die Lichtmaschine bald den Geist aufgeben. Das Problem ist nur, um diese Uhrzeit einen Mechaniker aufzutreiben.« Er schaut auf die Uhr und sieht Jaime an. »Ich gehe besser los.«

Ich krame den Parkschein aus der Handtasche und reiche ihn Marino. Als er die Wohnungstür öffnet, lässt die Alarmanlage ein lautes Zirpen vernehmen, das an das Geräusch eines Rauchmelders mit schwächelnder Batterie erinnert. Wieder muss ich an das Haus der Jordans denken und frage mich, ob sie in jener Nacht tatsächlich die Alarmanlage nicht eingeschaltet hatten, und wenn ja, warum nicht. Waren sie einfach sorglos und vertrauensselig? Wusste der Täter, dass eine Alarmanlage nicht das Problem sein würde, oder hatte er einfach nur Glück?

»Sag mir, wenn du los möchtest. Ich hole dich dann ab«, meint Marino zu mir. »Entweder mit dem Transporter, wenn er wieder funktioniert, oder mit dem Taxi. Ich übernachtete heute auch im Hyatt. Wir sind auf derselben Etage.«

Es wäre zwecklos, ihn zu fragen, woher er meine Etage kennt.

»Ich habe eine Tasche für dich gepackt«, fügt er hinzu. »Arbeitskleidung und ein paar andere Sachen, da du ja ursprünglich nicht so lange bleiben wolltest. Ist es in Ordnung, wenn ich sie in dein Zimmer stelle?«

»Warum nicht?«, erwidere ich.

»Das wäre einfacher, wenn du einen Ersatzschlüssel hättest.«

Ich stehe wieder auf und gebe ihm den Schlüssel. Dann ist er fort. Jaime und ich bleiben allein zurück, und ich vermute, dass das der wahre Grund ist, warum er sich verabschiedet hat. Nicht das dringende Bedürfnis nach einem Sixpack alkoholfreiem Bier oder weil er unbedingt noch so spät sein Auto reparieren lassen muss, obwohl jetzt sicher alle Werkstätten geschlossen sind. Wahrscheinlich hat Jaime

ihn angewiesen, sich nach dem Essen zu verdrücken. Oder sie hat ihm ein Zeichen gegeben, das ich verpasst habe. Außerdem muss ich annehmen, dass Marino, als er, angeblich in der Absicht, Urlaub zu machen, Boston verließ, meine Reisetasche bereits bei sich hatte. Es besteht kein Zweifel: Dass ich jetzt in diesem Moment in Jaimes Wohnung sitze, wurde sorgfältig geplant.

Jaime schlüpft aus den blauen Ledermokassins, steht vom Sofa auf und geht lautlos auf bestrumpften Füßen über den antiken Parkettboden in die Küche, um die Weinflasche zu holen. Außerdem teilt sie mir mit, sie habe auch einen sehr guten Scotch da, falls ich etwas Stärkeres wolle.

»Lieber nicht«, antworte ich, da ich an den morgigen Tag denke.

»Ich glaube, wir könnten beide einen Schluck vertragen.«

»Nein, danke. Aber tu dir keinen Zwang an.«

Ich sehe zu, wie sie einen Schrank öffnet und den Johnny Walker Blue herausnimmt.

»Was könnte das FBI oder sonst jemand gegen mich in der Hand haben?«, erkundige ich mich.

»Ich agiere lieber als zu reagieren«, entgegnet sie, als ob ich eine völlig andere Frage gestellt hätte.

»Ich halte nichts für selbstverständlich.«

Sie schraubt den Verschluss von der Flasche Scotch ab. Ich glaube nicht, dass sie ursprünglich vorhatte, den edlen Tropfen allein zu trinken. Vermutlich hat sie gedacht, sie würde bis spät in die Nacht mit mir zusammensitzen und mich weichklopfen können, bis ich ihren Plänen zustimme.

»Aufmerksamkeit ist manchmal eine tödliche Waffe«, fügt sie hinzu. »Und das könnte genau ihre Absicht sein.«

»Wessen Absicht?«, will ich wissen, weil ich den Verdacht habe, dass wir hier nicht von Jaimes Absichten sprechen.



Sie schenkt sich einen ordentlichen Schluck ohne Eis ein und kommt aus der Küche zurück.

»Dawn Kincaids Absicht. Die Absicht ihrer Anwälte«, erklärt Jaime. »Sie behaupten, Dawns Verletzungen seien die Folge eines Selbstverteidigungsversuchs. Allerdings warst nicht du diejenige, die sich verteidigen musste. Sondern sie.«

»Das war vorauszusehen«, erwidere ich. »Jack hat letztes Jahr zu Halloween Wally Jamison verstümmelt und dann dem sechsjährigen Mark Bishop Nägel in den Kopf geschlagen, bevor er den MIT-Studenten Eli Saltz getötet und zu guter Letzt mit seiner eigenen Waffe Selbstmord begangen hat. Mein Stellvertreter, der den Verstand verloren hatte und sich nicht mehr rechtfertigen kann, hat all diese Verbrechen verübt.«

»Und anschließend wolltest du, seine ebenfalls durchgedrehte Chefin, Dawn Kincaid umbringen.« Jaime setzt sich wieder. Der Geruch von Torf und gerösteten Früchten steigt mir in die Nase, als sie das Glas auf den Tisch stellt.

»Es wundert mich nicht, dass sie so ein Ammenmärchen erfindet. Mich würde der Teil ihrer Geschichte interessieren, in dem sie erklärt, was sie auf meinem Grundstück zu suchen hatte und warum sie sich nachts in meiner Garage herumgetrieben und zuvor den Bewegungsmelder in der Auffahrt schachmatt gesetzt hat.«

»Sie ist zu dir nach Cambridge gekommen, um ihren Hund abzuholen«, antwortet Jaime. »Du hattest ihren Greyhound Sock gestohlen, und sie wollte ihn zurück.«

»Verschon mich.« Zorn steigt in mir auf.

»Das Injektionsmesser hast du bei der Untersuchung des Tatorts an diesem Tag aus Jacks Keller mitgenommen ...«

»Das Messer war bei meiner Ankunft schon längst nicht mehr da«, unterbreche ich sie. Meine Gereiztheit wächst. »Die Polizei wird dir bestätigen, dass man nur das leere Etui und CO2-Kartuschen gefunden hat.«

»Die Polizei will, dass Dawn Kincaid verurteilt wird, richtig? « Sie füllt mein Weinglas nach. »Und deshalb ist sie voreingenommen. Außerdem werden die Ermittlungen gegen sie dadurch kompliziert, dass dein Mann beim FBI und an der Untersuchung beteiligt ist. Das sieht nicht gerade nach Sachlichkeit und Objektivität aus, richtig?«

»Willst du damit andeuten, Benton könnte das Injektionsmesser vom Tatort entfernt haben oder wissen, dass ich schuldig bin, und meine Tat decken? Dass einer von uns beiden Beweismittel manipuliert oder auf sonstige Weise die Justiz behindert?«, halte ich ihr vor. Es ist schwer festzustellen, auf wessen Seite sie steht. Ich fühle mich von ihr im Stich gelassen.

»Es geht hier nicht um mich und darum, was ich andeuten könnte«, widerspricht Jaime. »Sondern um Dawns Behauptungen.«

»Was macht dich so sicher zu wissen, was sie behaupten wird?«

»Sie wird aussagen, du hättest eigens eine Schutzweste angezogen, während du am Abend eures verabredeten Treffens auf sie gewartet hast«, fährt Jaime fort. »Davor hast du dich vergewissert, dass die Maglite, die du bei dir hattest, nicht funktioniert, und außerdem die Glühbirne des Bewegungsmelders neben der Garage losgeschraubt, um später vorgeben zu können, du hättest nichts gesehen. Dass du in der Dunkelheit wild mit der Taschenlampe um dich geschlagen hättest, ein Reflex, weil du angegriffen worden sein willst, ist eine Lüge, denn in Wahrheit hast du Dawn in einen Hinterhalt gelockt.«

»Die Taschenlampe war alt. Ich habe sie nicht getestet, ehe ich aus dem Haus gegangen bin. Ein Versäumnis. Und ich habe ganz bestimmt nicht die Birne im Bewegungsmelder losgeschraubt. « Ich kann meinen Zorn kaum noch zügeln.

»Du hast ihr aufgelauert, als sie kam, um Sock abzuholen.« Jaime macht es sich auf dem Sofa bequem, legt sich ein Kissen auf den Schoß und stützt die Arme darauf.

»Und es klingt plausibel, dass sie mich angerufen und gefragt hat, ob sie ihren Hund abholen kann, während die Polizei und das FBI nach ihr fahnden?«, wende ich ein. »Wer würde denn eine so unlogische Geschichte glauben?«

»Sie wird einfach sagen, sie habe nicht gewusst, dass die Polizei sie sucht. Warum denn auch? Schließlich habe sie nichts verbochen.«

Jaime greift nach ihrem Drink. Der teure Scotch schimmert bernsteinfarben in dem billigen Glas, und allmählich hört sie sich ein wenig betrunken an.

»Sie wird sagen, ihr geliebter Windhund, ausgebildet von ihrer Mutter und ihrer Obhut übergeben, sei im Haus ihres Vaters in Salem gewesen«, spricht Jaime weiter. »Dawn wird behaupten, du hättest den Hund mitgenommen, ihn gestohlen, und sie habe ihn zurückgewollt. Du hättest sie angegriffen. Es sei ihr zwar gelungen, dir das Messer zu entreißen, aber sie habe sich dabei übel die Hand zerschnitten, ein Fingerglied verloren und Nerven und Sehnen beschädigt. Dann hättest du ihr mit einer schweren Taschenlampe aus Metall auf den Kopf geschlagen. Sie wird beteuern, dass du sie umgebracht hättest, wenn Benton nicht im richtigen Moment in der Garage erschienen wäre. Sonst wäre sie jetzt tot.«

»Wird sie diese Anschuldigungen erst noch vorbringen, oder hat sie es schon getan?« Ich stelle den Teller weg und blicke sie an. Mein Appetit hat sich, unwiderbringlich für diesen Abend, in den hintersten Winkel zurückgezogen. Ich kann keinen Bissen mehr runterkriegen.

Wenn ich es nicht besser wüsste, müsste ich annehmen, dass Jaime Berger Dawn Kincaids Verteidigerin ist und mich nach Savannah gelockt hat, um mir das zu eröffnen.

»Sie hat es getan, und sie wird es auch weiter tun«, antwortet Jaime und nimmt ein wenig Seetangsalat zwischen die Spitzen ihrer Essstäbchen. »Und zwar gegenüber ihren Anwälten und in Briefen an Kathleen Lawler. Häftlinge dürfen anderen Häftlingen schreiben, wenn es sich um Familienangehörige handelt. Dawn ist so schlau, Kathleen inzwischen mit Mom anzusprechen. *Liebe Mom*, schreibt sie, und unterzeichnet mit *Deine Dich liebende Tochter*«, erklärt sie, als kenne sie diese Briefe, was vielleicht sogar zutrifft.

»Hat Kathleen ihr auch geschrieben?«, erkundige ich mich.

»Sie streitet es ab, aber sie lügt«, erwidert Jaime. »Auch wenn du es nur ungern hörst, Kay, spielt Dawn Kincaid ihre Rolle gut. Sie ist eine hochbegabte Wissenschaftlerin, die nun eine Hand nicht mehr richtig gebrauchen kann und wegen eines Traumas und einer Gehirnerschütterung, die als schwere Kopfverletzung mit bleibenden Schäden bezeichnet wird, mit psychischen Problemen zu kämpfen hat.«

»Simulantin.«

»Hübsch, charmant und jetzt an Bewusstseinsstörungen leidend. An Wahnvorstellungen und kognitiven Einschränkungen, weshalb sie ins Butler Hospital verlegt wurde.«

»Absichtliche Täuschung.«

»Ihre Anwälte geben dir die Schuld an dem Ganzen. Vielleicht solltest du dich darauf einstellen, dass sie auch noch Zivilklage gegen dich einreichen«, meint Jaime. »Außerdem waren dein heutiger Besuch bei ihrer Mutter und euer Schriftwechsel meiner Ansicht nach unklug, weil sie dein Verhalten in ein noch fragwürdigeres Licht tauchen.«

»Ein Kontakt, den du eingefädelt hast«, erinnere ich sie. Sie soll mich nicht für dumm verkaufen. »Ich bin deinetwegen hier.« Sie wollte mich in der schwächeren Position sehen.

»Niemand hat dich dazu gezwungen.«

»Das war überflüssig«, entgegne ich. »Du wusstest, dass ich es tun würde, und so hast du mich ins offene Messer laufen lassen.«

»Nun, ich war tatsächlich sicher, dass du kommen würdest, und ich empfehle dir, den Kontakt zu Kathleen endgültig abubrechen«, weist Jaime mich an, als sei sie inzwischen meine Anwältin. »Ich halte

ein Strafverfahren gegen dich zwar für eher unwahrscheinlich, aber es könnte dir ein Schmerzensgeldprozess drohen«, malt sie weiter den Teufel an die Wand.

»Wenn ein Einbrecher sich verletzt, während er dein Haus durchwühlt, verklagt er dich«, entgegne ich. »Jeder zerrt jeden vor Gericht. Das ist der neue Nationalsport und unweigerliches Nachspiel buchstäblich jeder Straftat. Zuerst versucht jemand, dich zu berauben, zu vergewaltigen oder zu ermorden. Vielleicht ist er ja sogar erfolgreich. Und dann geht er hin und verklagt dich oder deine Erben.«

»Ich möchte dich nicht verärgern, ängstigen oder in eine unangenehme Lage bringen.« Sie legt Esstübchen und Serviette auf ihren leeren Teller.

»Aber natürlich.«

»Glaubst du, dass ich übertreibe?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Als das FBI bei mir war, Kay, wollten sie wissen, ob ich bei dir jemals Stimmungsschwankungen, Gewaltneigungen oder andere Eigenschaften beobachtet hätte, die ein Grund zur Sorge gewesen seien. Seist du wahrheitsliebend? Hättest du Probleme mit Alkohol oder Drogen? Stimme es nicht, dass du damit geprahlt hättest, du könntest mit dem perfekten Mord durchkommen?«

»Ich habe niemals mit so etwas geprahlt. Außerdem war das, was in meiner Garage passiert ist, alles andere als perfekt.«

»Dann gibst du also zu, dass du Dawn Kincaid umbringen wolltest?«

»Ich gebe zu, dass ich mich nicht nur mit einer Taschenlampe aus meiner Küchenschublade bewaffnet hätte, wenn ich mit einem Mordanschlag hätte rechnen müssen. Und ich gebe zu, dass es nie so weit gekommen wäre, wenn ich besser aufgepasst hätte. Ich war abgelenkt und übermüdet.«

»Außerdem wollte das FBI wissen, ob mir etwas über deine Beziehung zu Jack Fielding bekannt sei«, fährt Jaime fort. »Wärt ihr beide je ein Paar gewesen? Könntest du besitzergreifend oder ihm hörig gewesen sein? Hättest du dich von ihm zurückgewiesen gefühlt? Würdest du an eifersüchtigen Wutanfällen leiden?«

Sie trinkt noch einen Schluck Scotch. Ich bin versucht, aufzustehen und mir auch ein Glas zu holen. Doch das wäre unklug. Ich kann es mir nicht leisten, ihr noch mehr Angriffsfläche zu bieten, und muss morgen einen klaren Kopf haben.

»Und haben sie dir auch das Märchen zum Thema Selbstverteidigung erzählt?«, frage ich.

»Nein, so großzügig ist das FBI nicht. Diese Leute haben ein großes Talent dafür, einem Informationen ohne Gegenleistung zu entlocken. Sie haben mir nicht verraten, warum sie sich nach dir erkundigt haben.«

»Eine Hand wäscht nicht die andere«, wiederhole ich.

»Ich dachte, du würdest einer Frau helfen wollen, die wegen eines Verbrechens hingerichtet werden soll, das sie nicht begangen hat«, entgegnet Jaime. »Vielleicht kannst du angesichts deiner Situation ja besser denn je verstehen, wie es ist, fälschlich des Mordes oder des Mordversuchs beschuldigt zu werden«, fügt sie mit Nachdruck hinzu.

»Ich muss nicht erst grundlos eines Verbrechens beschuldigt werden, um zu wissen, was richtig und was falsch ist«, erwidere ich.

»Lola wird einen grausigen Tod sterben«, spricht Jaime weiter. »Sie werden dafür sorgen, dass er weder schmerzlos noch gnädig ausfällt. Dr. Clarence Jordan kam aus dem alten Geldadel von Savannah, war ein guter Christ, ein anständiger Mensch und immer großzügig. Es war bekannt, dass er Bedürftige kostenlos behandelte, ehrenamtlich in der Notaufnahme aushalf und sich an Thanksgiving und Weihnachten in der Suppenküche engagierte. Ein wahrer Heiliger, wie viele sagen.«

Vermutlich ist es möglich, dass ein strenggläubiger Mensch, ein Heiliger, sich die Mühe spart, die Alarmanlage einzuschalten. Ich frage mich, ob die Jordans sie selbst eingebaut hatten oder ob sie noch vom Vorbesitzer des denkmalgeschützten Hauses stammt.

»Weißt du etwas über die Alarmanlage im Haus der Jordans?«, erkundige ich mich.

»Offenbar war sie in den frühen Morgenstunden des Mordtages nicht aktiviert.«

»Findest du das nicht seltsam?«

»Die Frage beschäftigt mich auch. Warum war sie nicht an?«

»Lola hat sich nicht dazu geäußert?«

»Sie war nicht die Einbrecherin«, hält Jaime mir vor Augen. »Ich habe keine vernünftige Erklärung.«

»Hat sich irgendjemand damit befasst, ob die Jordans öfter ihre Alarmanlage nicht aktiviert haben?«

»Es ist niemand mehr am Leben, der mit Sicherheit etwas über ihre Alltagsgewohnheiten sagen kann«,

erwidert Jaime. »Aber ich habe Marino gebeten, auch dieser Sache auf den Grund zu gehen.«

»Wenn die Alarmanlage aktiviert und telefonisch mit einer Sicherheitsfirma verbunden war, müsste es Aufzeichnungen darüber geben, ob sie regelmäßig ein- und ausgeschaltet wurde«, merke ich an.

»Außerdem auch über mögliche Fehlalarme, Schwierigkeiten mit der Verbindung, irgendetwas, das darauf hinweist, ob die Jordans sie benutzt und eine monatliche Rechnung bezahlt haben.«

»Ein sehr guter Einwand, auf den in den Akten, die ich gesichtet habe, nur unzureichend eingegangen wird«, meint Jaime. »Auch nicht in den Vernehmungen.«

»Hast du mit dem Ermittler geredet?«

»GBI Special Agent Billy Long ist seit fünf Jahren im Ruhestand und findet, dass seine Berichte und Aufzeichnungen für sich selbst sprächen.«

»Hast du ihn persönlich befragt?«

»Marino hat das erledigt. Laut Ermittler Long war die Alarmanlage in jener Nacht nicht eingeschaltet. Nach allgemeiner Auffassung waren die Jordans vertrauensselig und ziemlich lässig in Sicherheitsfragen«, antwortet Jaime. »Außerdem hätten sie die Fehlalarme satt gehabt.«

»Also haben sie die Alarmanlage nicht mehr benutzt? Nicht einmal nachts? Das kommt mir ein wenig extrem vor.«

»Nachlässig, aber verständlich«, entgegnet sie. »Zwei Fünfjährige, da kannst du dir ja vorstellen, was passiert. Sie machen einfach die Tür auf, und der Alarm geht los. Nachdem man ein paarmal die Polizei im Haus hatte, hat man die Sache satt und fängt an zu schlampen. Außerdem hat man einen Türriegel, für den man einen Schlüssel braucht, und befürchtet, die kleinen Kinder könnten im Haus eingesperrt sein, falls es brennt. Deshalb legt man sich die schlechte Angewohnheit zu, den Schlüssel stecken zu lassen, sodass ein Eindringling nur die Scheibe einschlagen muss, um die Tür von innen zu öffnen.«

»Und worauf basiert diese Erklärung für die scheinbare Nachlässigkeit der Jordans?«, frage ich.

»Auf Special Agent Longs damaligen Schlussfolgerungen«, entgegnet Jaime, während ich mich immer tiefer in einen Fall einarbeite, um den ich eigentlich einen Bogen machen sollte.

Weil ich reingelegt worden bin.

Jaime Berger hat sämtliche Register gezogen, damit ich nun in diesem Wohnzimmer sitze und dieses Gespräch führe.

»Falls der Einbrecher wusste, ob die Alarmanlage lief oder nicht, teilt uns das etwas über diese Person mit.« Ich dringe weiter in die Sache vor, genau wie Jaime es vorausgesehen hat. »Weißt du zufällig, ob das Tastenfeld durch die Tür sichtbar war? Hätte ein Einbrecher von außen feststellen können, ob die Alarmanlage an war oder nicht?«

»Das ist auf den Fotos nur schwer zu erkennen. Aber ich halte es für möglich. Jemand hätte durch die Scheibe spähen und sehen können, ob das Lämpchen auf dem Tastenfeld grün oder rot leuchtete.«

»Diese Einzelheiten sind wichtig«, erkläre ich ihr. »Sie sagen uns etwas über das Denken des Mörders. Waren die Jordans Zufallsopfer? Hatten sie einfach nur Pech? Hat jemand die Scheibe an der Küchentür eingeschlagen und den Schlüssel umgedreht, mit dem Plan, einfach davonzulaufen, falls ein Alarm losgeht? Hatte diese Person Grund zu der Annahme, dass die Alarmanlage vermutlich deaktiviert sein würde? Oder konnte sie es einfach sehen? Steht das Haus der Jordans noch?«

»Die Küche wurde umgebaut. Ich bin nicht sicher, was sonst noch verändert worden ist, doch hinter

dem Haus gibt es ein Nebengebäude, das damals noch nicht da war. Die ursprüngliche Hintertür wurde durch eine stabilere ersetzt. Der derzeitige Besitzer hat einen Vertrag mit der Sicherheitsfirma Southern Alarm. Auf dem Grundstück stehen Schilder, und es sind Aufkleber an den Fenstern.«

»Das kann ich mir denken.«

»Über die Alarmanlage der Jordans wissen wir nur, dass die Sicherheitsfirma Coastal Security hieß.«

»Noch nie davon gehört.«

»Ein kleiner hiesiger Wachdienst, der sich auf Installationen in denkmalgeschützten Gebäuden spezialisiert hatte, wo es hauptsächlich darum geht, die antiken Holzteile nicht zu beschädigen. « Jaime trinkt einen Schluck. »Als vor einigen Jahren die Wirtschaft einbrach und die Immobilienpreise, insbesondere für historische Prunkvillen, in den Keller fielen, haben sie Pleite gemacht. Inzwischen sind viele dieser Häuser in Eigentumswohnungen oder Büroflächen umgewandelt worden.«

»Und das hat Marino herausgefunden.«

»Warum spielt es eine Rolle, wer es herausgefunden hat?«

»Das frage ich deshalb, weil er ein erfahrener und gründlicher Ermittler ist. Informationen, die er auftreibt, sind immer zuverlässig.«

Sie mustert mich, als hätte ich gerade die Unwahrheit gesagt. Offenbar ist sie neugierig, ob ich eifersüchtig bin. Sie rechnet mit meiner Ablehnung, weil Marino ihretwegen hier ist und seine Vollzeitstelle am CFC aufgeben will. Vielleicht befriedigt sie es ja insgeheim, dass sie Marino abgeworben hat. Doch Eifersucht ist es nicht, was ich empfinde. Mir gefällt der Einfluss nicht, den sie auf ihn ausübt, und zwar nicht aus den von ihr angenommenen Gründen. Ich glaube nur nicht, dass sie sein Wohlbefinden, oder überhaupt das Wohlbefinden eines anderen Menschen, im Sinn hat.

»Hast du Colin Dengate nach der Alarmanlage gefragt?«, erkundige ich mich. »Hat er vielleicht gehört, wie die Ermittler darüber gesprochen haben, warum die Alarmanlage nicht lief?«

»Er verrät mir nichts, was mit den polizeilichen Ermittlungen zu tun hat«, erwidert sie. »Er weist mich nur auf die Quelle hin, was zwar korrekt, aber nicht sehr hilfreich ist. Nicht einmal kooperativ, wenn wir ehrlich sind. Obwohl er reden und seine Meinung äußern dürfte, hat er beschlossen, nicht mit mir zu sprechen.«

»Spricht er denn mit Marino?«

»Ich hätte Marino nie zu ihm geschickt. Das ist nicht der richtige Weg. Colin soll *meine* Fragen beantworten. Oder deine.«

*Ein Fehler*, denke ich. Marino ist genau der Typ raubeiniger, mit allen Wassern gewaschener Cop, zu dem Colin Dengate sofort einen Draht finden würde.

»Was für ein Arzt war Clarence Jordan denn?«, erkundige ich mich, als sei ich inzwischen für sein Schicksal zuständig.

»Er hatte eine sehr erfolgreiche Hausarztpraxis in der Washington Avenue. Jemanden wie Clarence Jordan bringt man nicht um. Und man ermordet auch nicht seine Frau.« Beim Sprechen und Trinken sieht Jaime mich unverwandt an. »Und man tötet ganz sicher nicht seine niedlichen kleinen Kinder. Die Leute hier werden Lolas Unschuld nicht akzeptieren wollen. Für sie ist sie Jack the Ripper.«

»Deine Methode, mich um meine fachkundige Hilfe zu bitten, ist nicht unbedingt das, was ich gewöhnt bin«, merke ich schließlich an.

»Es passieren gerade mehrere Dinge gleichzeitig. Indem ich dich hierher geholt habe, helfe ich uns beiden.«

»Ich bin mir da noch nicht so sicher. Doch eines steht fest: Du weißt, wie man Marino an der Leine führt. Oder, besser gesagt, du hast es nicht vergessen«, merke ich an.

»Du bist Zielperson einer Ermittlung des FBI, Kay. Das würde ich nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

»Diese Ermittlungen sind reine Formsache, was ausgerechnet dir doch klar sein müsste«, entgegne ich.

»Angesichts meiner Position und insbesondere wegen meiner Verbindungen zum Verteidigungsministerium muss man allen Unterstellungen auf den Grund gehen. Selbst wenn mir jemand vorwirft, dass ich der Osterhase bin, muss man das überprüfen.«

»Du möchtest nicht, dass irgendwelche Anschuldigungen gegen dich in den Nachrichten kommen. Vor allem nicht der Vorwurf, du hättest jemanden angegriffen und zum Krüppel gemacht. Auf diese Schlagzeile kannst du wirklich verzichten.«

»Hoffentlich versuchst du nicht, mir zu drohen. Denn diese Bemerkung klingt mir stark nach etwas, das ihre Verteidiger sagen würden«, entgegne ich.

»Gütiger Himmel, nein. Warum sollte ich dir drohen wollen?«

»Ich denke, das liegt auf der Hand.«

»Natürlich drohe ich dir nicht. Ich will dir nur helfen«, antwortet sie. »Vielleicht bin ich der einzige Mensch, der dazu in der Lage ist.«

Ich habe keine Ahnung, wovon sie redet. Wie soll Jaime Berger mir helfen? Doch ich habe nicht nach.

»Viele könnten Mitgefühl mit Dawn Kincaid bekommen«, fährt sie fort. »Meiner Ansicht nach ist es deshalb das Beste für dich, wenn der Mordanschlag auf dich niemals vor Geschworenen verhandelt wird.«

»Und sie soll ungeschoren davonkommen? Inwieweit soll das hilfreich sein?«

»Ist es nicht gleichgültig, wofür sie bestraft wird, solange sie nur im Gefängnis landet?«

»Sie wird noch wegen weiterer Anklagepunkte vor Gericht stehen. Wegen vierfachen Mordes.« Ich vermute, dass sie darauf anspielt.

»Ein Jammer, dass sie für die Mensa-Morde Jack Fielding als Sündenbock vorschieben kann.« Nachdenklich blickt sie in die Reste ihres Scotch. »Sie lastet ihre sadistischen Verbrechen einfach einem Toten an, einem Bodybuilder und psychisch labilen und aggressiven Forensikexperten, der außerdem in eine Reihe von Machenschaften verwickelt war, die dem Durchschnittsgeschworenen sauer aufstoßen werden.«

Ich schweige.

»Wenn es zum Schlimmsten kommt und die Mordprozesse ein schlechtes Ende nehmen, bist du fällig. Sollte es Dawn gelingen, die Morde Jack anzuhängen, gehen dir meiner fachkundigen Meinung nach die Argumente aus«, verkündet Jaime. Ich höre die Staatsanwältin sprechen. »Falls die Geschworenen Jack für den Mörder halten, sieht es aus, als hättest du eine ahnungslose Frau angegriffen, die nur zu dir gekommen ist, um ihren Hund abzuholen. Dann wirst du bestenfalls auf Schmerzensgeld verklagt, und die Angelegenheit wird teuer und unschön.« Jetzt ist sie wieder Verteidigerin.

»Wenn alle glauben, dass Jack der Täter ist, wäre das gar nicht gut«, räume ich ein.

»In deinem Fall würde eine silberne Kugel helfen, meinst du nicht auch?« Sie lächelt mich an, als würden wir nur freundlich miteinander plaudern.

»Ja, nur dass wir hier nicht bei den Gebrüdern Grimm sind.«

»Aber es gibt sie trotzdem«, erwidert Jaime. »Und zufällig haben wir eine.«

Bestimmt und sich ihrer Sache sicher, teilt sie mir mit, bei einer erneuten Untersuchung der Beweisstücke im Mordfall Jordan seien vor kurzem DNA-Spuren entdeckt worden, die von Dawn Kincaid stammen.

»In Abstrichen und Proben aus dem Haus der Jordans, zum Beispiel Blut am Griff eines Messers, die damals nicht zugeordnet werden konnten, wurde nun eine Übereinstimmung festgestellt«, erklärt Jaime, während ich die Nachrichten auf meinem iPhone abfrage und ihr die erwartete Reaktion vorenthalte.

Nämlich dass mir vor lauter Erleichterung ein Stein vom Herzen fällt. *Was kann ich tun, um dir zu danken, Jaime? Dein Wunsch sei mir Befehl. Du brauchst es nur zu sagen.*

»Also war Dawn Kincaid eindeutig dort«, verkündet Jaime, als ob es daran nichts zu rütteln gäbe. »Sie war zur Tatzeit im Haus der Jordans. Sie hat auf der Toilette Schamhaare und unter den Fingernägeln der fünfjährigen Brenda Hautzellen und Blut hinterlassen. Das Kind muss sich wie wild gewehrt haben.«

Sie gibt mir einen Moment, eine dramatische Pause, damit sich ihre Worte setzen können, während ich in Gedanken völlig woanders bin.

*Ist alles in Ordnung? Wo bist du?* Benton hat mir gerade eine SMS geschickt. *Wer oder was ist Anna Copper LLC?*

»Ich glaube, ich verstehe dein Interesse an Kathleen Lawler«, sage ich zu Jaime, während ich Benton ein Fragezeichen sende.

Ich habe keine Ahnung, was er meint, denn von einer Anna Copper LLC habe ich noch nie gehört.

»Sicher hofft Kathleen, dass für sie etwas dabei herausspringt, wenn sie mit dir zusammenarbeitet«, spreche ich weiter. »Du könntest ja vielleicht einen Straferlass für sie herausschlagen oder an den Begnadigungsausschuss appellieren.«

»Sie war wirklich sehr kooperativ«, erwidert Jaime. »Und ja, sie will ihr Leben zurück. Dafür wäre sie zu fast allem bereit.«

»Weiß sie, dass die neuen DNA-Untersuchungen ihre leibliche Tochter belasten?«

»Nein.«

»Was macht dich so sicher? Ich habe nämlich den Eindruck, dass die Wände im GPFW Augen und Ohren haben.«

»Ich war vorsichtig.«

»Wies Lola Daggette bei ihrer Festnahme kurz nach den Morden Verletzungen auf?«, erkundige ich mich. »Wurde sie daraufhin untersucht? Auf Schürfwunden, Kratzer und Blutergüsse? Wurde sie einer forensischen körperlichen Untersuchung unterzogen?«

»Nicht, soweit mir bekannt ist. Allerdings waren keine deutlichen Verletzungen festzustellen, und das hätte die Polizei stutzig machen sollen«, entgegnet Jaime, und sie hat recht. »Zweifelloos hat Brenda sich gewehrt und die Person, die sie angriff, so kräftig gekratzt, dass Blut floss. Deshalb hätte es die Polizisten wundern müssen, dass Lola keine Kratzer hatte.«

»In diesem Fall hätte man sich wirklich einige Fragen stellen müssen«, stimme ich zu. »Und dass die DNA der unter Brendas Fingernägeln sichergestellten Proben genetisch nicht mit der von Lola übereinstimmt, wäre doch Grund für weitere Fragen. Für sehr wichtige Fragen, denn das ist ein gewaltiger Widerspruch.«

»Ja, und zwar einer, der darauf hinweist, dass Lola nicht die Täterin sein kann.«

»Oder dass sie die Morde nicht allein begangen hat.«

»Ein Fall von extremem Scheuklappendenken«, merkt Jaime an. »Die Leute hier wollten, dass diese Morde aufgeklärt werden, um wieder Ruhe und Frieden zu finden und das Gefühl zu haben, dass geordnete Verhältnisse und Vernunft in ihr reizendes Städtchen zurückgekehrt sind.«

»Leider geschieht so etwas öfter. Insbesondere, wenn es um sehr emotionsgeladene und

medienwirksame Verbrechen geht.«

»Dawn hat die Jordans umgebracht, ein paar ordentliche Kratzer abgekriegt, sich ein Sandwich gemacht und die Gästetoilette benutzt«, fasst Jaime zusammen. »Und der Witz an der Sache ist, dass ich das seit dem Angriff auf dich in Massachusetts beweisen kann. Nachdem sie wegen des Mordanschlags verhaftet wurde, wurde ihr DNA-Profil in das Combined DNA Index System des FBI eingegeben. Und als ich die DNA aus dem Haus der Jordans noch einmal testen und mit CODIS abgleichen ließ, hatten wir plötzlich eine Übereinstimmung. Mir ist klar, was für ein Schock das für dich sein muss. Es war wirklich eine Überraschung.«

»Vielleicht nicht unbedingt ein Schock.« Diese Genugtuung gönne ich Jaime nicht. »Kathleen Lawler hat angedeutet, Dawn könnte im Januar 2002, als die Jordans ermordet wurden, in Savannah gewesen sein. Bei unserem heutigen Gespräch sagte sie so etwas zu mir. Angeblich sei das die erste Begegnung der beiden gewesen. Meinst du, Kathleen könnte wissen, was ihre Tochter getan hat?«

»Schwer vorzustellen. Warum sollte Dawn ihr so etwas beichten, außer sie legt es darauf an, erwischt zu werden«, antwortet Jaime. »Es ist ein gewaltiger Durchbruch in mehr als nur einem Fall. Uns ist bekannt, dass Dawn Kincaid sich zum fraglichen Zeitpunkt hier in Savannah aufhielt. Da kann sie, was die Vorgänge am 10. Februar bei dir zu Hause angeht, lügen, bis sie schwarz wird. Falls sie je einen Funken Glaubwürdigkeit besessen hat, ist die nun dahin.«

»Und deshalb sollte ich doppelt motiviert sein, dir bei deinen Ermittlungen zu helfen«, stelle ich fest.

»Gerechtigkeit, Kay. Und zwar an mehreren Fronten.«

»Wann hast du die DNA-Befunde bekommen?«

»Vor etwa einem Monat.«

»Im Zusammenhang mit meinem Fall hat man darüber nichts verlauten lassen. Sonst wüsste ich davon«, erwidere ich. »Aber ich habe kein Sterbenswörtchen gehört. Allerdings bedeutet das nicht, dass nicht andere im Bilde sind.«

»Weder Dawn noch ihre Anwälte ahnen, dass ihre DNA im Haus der Jordans gefunden worden ist, dem Schauplatz eines mehrfachen Mordes, der vor neun Jahren begangen wurde«, verkündet Jaime mit einer Gewissheit, die ich nicht teilen kann.

»Welches Labor hast du beauftragt?«, frage ich.

»Zwei verschiedene, unabhängig arbeitende Unternehmen in Atlanta und Fairfield, Ohio.«

»Und niemand weiß Bescheid«, wiederhole ich, immer noch skeptisch. »Auch nicht das FBI? Wie ich annehme, hat der Justizminister von Georgia die erneuten Tests genehmigt.«

»Ja.«

»Und er kennt die Befunde nicht?«

»Er und auch andere Entscheidungsträger verstehen, wie wichtig es ist, Informationen bis zum Ende der Beweisaufnahme unter Verschluss zu halten. Und ich bin noch ganz am Anfang.«

»Undichte Stellen sind die größte Bedrohung für jede Ermittlung«, weise ich sie auf einen Umstand hin, der vor nicht allzu langer Zeit eine Selbstverständlichkeit für sie gewesen wäre.

Sie fühlt sich unschlagbar. Vielleicht ist sie auch verzweifelt.

»Und meiner Ansicht nach ist der Bedrohungsfaktor im Zusammenhang mit undichten Stellen in diesem Fall besonders hoch«, füge ich hinzu. »Genau genommen sogar extrem hoch. Viele Menschen haben ein persönliches Interesse an der Sache Jordan, unter anderem einflussreiche Leute in der Landesregierung von Georgia. Denen könnte es möglicherweise peinlich sein, dass eine Anwältin aus New York aufkreuzt und feststellt, dass in einem der größten Mordprozesse hier ein Justizirrtum geschehen ist und dass ein junges Mädchen unschuldig zum Tode verurteilt wurde.«

»Ich bin doch nicht von gestern.«

»Natürlich nicht. Aber vielleicht bist du zu idealistisch. Es ist verständlich, dass du diesen Fall als Herausforderung siehst. Aber ich wäre dir keine große Hilfe, wenn ich dich nicht darauf hinweisen



würde, dass du aller Wahrscheinlichkeit nach nicht unter dem Radarstrahl fliegst oder unter dem Deckmäntelchen der Verschwiegenheit arbeitest.« Ich denke an Tara Grimm und frage mich, ob sie die Befunde wohl kennt.

Sie wusste, dass Tests angeordnet worden waren. *Von wem hat sie das?*

»Also willst du mir helfen. Es freut mich sehr, das zu hören«, antwortet Jaime, wirkt aber nicht sehr erfreut.

Sie sieht müde und abgehetzt aus, ihr Blick wird schläfrig, und ihre Augen strahlen nicht mehr so, wie ich es von früher in Erinnerung habe. Außerdem scheint sie sich unwohl in ihrer Haut zu fühlen, rutscht ständig auf dem Sofa hin und her, schlägt die Füße unter und stellt sie dann wieder auf den Boden. Sie ist unruhig und trinkt zu viel.

»Ich helfe dir jetzt, indem ich dir klarmache, dass es möglicherweise Leute gibt, die die neuen DNA-Befunde kennen, und versuchen könnten, deine Ermittlungen zu stören, oder sogar bereits damit angefangen haben«, entgegne ich. »Die DNA-Proben, die du hast testen lassen, wurden in Codis eingegeben, was einen Treffer in der Liste der derzeit in Haft sitzenden Personen ergab. Daraufhin wurde Dawn Kincaid als Quelle identifiziert. Deshalb kannst du nicht sicher sein, dass das FBI nichts von Dawn Kincaid weiß, für die es sich wegen ihrer möglichen Täterschaft in einem neun Jahre zurückliegenden Mordfall brennend interessiert. Wenn der Justizminister im Bilde ist, gilt das vermutlich auch für den Gouverneur, der sich offenbar sehr für Lola Daggettes Hinrichtung einzusetzen scheint. In meinem Gespräch mit Tara Grimm stellte sich heraus, dass sie über die erneute Untersuchung der Beweisstücke informiert war, und dass es – ich zitiere – zu *einem Massenexodus* im GPFW kommen könnte.«

»Sie zeichnen dort alles auf Band auf«, entgegnet Jaime sachlich, als bereite mein Einwand ihr nicht das geringste Kopfzerbrechen. »Als ich in diesem Besucherzimmer in Haus Bravo saß, war mir verdammt klar, dass jedes Wort mitgeschnitten wird, weshalb ich meine vertraulichen Mitteilungen auf den Notizblock geschrieben habe. Kathleen hat ein Motiv, sich mit ihren Bemerkungen zurückzuhalten. Allerdings muss ich zugeben, dass das bei Lola anders ist. Sie ist in ihren geistigen Fähigkeiten stark eingeschränkt und hat sich schlecht in der Gewalt. Außerdem prahlt sie gern, drängt sich in den Vordergrund und ist zu fast allem bereit, wenn es ihr nur Aufmerksamkeit einbringt. Sie weiß zwar, dass die Beweisstücke noch einmal getestet wurden, kennt aber die Befunde nicht.«

»Ich frage mich, ob sie nicht trotzdem davon erfahren hat. Das könnte ihre feindselige Haltung gegenüber Kathleen erklären. Schließlich ist sie die Mutter der Frau, für deren Verbrechen Lola nun seit neun Jahren büßt«, schlage ich vor.

»Meine viel größere Sorge ist, dass die Medien Wind davon bekommen könnten, ehe ich so weit bin«, sagt Jaime.

»Ich finde, es gibt Wichtigeres, über das du dir Gedanken machen solltest. Mir ist aufgefallen, dass du eine Überwachungskamera und eine Alarmanlage hast einbauen lassen.« Ich füge nicht hinzu, dass sie vielleicht sogar eine Waffe trägt. »Du solltest dich eher um deine eigene berufliche und persönliche Sicherheit kümmern«, ergänze ich.

»Wahrscheinlich hättest du auch eine topmoderne Alarmanlage und Kameras angeschafft, wenn du hier arbeiten würdest. Oder jemand würde das für dich erledigen«, entgegnet sie, und ich frage mich, ob sie auf Lucy anspielt. »Sobald ich weitere forensische Daten zusammengetragen habe und mir meiner Sache vollständig sicher bin, werde ich beantragen, das Urteil gegen Lola wegen vorsätzlichen Mordes zu revidieren. Ich verlange eine Wiederaufnahme des Verfahrens wegen voreingenommener Auslegung der Fakten und einer vom Wunsch nach Vergeltung motivierter Deutung wissenschaftlicher Befunde, und hoffentlich wirst du mir dabei helfen.«

Sie hält inne, als warte sie auf meine Bestätigung, aber ich gebe sie ihr nicht.

»Bis auf die blutverschmierte Kleidung liegt kein Belastungsmaterial gegen Lola vor. Offenbar hat Dawn Kincaid sie angewiesen, die Sachen zu beseitigen oder zu reinigen. Vielleicht hat sie sie ja sogar in

ihrem Zimmer hinterlegt, um ihr die Tat in die Schuhe zu schieben«, spricht Jaime weiter. »Doch ich brauche Einzelheiten. Bevor ich den nächsten Schritt mache, muss ich gut vorbereitet sein.«

»Woher kannten sich Lola und Dawn? Kannten sie sich eigentlich überhaupt?«, frage ich, während die nächste SMS von Benton eintrifft.

*Wo bist du? In deinem Hotelzimmer geht niemand ran.*

*Alles ist gut, schreibe ich zurück.*

*Ruf mich an, wenn du kannst. (Anna Copper hat einen schlechten Ruf.)*

Ich antworte wieder mit einem Fragezeichen, während Jaime weiterspricht. »Lass mich betonen, dass ich nicht gegen die Schweigepflicht verstoße. Lola hat mir erlaubt, die Angelegenheit mit dir zu erörtern.«

»Warum? Abgesehen davon, dass sie vermutlich alles tun würde, was du verlangst.«

»Weil dein Wort vor Gericht etwas zählt«, erwidert Jaime. »Uns fehlt nämlich ein angesehener Forensikexperte, der bereit ist, sich aus dem Fenster zu lehnen.«

Was heißt, dass Colin Dengate es nicht tun wird. Zumindest glaubt sie das.

»Damit macht man sich angesichts der öffentlichen Empörung, die diese Morde ausgelöst haben, nämlich nicht beliebt«, fügt sie hinzu. »Selbst nach all den Jahren ist da nichts als blanker Hass. Und wenn wir beweisen, dass Dawn Kincaid die Jordans auf dem Gewissen hat, wäre das außerdem ein Pluspunkt für dich«, betont sie noch einmal.

Sie will mich damit bestechen, das Richtige zu tun. Vielleicht ist es das, was mich am meisten abstößt.

»Wenn Dawn Kincaid fähig ist, eine ganze Familie im Schlaf niederzumetzeln, sind ihr die Verbrechen in Massachusetts eindeutig zuzutrauen, und niemand wird ihr auch ein Wort ihrer Vorwürfe gegen dich glauben«, beendet Jaime eine Argumentationskette, die eigentlich überflüssig und nicht unbedingt ein Kompliment für mich ist.

»Hat Lola Dawn Kincaid erwähnt? Hat sie zugegeben oder angedeutet, dass Dawn die geheimnisvolle Komplizin ist, die sie *Racheengel* nennt?«, frage ich.

»Nein.« Ihr Glas in der Hand, betrachtet Jaime mich von der Sofaecke aus. Sie wird immer unruhiger, und ihr Alkoholpegel steigt. »Sie sagt, sie habe keine Ahnung. Am Morgen des 6. Januar sei sie in ihrem Zimmer im Übergangswohnheim aufgewacht und habe Kleidungsstücke aus ihrem Besitz auf dem Boden vorgefunden. Sachen, die voller Blut gewesen seien. Und um sich nicht in Schwierigkeiten zu bringen, habe sie versucht, sie zu waschen.«

»Glaubst du ihr das?«

»Lola hat Angst. So viel steht fest. Sie hat eine Todesangst vor der Person, die sie immer wieder als *Racheengel* bezeichnet.«

»Ist es wirklich eine Person oder nur ein Teufel oder ein Ungeheuer? Vielleicht leidet sie ja an Wahnvorstellungen.«

»Ich halte es für möglich, dass Lola Dawn auf der Straße kennengelernt hat und von ihr mit Geld oder Drogen angeworben wurde. Es kann durchaus sein, dass Lola den richtigen Namen der Person nicht kannte, die sie in diese Sache hineingezogen hat. Und so ist sie zum Sündenbock gemacht worden.«

»Als Dawn in Savannah war und die Morde geschahen, lebte Lola im Übergangswohnheim.« Ein Hinweis darauf, dass jemand, der wegen eines Drogendelikts in ein Übergangswohnheim eingewiesen wurde, vermutlich nicht einfach auf der Straße herumlaufen darf.

»Es war ein offenes Heim«, antwortet Jaime. »Die Bewohnerinnen durften sich frei bewegen, wenn sie sich abmeldeten. Lola kam und ging nach Belieben; angeblich suchte sie Arbeit und sah in einem Pflegeheim in Savannah nach ihrer kranken Großmutter. Also hatte sie genug Gelegenheit, jemandem wie Dawn zu begegnen, die ihr vermutlich einen falschen Namen genannt hat. Vielleicht hat sie ja sogar den Spitznamen *Racheengel* benutzt, und Lola kennt deshalb keinen anderen. Angesichts dessen, was Dawn im Schild führte, ist es nur natürlich, dass sie ihre wahre Identität verschleiert hat. Doch das ändert nichts. DNA lügt nicht und kümmert sich nicht um falsche Namen.«

»Hast du Lola gefragt, ob ihr der Name Dawn Kincaid bekannt vorkommt? Vielleicht hat sie ihn ja vor Angst verdrängt.«

»Sie gibt es nicht zu – vorausgesetzt, sie erinnert sich. Allerdings habe ich mich tatsächlich danach erkundigt. Sie streitet es ab. Ich war sehr vorsichtig und habe die DNA-Befunde nicht erwähnt«, wiederholt Jaime.

»Sie fürchtet sich also vor jemandem, der sich *Racheengel* nennt. Sogar noch neun Jahre später.«

»Sie behauptet, die Stimme von *Racheengel* zu hören«, erwidert Jaime. »Sie hört, wie *Racheengel* die schrecklichen Dinge beschreibt, die sie Lola antun wird, falls sie ihr je in die Quere kommen sollte. Nun braucht Lola uns nicht mehr zu verraten, wer *Racheengel* ist«, verkündet Jaime, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, *Racheengel* könnte frei erfunden sein.

Eine Angstphantasie, erzeugt im Kopf einer emotional beschädigten jungen Frau mit einem IQ von siebzig, die an Halloween hingerichtet werden soll.

»Die DNA ist die einzige Stimme, die wir berücksichtigen müssen«, sagt Jaime. »Außerdem sitzt Dawn Kincaid hinter Schloss und Riegel, und das wird auch so bleiben.«

»Weiß Lola, dass Dawn Kincaid im Gefängnis ist? Dass sie irgendwann vor Gericht stehen wird?«, hake ich nach.

»Sie ist darüber informiert, dass Dawn in Massachusetts mehrere Morde zur Last gelegt werden«, bestätigt Jaime. »Es kam in den Nachrichten, und ich habe es erwähnt. Dass Kathleen Lawlers Tochter im Butler Hospital auf ihren Prozess wartet, ist im GPFW kein Geheimnis.«

»Du hast mit Kathleen sicher über Dawn gesprochen.«

»Wie dir bekannt ist, habe ich Kathleen vernommen. Natürlich haben wir über ihre Tochter geredet.«

»Dawn sitzt ein, und Lola schweigt noch immer aus Angst.« Das ergibt für mich keinen Sinn. Da kann Jaime argumentieren, so viel sie will.

Lola ist seit fast zehn Jahren in der Todeszelle, und zwar wegen eines Verbrechens, das sie nicht begangen hat. Dawn Kincaid, die wahre Täterin, ist in Massachusetts in Gewahrsam. Warum also hat Lola noch immer Todesangst vor ihr? Und weshalb hat Kathleen Lawler Todesangst vor Lola? Irgendetwas stimmt nicht an diesem Konstrukt.

»Furcht ist ein starkes Gefühl«, verkündet Jaime mit dem Brustton der Überzeugung. Allmählich klingt ihre Sprache verwaschen. »Und Lola hatte viele Jahre Zeit, sich vor einer Person zu fürchten, die auf freiem Fuß war. Vor Dawn, die gesund und munter und zu unbeschreiblichen Gräueltaten fähig ist. Du hast ja gesehen, wie wenig Skrupel sie hat. Als sie die Jordans in ihren eigenen Betten niedermetzte, war sie erst dreiundzwanzig. Aus reinem Mutwillen. Als sportliche Herausforderung. Zum Spaß. Und anschließend hat sie sich ein Sandwich gemacht, ein paar Bier getrunken und ein in Schwierigkeiten steckendes, geistig zurückgebliebenes achtzehnjähriges Mädchen als Sündenbock missbraucht.«

»Du hättest mich einfach nur zu fragen brauchen, Jaime«, entgegne ich. »Das restliche Theater war überflüssig. Du musstest mich nicht mit einem Trick hierherlocken, und was mir am meisten Sorgen macht, ist, dass du es für nötig gehalten hast, mich zu bestechen. Gegen das FBI komme ich schon an. Und ich denke, nach allem, was wir zusammen erlebt haben, hättest du wissen müssen, dass es genügt, mich einfach nur um meine Hilfe zu bitten.«

»Du wärst nach Savannah gekommen und hättest mich im Fall Lola Daggette als Forensikexpertin unterstützt?« Sie betrachtet ihr Glas, als überlege sie, ob sie es nachfüllen soll. »Du hättest dich mit deinem Kollegen Colin Dengate, diesem Redneck, angelegt, der auf meine Fragen bis jetzt nur mit Ja oder Nein geantwortet hat? Du hättest dich gegen ihn gestellt?«

»Colin ist kein Redneck«, widerspreche ich. »Er ist nur sehr festgefahren, was seine Vorstellungen und Meinungen angeht.«

»Ich wusste nicht, wie du dazu stehst«, antwortet sie, und damit meint sie nicht das Thema, ob ich bereit bin, Colin Dengates Befunde anzuzweifeln.

Jaime denkt daran, dass wir einmal *beinahe verschwägert* gewesen sind. Sie ist unsicher, ob das, was zwischen Lucy und ihr vorgefallen ist, Einfluss auf meine Hilfsbereitschaft haben könnte. Ob ich überhaupt noch mit ihr befreundet sein will.

»Offenbar weiß Lucy nicht, dass du hier bist«, beantworte ich die Frage, die Jaime eigentlich hätte stellen sollen. »Sie war ein wenig aufgebracht, als ich sie heute Nachmittag anrief, nachdem Kathleen mir deine Mobilfunknummer gegeben hatte. Ich habe mich bei Lucy erkundigt, ob sie dir erzählt hat, dass ich nach Savannah wollte. Ob du es so erfahren hast. Sie hat erwidert, sie habe nicht mit dir gesprochen.«

»Wir haben seit sechs Monaten keinen Kontakt mehr.« Jaime starrt an mir vorbei ins Leere. Ihre Stimme klingt angespannt.

»Du brauchst mir nicht zu erklären, was passiert ist.«

»Ich habe ihr gesagt, ich wolle sie nie wiedersehen. Sie solle sich auf keinen Fall wieder mit mir in Verbindung setzen«, entgegnet sie kühl.

»Du brauchst es nicht zu erklären«, wiederhole ich.

»Offenbar hat sie mit dir nicht darüber geredet.«

»Sie ist nach Boston gezogen, und plötzlich warst du nicht mehr da und wurdest auch nicht mehr erwähnt. Mehr hat sie anscheinend niemandem mitgeteilt.«

»Nun, was sie getan hat, war keine Absicht, obwohl die Folgen verdammt noch mal vorhersehbar waren, wenn sie genauer darüber nachgedacht hätte.« Jaime steht auf und kehrt zurück in die Küche, wo die Flasche ist. »Sicher wollte sie mir nicht schaden. Doch das ändert nichts an der Tatsache, dass sie alles zerstört hat, was ich mir aufgebaut habe. Und dabei hat sie noch weniger als Greg begriffen, was sie da überhaupt angerichtet hat.«

Greg ist Jaimes Exmann.

»Wenigstens war ihm klar, welche Anforderungen mein Beruf an mich stellt«, ruft Jaime von der Küche aus, wo sie Scotch nachschenkt. »Als Anwalt und reifer und vernünftiger Mensch kennt er die Abläufe und weiß, dass man gewisse Regeln und Tatsachen nicht einfach ignorieren kann, weil man sich über sie erhaben fühlt. Trotz aller Schwierigkeiten hat sich Greg zumindest diskret, intelligent, ja sogar professionell verhalten, wenn man diesen Ausdruck auf eine Beziehung oder deren Auflösung überhaupt anwenden kann.« Sie kehrt zum Sofa zurück und lässt sich wieder in ihrer Ecke nieder. »Und er wäre nie so leichtfertig gewesen, unter dem Vorwand, mir helfen zu wollen, etwas zu tun, was sicher zu meinem Untergang geführt hätte.«

»Du brauchst mir nicht zu erzählen, was Lucy deiner Ansicht nach angestellt hat«, antworte ich leise, wobei ich darauf achte, mir meine wahren Gefühle nicht anmerken zu lassen.

»Woher, glaubst du, weiß ich von Farbmans gefälschten Daten? « Jaime blickt mich an. Ihre Augen sind dunkel wie offene Wunden, die Pupillen geweitet. »Warum, denkst du, kenne ich die Tatsachen, anstatt einfach nur auf der Basis von merkwürdig klingenden Statistiken eine Vermutung auszusprechen?«

Ich antworte nicht, weil ich mir den Rest schon vorstellen kann.

»Lucy hat sich ins Real Time Crime Center eingehackt, und zwar in die Datenbank, wo alles zu finden war.« Jaimes Stimme stockt. Kurz erkenne ich die Trauer wegen eines Verlusts, den sie sich nicht eingestehen will. »Ich teile zwar ihre Haltung zu Farbman und zu meinem Gejammer, das sie sich bis zum Erbrechen hinter den geschlossenen Türen unseres gemeinsamen Privatlebens anhören musste, wäre aber niemals darauf gekommen, dass sie sich berufen fühlen könnte, in das Computersystem des NYPD einzudringen, um Beweise für mich zu beschaffen.«

»Und du bist ganz sicher, dass sie das getan hat?«

»Wahrscheinlich bin ich selbst schuld daran.« Wieder starrt sie ins Leere. »Ich habe den fatalen Fehler gemacht, ihren Hang zur Selbstjustiz, ihre absolute Distanzlosigkeit und, wir wollen es beim Namen nennen, ihre soziopathischen Neigungen zu dulden. Schließlich kenne ich sie wie keine andere. Kay, du und ich, wir wissen es ja beide. Mit der Sache, aus der ich sie rausholen musste, haben die

Verstrickungen zwischen uns ja erst angefangen ...«

»Verstrickungen?«

»Weil du mich um Hilfe gebeten hast.« Sie trinkt einen Schluck. »Polen und das, was dort geschehen ist. Mein Gott, wie würdest du dich fühlen, wenn du eine Beziehung mit jemandem hättest, der Geheimnisse vor dir hat? Jemandem, der ... Nein, ich spreche es nicht aus.«

»Menschen umgebracht hat?«

»Ich weiß mehr, als mir lieb ist, und das war schon immer so.«

Ich frage mich, warum Jaime Berger sich so verändert hat. Früher ist sie nicht so um sich selbst gekreist und hat sich auch nicht mit Vorwürfen zermüht.

»Wie oft, glaubst du, habe ich ihr ›Kein Wort mehr‹ gesagt? ›Ich will es nicht hören. Ich bin Mitarbeiterin der Justiz.‹ Wie konnte ich nur so dumm sein?«, fügt sie mit schwerer Zunge hinzu. »Vielleicht lag es ja daran, dass ich Farbman so verabscheue. Er wollte mich schon seit Jahren abschießen. Allerdings war mir nicht klar, dass er damit nicht allein war. Als Lucy mir die Informationen gab und ich mich überzeugen konnte, welche Daten Farbman gefälscht hatte, bin ich zum Polizeipräsidenten gegangen, der natürlich Beweise verlangte.«

»Mit denen du nicht aufwarten konntest.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass er welche fordern würde.«

»Warum?«

»Gefühle. Ich habe mich von ihnen hinreißen lassen und mich folgeschwer verschätzt. Plötzlich war ich die Angeklagte. Die mit den Flecken auf der weißen Weste. Natürlich wurde das nie direkt geäußert, aber das war auch nicht nötig. Gewisse Leute brauchten im Gespräch nur an den richtigen Stellen Lucys Namen fallenzulassen. Sie waren im Bilde. Eine forensische Computereexpertin, der der Ruf der Tollkühnheit vorausseilt und die beim FBI und beim ATF rausgeflogen ist. Alle wissen, wozu sie fähig ist. Ich habe keinen Einfluss darauf, was du Lucy sagst. Aber ich rate dir ...«, setzt sie an.

»Ich würde dich bitten, mir im Zusammenhang mit Lucy keine Ratschläge zu geben«, entgegne ich.

»Ich habe nicht damit gerechnet, dass du einverstanden ...«

»Es liegt nicht an mir, mein Einverständnis zu geben«, unterbreche ich sie, stehe vom Sofa auf und fange an, das Geschirr abzuräumen. »Du hattest eine Beziehung mit Lucy. Mein Verhältnis zu ihr ist ein anderes, und das wird es auch immer sein. Wenn es wirklich so passiert ist, wie du es gerade geschildert hast, hat sie dich ausgesprochen unklug und unbeschreiblich leichtsinnig behandelt und sich außerdem selbst geschadet.« Ich bringe das Geschirr in die Küche. »Am besten lasse ich dich jetzt schlafen. Du siehst müde aus.«

»Interessant, dass du es so ausdrückst.« Unbeholfen stellt sie die Weingläser und die leere Flasche neben das Spülbecken. »*Sich selbst geschadet*. Und ich dachte schon, *ich* sei diejenige, der geschadet worden ist.«

Ich drehe das warme Wasser auf und entdecke unter der Spüle eine fast leere Flasche Spülmittel. Als ich Ausschau nach einem Schwämmchen halte, sagt Jaime, sie habe vergessen, welche zu kaufen. Dann lehnt sie am Küchenblock und beobachtet, wie ich nach einer Mahlzeit saubermache, zu der sie nichts beigetragen hat, außer einen Anruf zu erledigen und ein paar Häuserblocks zum Restaurant zu gehen, um bei meiner Ankunft bloß nicht zu Hause zu sein. Um Marino Gelegenheit zu geben, den Weg für sie zu ebnen. Um einen großen Auftritt hinlegen zu können. Um ihr Drehbuch weiter durchzuspielen.

»Leider bin ich nicht gut darin, andere Menschen aus meinem Leben zu verbannen«, stelle ich fest, während ich mit Spülmittel und bloßen Händen das Geschirr reinige. »Vielleicht gelingt es mir nur, wenn sie endlich tot sind und ich zu dem Schluss komme, dass ich genug hatte und ihr Ableben ein verdammter Glücksfall ist. Aber wahrscheinlich stimmt das gar nicht. Vermutlich meine ich es nicht so. Das ist sicher ein Fehler von mir. Wärest du so nett, ein Geschirrtuch zu suchen und mir beim Abtrocknen zu helfen?«

»Die muss ich auch erst noch besorgen.« Sie greift nach einer Rolle Küchenpapier.

»Dann lassen wir die Sachen einfach im Abtropfständer trocknen«, schlage ich vor.

Nachdem ich die leeren Essensbehälter in einen Müllbeutel gestopft habe, decke ich die scharf riechenden Makkaroni mit Käsesauce ab und stelle sie in den leeren Kühlschrank. Ich komme zu dem Schluss, dass Marino in Sachen Trüffel recht hat. Ich mochte sie auch noch nie.

»Ich wusste nicht, was ich sonst tun soll.« Jaime meint nicht das Säubern nach dem Essen oder ihr Versteck hier in Georgia. Sie spricht von Lucy. »Wie liebt man einen potenziellen Schadensfall?«

»Warum fragst du das mich?«

»Du bist ihre Tante. Das ist etwas anderes. Bestimmt habe ich morgen schreckliche Kopfschmerzen. Ich fühle mich nicht wohl.«

»Natürlich ist es etwas anderes. Ich werde sie immer lieben, ganz gleich was geschieht. Auch wenn es unbequem und für mein politisch korrektes Image nicht förderlich ist.« Ich kehre zum Sofa zurück und greife nach meiner Tasche. Ich bin so wütend, dass ich befürchte, ich könnte eine Dummheit machen. »Sind wir nicht alle potenzielle Schadensfälle?«

»Es ist, als würde man ein wunderschönes Pferd lieben, auf dem man sich irgendwann den Hals brechen wird.«

»Und wer hat das Pferd aufgestachelt?« Ich gehe wieder in die Küche. »Wer hat ihm die Sporen gegeben, bis es gefährlich wurde?«

»Glaubst du wirklich, ich hätte so etwas von ihr verlangt?« Sie betrachtet mich schläfrig.

»Natürlich nicht.« Ich tippe Marinos Nummer in mein Telefon ein. »Bestimmt hast du sie ebenso wenig gebeten, sich in den Computer des NYPD einzuhacken, wie du mich gefragt hast, ob ich nach Savannah kommen will.«

Marinos Transporter nähert sich, rumpelnd und von Fehlzündungen begleitet, durch die Dunkelheit irgendwo aus der Richtung des einige Häuserblocks entfernten Flusses. Ich trete aus dem tiefen Schatten einer Eiche hervor, wo ich gewartet habe, denn ich konnte Jaime Bergers Gegenwart keine Minute länger ertragen.

»Ich muss Schluss machen.« Bis jetzt habe ich es bei dem Telefonat mit meiner Nichte geschafft, mir den Zorn nicht anmerken zu lassen und nicht vorwurfsvoll zu klingen. »Ich rufe dich in etwa einer Stunde noch einmal von meinem Zimmer aus an. Aber ich möchte zuerst noch etwas erledigen.«

»Ich kann auch im Hotel anrufen, wenn du nicht am Mobiltelefon reden willst«, antwortet Lucy.

»Ich benutze es ja schon, und zwar nicht zum ersten Mal.« Ich führe nicht aus, was ich von Jaime und ihrer Angst vor Mobiltelefonen und lauschenden FBI-Agenten halte.

»Du solltest dich nicht damit belasten«, meint Lucy. »Es geht nicht um dich. Es ist nicht dein Problem. Und ich betrachte es auch nicht mehr als meines.«

»Man kann nach so einer Sache nicht zur Tagesordnung übergehen, als wäre nie etwas gewesen«, erwidere ich und schaue in die Richtung, aus der Marino kommt. Dass es sein noch immer nicht reparierter Transporter sein muss, ist unverkennbar.

Auf dem mit Bäumen bepflanzten Platz auf der anderen Straßenseite erhebt sich das Owens-Thomas House im englischen Stil, hell verputzt, mit Säulen und einer geschwungenen Veranda, in die Nacht. Die Äste der alten Bäume schwanken, die Straßenlaternen sind eingeschaltet. Kurz nehme ich eine Bewegung wahr, doch als ich genauer hinsehe, kann ich nichts erkennen. Einbildung. Ich bin müde, stehe unter Druck und bin beunruhigt.

»Mich beschäftigt noch immer, wer Bescheid weiß oder noch dahinterkommen könnte. In diesem Punkt hast du recht«, sagt Lucy, während ich an den Straßenrand trete und mich in beide Richtungen umblicke, ohne jemanden zu bemerken. »Als ich von der gegen das CFC verhängten Aufbewahrungspflicht erfuhr, dachte ich, dass das der Grund ist. Dass sie hinter mir her sind, weil ich mich eingehackt habe. Ich war vorsichtig. Wahrscheinlich würden die mir schon wegen der alten FBI- und ATF-Geschichten zu gern eins auswischen.«

»Niemand will dir eins auswischen, Lucy. Du solltest solche Gedanken langsam ad acta legen.«

»Hängt davon ab, was Jaime gewissen Leuten erzählt, was sie in Zukunft behauptet und wie sie die Tatsachen verdreht. So, wie sie es dir geschildert hat, ist es nicht gelaufen. Zumindest nicht ganz. Sie hat es viel dramatischer dargestellt, als es war«, beharrt sie. »Sie will mich unter allen Umständen zur Buhfrau machen, um ihr eigenes Verhalten zu rechtfertigen. Damit alle verstehen, warum sie sich von mir getrennt hat.«

»Ja, genauso würde ich das auch sehen.« Ich halte Ausschau nach dem Transporter, den ich zwar hören, aber noch nicht sehen kann. Inzwischen ist er auf der Abercorn Street und kommt immer näher. Ich versuche, meine tiefe Verachtung für eine Frau zu unterdrücken, die meine Nichte vermutlich noch immer liebt.

»Das ist der wahre Grund, warum ich aus New York weg bin. Ich wusste, dass über eine Sicherheitslücke gemunkelt wurde, obwohl mich niemand direkt beschuldigt hat. Ich konnte dort unmöglich weiter als forensische Computerexpertin arbeiten.«

»Am meisten hat dich verletzt, wie sie dich behandelt hat. Deshalb hast du New York und allem, was du dir aufgebaut hattest, den Rücken gekehrt«, widerspreche ich ruhig. »Dass du nur wegen ein paar Gerüchten ganz von vorn in Boston angefangen hast, nehme ich dir nicht ab.«

Ich werfe einen Blick auf das Haus, in dem Jaime wohnt, und auf ihre erleuchteten Fenster. Ihre Silhouette bewegt sich hinter den zugezogenen Vorhängen des Raums, der vermutlich das Schlafzimmer

ist.

»Ich wünschte nur, du hättest es mir erzählt. Warum hast du es nicht getan?«, füge ich hinzu.

»Ich habe befürchtet, dass du mich dann nicht am CFC haben willst. Weder als IT-Beauftragte noch als Mensch.«

»Dass ich dich genauso aus meinem Leben verbannen würde wie sie?«, entfährt es mir unwillkürlich. »Jaime hat dich aufgefordert, gegen das Gesetz zu verstoßen, obwohl sie wusste, wie abhängig du von ihr warst ... Nein, so wollte ich es nicht ausdrücken.«

Lucy schweigt, und ich beobachte Jaime Bergers Silhouette, die am Fenster hin und her geht. Ich überlege, ob sie wohl einen Überwachungsbildschirm im Zimmer hat und ihn kontrolliert. Dann beobachtet sie mich vielleicht. Es könnte auch sein, dass sie bestürzt ist, weil ich kein Blatt vor den Mund genommen habe und dann gegangen bin, als würde ich nie wiederkommen. Ich denke an das alte Sprichwort, dass Menschen sich nicht verändern. Doch Jaime hat sich verändert. Sie hat sich zu einem früheren Jahrgang zurückentwickelt, der verdorben ist wie falsch gelagerter Wein. Sie lebt wieder eine Lüge, und inzwischen ist sie nicht mehr auszuhalten. Ich kann sie nicht ertragen.

»Jedenfalls weiß ich jetzt Bescheid«, sage ich zu Lucy. »Und es ändert für mich nichts.«

»Aber es ist wichtig, dass du mir glaubst. Es war nicht so, wie sie es geschildert hat.«

»Das ist mir egal.« Im Moment stimmt das wirklich.

»Ich habe nur ein paar Zahlen abgeglichen, indem ich mir die Aufzeichnungen über die ursprünglichen Beschwerden angeschaut habe. Das hätte ich nicht tun sollen.«

Nein, das hätte sie nicht. Allerdings hat Jaime noch etwas viel Schlimmeres getan. Sie war eiskalt berechnend und hätte gemeiner nicht sein können. Sie hat die Macht, die sie über Lucy hatte, missbraucht und meine Nichte anschließend verraten. Während ich das Telefonat beende, frage ich mich, wen Jaime wohl als Nächstes für ihre Zwecke einspannen wird. Erst Lucy und Marino. Vermutlich stehe ich selbst auf dieser Liste. Immerhin bin ich in Savannah und in einen Fall verwickelt, von dem ich bis vor wenigen Stunden nahezu nichts wusste. Wieder schaue ich hinauf zur Wohnung und beobachte, wie sie sich hinter dem Fenster bewegt. Offenbar geht sie nervös auf und ab.

Es ist kurz vor eins. Der Transporter schimmert in den Lichtkegeln der Straßenlaternen gespenstisch weiß. Laut donnert er auf mich zu wie eine von Geistern besessene Maschine aus einem Horrorfilm, wird langsamer, beschleunigt, ruckelt und bebt. Offenbar hat Marino, seit er vor einigen Stunden Jaimes Wohnung verlassen hat, keinen Mechaniker aufreiben können. Mit quietschenden Bremsen stoppt er vor dem Mietshaus. Als ich die Beifahrertür öffne, ächzt sie in den Angeln. Die Innenbeleuchtung brennt nicht, weil Marino sie in jedem Fahrzeug abschaltet, um nicht ein gut sichtbares Ziel abzugeben. Ich bemerke Tüten auf der Rückbank.

»Warst du einkaufen?«, frage ich ihn und höre, wie angespannt meine Stimme klingt.

»Ich habe Wasser und noch ein paar Sachen besorgt, die wir mit auf unsere Zimmer nehmen können. Was ist passiert?«

»Nichts Gutes. Warum hast du mich mit ihr allein gelassen? Lautete so deine Anweisung?«

»Ich habe dir gesagt, dass ich dich anrufe, wenn ich da bin«, meint er tadelnd. »Wie lange wartest du schon hier draußen?«

Ich schnalle mich an. »Ich brauchte frische Luft. Die Kiste klingt ja schrecklich. Wie im letzten Stadium eines qualvollen Todeskampfes.«

»Ich dachte, ich hätte dich davor gewarnt, allein hier herumzulaufen. Insbesondere mitten in der Nacht.«

»Wie du siehst, bin ich nicht weit gelaufen.«

»Sie wollte mit dir allein sein. Ich habe gedacht, dass du das auch willst.«

»Bitte denk nicht für mich mit«, entgegne ich. »Ich würde gern einen Umweg machen und mir das Haus der Jordans anschauen, wenn dieses Auto das ohne Totalschaden hinkriegt.«



»Es ist ziemlich sicher die Lichtmaschine«, erwidert er. »Vielleicht auch lockere Zündkabel. Und die Verteilerkappe könnte verschmutzt sein. Ich habe einen Mechaniker gefunden, der sich drum kümmern wird.«

Als ich noch einmal zu Jaimes Wohnung hinaufstarre, stelle ich fest, dass sie wieder im Wohnzimmer ist, wo die Jalousien offen sind. Ich kann deutlich erkennen, dass sie am Fenster steht und uns nachblickt, als wir davonfahren. Inzwischen hat sie etwas Rotbraunes an, vermutlich einen Bademantel.

»Es ist ein bisschen unheimlich, findest du nicht?«, meint Marino, während wir nach Süden fahren. Die dunklen Schatten der Bäume und Büsche bewegen sich im heißen Wind. »Ich habe Jaime gefragt, ob sie die Wohnung deshalb genommen hat, weil sie in der Nähe des Tatorts ist. Sie hat es abgestritten, doch es sind nur zwei Minuten von hier.«

»Sie hat sich in etwas hineingesteigert. In den Fall ihres Lebens«, merke ich an. »Nur dass ich nicht ganz sicher bin, an welchem Fall sie arbeitet – dem in Savannah oder ihrem eigenen.«

Wir brausen an prachtvollen alten Häusern mit erleuchteten Fenstern und Gärten vorbei. Jede Fassade ist anders gestaltet und besteht aus unterschiedlichen Materialien. Italienisch, Kolonialstil, Federal Style. Putz, Backstein, Holz und die im Rumpf von Segelschiffen mitgeführten Ballaststeine. Auf der rechten Seite mündet die Straße in ein Gelände, das wie ein kleiner Park aussieht und von einem schmiedeeisernen Zaun umgeben ist. Als wir näher kommen, erkenne ich Grabsteine, Mausoleen und weiße, einander kreuzende, von Glühlampen erhellte Pfade. Am südlichen Rand des Friedhofs befindet sich die East Perry Lane mit ihren großen antiken Villen, die auf bewaldeten Grundstücken stehen. Ich erkenne die Villa im Federal Style wieder von den Fotos aus dem Internet, die ich heute gesehen habe, als ich vor der Waffenhandlung parkte, um Artikel über Lola Daggette zu lesen.

Die heiße Nachtluft trägt den süßen Duft von Oleander heran, als ich das dreistöckige Gebäude aus grauem Savannah-Backstein mit seinen symmetrischen Doppelfenstern und der großen, von hohen weißen Säulen flankierten Veranda mustere. Das Dach ist rot gedeckt und mit drei beeindruckenden Kaminen ausgestattet. An der Seite ist ein Carport aus Stein angebaut, dessen früher offene Torbögen inzwischen verglast sind. Wir parken direkt vor dem Haus, das zu besitzen ich mir nicht vorstellen kann. Auch wenn es noch so schön ist, könnte ich nie in einem Haus wohnen, in dem Menschen ermordet worden sind.

»Ich möchte nicht zu lange hier herumstehen, denn die Nachbarn haben, wie du dir sicher denken kannst, feine Antennen, was verdächtige Fremde und Fahrzeuge angeht«, sagt Marino. »Aber wenn du nach rechts schaust, siehst du kurz vor der Rückseite des Hauses hinter dem Carport die Küchentür, wo die Täterin eingebrochen ist. Gut, wirklich sehen kannst du sie von hier aus nicht, aber dort ist sie. Und die große Villa rechts hat dem Nachbarn gehört, der am Morgen des 6. Januar seinen Hund ausgeführt und bemerkt hat, dass die Scheibe an der Hintertür kaputt war und dass für diese frühe Uhrzeit sehr viele Lichter brannten. Soweit ich es rekonstruieren konnte, ist besagter Nachbar, ein Typ namens Lenny Kasper, gegen vier aufgewacht, weil sein Pudel zu kläffen anfang. Da der Hund so aufgebracht war und sich nicht mehr beruhigen ließ, dachte Kasper, dass er vielleicht Gassi musste.«

»Hast du selbst mit diesem Nachbarn geredet?«

»Am Telefon. Er wurde damals auch von sämtlichen Medien interviewt und sagt heute mehr oder weniger dasselbe wie vor neun Jahren.« Marino blickt an mir vorbei aus dem offenen Fenster zu dem Haus im italienischen Stil hinüber, das er meint. »Gegen halb fünf hat der Pudel genau hier bei den Palmen und Büschen sein Geschäft gemacht.«

Er deutet auf die beleuchtete Reihe aus Palmen, Oleander und gelbem Jasmin auf Rankgerüsten, die die beiden Grundstücke trennt.

»Und da ist ihm die zerbrochene Scheibe in der Küchentür der Jordans aufgefallen«, fährt Marino fort. »Er hat mir erzählt, in der Küche und in einigen Zimmern im Obergeschoss habe Licht gebrannt. Seine erste Befürchtung sei gewesen, dass sein Hund von einem Einbrecher geweckt worden sein könnte. Also ist er wieder nach Hause gegangen und hat die Jordans angerufen. Aber es hat sich niemand gemeldet. Als

Nächstes hat er die Polizei verständigt, die gegen fünf eintraf und die Küchentür offen und die Alarmanlage abgeschaltet vorfand. Sie sind dann rein und entdeckten die Leiche des kleinen Mädchens unten an der Treppe in der Nähe der Eingangstür.«

Ich betrachte das ehemalige Anwesen der Jordans, etwa viertausend Quadratmeter bewaldeter Grund mit hohen Laternen, deren Masten lange Schatten werfen. Die Auffahrt ist mit Granitkieseln bestreut. Ein Weg aus Schieferplatten führt davon weg und vorbei am Carport zur Küchentür, die ich nur sehen könnte, wenn ich ausstiege und mich des Hausfriedensbruchs schuldig machte.

»Kurz nach den Morden ist er nach Memphis gezogen«, spricht Marino weiter. »Einige Nachbarn zu beiden Seiten haben sich eine neue Bleibe gesucht, und wie ich gehört habe, sind die Immobilienpreise als Folge des Verbrechens ziemlich in den Keller gerutscht. Kaum einer der Leute, die damals in einem Umkreis von einigen Blocks in der Nähe des Tatorts gewohnt haben, ist heute noch hier. Soweit ich weiß, ist das Haus der Jordans eine der beliebtesten Sehenswürdigkeiten bei Gruseltouren, besonders deshalb, weil gleich gegenüber der berühmteste Friedhof von Savannah liegt, wo viele dieser Führungen anfangen und enden.«

Marino greift nach hinten. Papier raschelt, und er fördert zwei Wasserflaschen zutage.

»Hier.« Er reicht mir eine. »Ich habe das Gefühl, dass ich den ganzen Tag lang nichts anderes getan habe als zu schwitzen. Die Route der Touren wird zu Fuß abgegangen«, berichtet er weiter von Savannahs Spukhäusern, die massenhaft Touristen anziehen. »Einige auch nachts bei Kerzenlicht. Sicher kannst du dir vorstellen, wie es nach einer Weile nervt, wenn man in diesem Haus oder in der Nähe wohnt und ständig von Touristen begafft wird, während ein Fremdenführer den Mord an der Familie schildert. Ich wage gar nicht, mir auszumalen, was hier jetzt los sein wird, nachdem die Nachrichten gebracht haben, dass für Lola Daggette ein neuer Hinrichtungstermin festgesetzt wurde. Jetzt ist der Fall Jordan wieder in aller Munde.«

»Warst du schon mal tagsüber hier?«, frage ich.

»Nicht im Haus selbst.« Er trinkt lautstark einen Schluck. »Ich bin nicht sicher, ob das neun Jahre nach der Tat noch etwas bringen würde. Das Haus hat inzwischen mehrmals den Besitzer gewechselt. Sicher wurde innen viel verändert. Außerdem ist der Tathergang meiner Ansicht nach ziemlich klar. Dawn Kincaid hat die Glasscheibe eingeschlagen, hineingegriffen und einfach aufgeschlossen. Wahrscheinlich hat Jaime dir erzählt, dass der Schlüssel im Schloss steckte, ein dummer Fehler, der den Leuten immer wieder passiert. Erst bringen sie neben Glasscheiben oder Fenstern einen Riegel an, und dann lassen sie den Schlüssel stecken. Man kann es sich aussuchen. Entweder ist man eingesperrt, falls es brennt, oder man erleichtert es anderen, einzubrechen und einen im Schlaf zu ermorden.«

»Laut Jaime hast du dich auch mit der Frage beschäftigt, warum die Alarmanlage nicht eingeschaltet war. Wer hat sie eingebaut? Haben die Jordans sie regelmäßig aktiviert? Sie sagte, sie hätten damit aufgehört, weil es ständig Fehlalarme gab.«

»Genau.«

»Eines ist mir jedoch aufgefallen, seit wir hier auf der Straße stehen«, füge ich hinzu. »Man kann die Küchentür nicht sehen. Jemand, der vorbeigeht oder -fährt, bemerkt auf den ersten Blick nicht, dass es auf der rechten Seite eine Tür gibt, weil der Carport die Sicht versperrt.«

»Aber der Plattenweg, der nach hinten führt, lässt auf eine Tür schließen«, wendet Marino ein.

»Das könnte auch einfach nur ein Gartenweg sein. Man muss sich also vergewissern.« Ich schraube meine Wasserflasche auf. »Wichtig ist, dass man die Küchentür von der Straße aus nicht einsehen kann. Für mich ist das ein Hinweis darauf, dass die Person, die vor neun Jahren hier eingebrochen ist, wusste, dass die Tür dort hinten eine Glasscheibe hatte und mit einem Riegel ausgestattet war, in dem häufig der Schlüssel steckte. Entweder das, oder die fragliche Person hat das Haus zuvor ausspioniert.«

»Dawn Kincaid ist genau so ein Typ, der andere ausspioniert«, erwidert Marino. »Vermutlich wusste sie, dass ein wohlhabender Arzt dort wohnt. Sicher hat sie sich vorher kundig gemacht.«

»Und dann hatte sie das Glück, dass der Schlüssel steckte und die Alarmanlage aus war?«

»Kann doch sein.«

»Wissen wir, wo sie während ihres Aufenthalts in Savannah vor neun Jahren übernachtet hat und wie lange sie geblieben ist?«

»Nur dass das Herbstsemester in Berkeley am 7. Dezember endete und das Frühjahrssemester am 15. Januar begann«, antwortet Marino. »Sie hat das Herbstsemester ordentlich abgeschlossen und im Frühling weiter ihre Seminare besucht.«

»Also hat sie die Ferien hier verbracht«, schlussfolgere ich. »Sie kann schon seit einigen Wochen in der Stadt gewesen sein, bevor sie ihre Mutter zum ersten Mal sah.«

»Und während dieser Zeit könnte sie Lola Daggette kennengelernt haben«, ergänzt Marino.

»Sie hat sie zumindest wahrgenommen«, entgegne ich. »Ich bin nämlich nicht sicher, ob sich die beiden überhaupt persönlich kennen. Inzwischen könnte Lola wegen der Fälle in Massachusetts oder aus ihren Gesprächen mit Jaime und anderen Leuten wissen, wer Dawn Kincaid ist. Vielleicht ahnt sie sogar, dass Dawn etwas mit dem Mord an den Jordans zu tun hat. Denn ganz gleich, was Jaime auch behauptet, können wir nicht feststellen, wie viel über die neuen DNA-Befunde durchgesickert ist. Doch ganz gleich, wie Lolas Informationsstand auch aussieht – wir dürfen nicht davon ausgehen, dass sie sich nach neun Jahren an Dawn Kincaid erinnert. Zumindest nicht als jemanden, den sie namentlich kannte. Welche Seminare hatte Dawn denn damals belegt?«

»Irgendetwas mit Nanotechnologie.«

»Dann war sie aller Wahrscheinlichkeit nach am Institut für Materialkunde und Ingenieurwissenschaften eingeschrieben.« Ich betrachte das Haus, wo vier Menschen im Schlaf ermordet worden sind. Den Tathergang, wie er mir geschildert worden ist, finde ich noch immer unverständlich.

*Warum haben sie die Alarmanlage nicht aktiviert? Weshalb haben sie den Schlüssel stecken lassen, insbesondere während der Feiertage, wenn Einbrüche für gewöhnlich häufiger vorkommen als sonst?*

»Galten die Jordans allgemein als schlampig oder leichtsinnig?«, erkundige ich mich. »Waren sie hoffnungslos idealistisch und naiv? Denn normalerweise sind Leute, die denkmalgeschützte Häuser in der Altstadt bewohnen, ganz besonders vorsichtig, wenn es um die Sicherung ihres Anwesens und ihre Privatsphäre geht. Sie schließen das Gartentor ab und schalten die Alarmanlage ein. Und wenn es nur dem Zweck dient, Touristen daran zu hindern, in ihrem Garten oder auf ihrer Veranda herumzuspazieren.«

»Das ist mir klar, und es stört mich auch gewaltig«, stimmt Marino zu.

Seine dunkle Gestalt lehnt sich näher zu mir hinüber, als er die Villa mustert. Das Haus macht ganz und gar keinen unheimlichen Eindruck, wenn man nicht wüsste, was vor neun Jahren etwa um diese Uhrzeit dort geschehen ist. In den frühen Morgenstunden nach Mitternacht, vermutlich zwischen eins und vier, habe ich gelesen.

»Seit 2002 hat sich in Sachen Sicherheitsbewusstsein eine Menge geändert, besonders hier in Savannah«, fährt Marino fort. »Ich garantiere dir, dass auch die Leute, die eine eher laxen Einstellung zu ihren Alarmanlagen hatten und die Schlüssel stecken ließen, das inzwischen nicht mehr tun. Jeder fürchtet sich vor Kriminalität, und ganz bestimmt hat niemand vergessen, dass eine ganze Familie in ihrer vielen Millionen teuren Villa im Schlaf ermordet worden ist. Klar, die Menschen verhalten sich oft leichtsinnig, doch es kommt mir besonders komisch vor, denn Clarence Jordan stammte aus einer wohlhabenden Familie. Außerdem war er wegen seines ehrenamtlichen Engagements viel unterwegs, vor allem während der Feiertage. Zu Thanksgiving, Weihnachten und Neujahr war er am meisten beschäftigt, da dann in den Kliniken, Notaufnahmen, Obdachlosenunterkünften und Suppenküchen eine Menge los ist. Man möchte doch meinen, dass er sich Gedanken um die Sicherheit seiner Frau und seiner beiden kleinen Kinder gemacht hat.«

»Wir wissen nicht, ob das wirklich so war.«

»Offenbar ist er ins Bett gegangen, obwohl die Alarmanlage nicht an war«, wiederholt Marino die

Tatsache, die mich immer weiter beschäftigt.

»Was ist mit den Aufzeichnungen der Sicherheitsfirma?«

»Die hat im Herbst 2008 Konkurs angemeldet.«

Im ehemaligen Haus der Jordans geht in der oberen Etage ein Licht an.

»Ich habe mit Darryl Simons, dem früheren Inhaber von Coastal Security, geredet«, erwidert Marino.

»Er sagt, er habe die alten Aufzeichnungen nicht mehr. Sie seien auf Computern gespeichert gewesen, die er nach der Pleite wohltätigen Zwecken gespendet habe. Mit anderen Worten, die Daten wurden vor drei Jahren gelöscht.«

»Ein ordentlicher und seriöser Geschäftsmann bewahrt Firmenunterlagen mindestens sieben Jahre lang auf, für den Fall, dass bei ihm eine Steuerprüfung stattfindet«, entgegne ich. »Und er behauptet, keine Sicherheitskopien gemacht zu haben?«

»Abgestürzt«, antwortet Marino, während die Verandabeleuchtung eingeschaltet wird.

Begleitet von einem nicht gerade unauffälligen Dröhnen fahren wir davon, als sich die Eingangstür öffnet. Ein muskulöser Mann in Pyjamahose tritt auf die Veranda und blickt uns nach.

»Sicher verstehst du, dass dieser Darryl Simons nicht begeistert ist, wenn er am Telefon nach der Alarmanlage der Jordans gefragt wird«, spricht Marino, untermalt vom Rattern und Ruckeln des Transporters, weiter. »Wenn sie aktiviert gewesen wäre und funktioniert hätte, wären sie jetzt nämlich nicht tot.«

»Und warum war sie nicht aktiviert und funktionstüchtig?«, beharre ich. »Hat er dir gesagt, ob es Dr. Jordan war, der sie hat einbauen lassen? Oder war es der Vorbesitzer?«

»Er konnte sich nicht erinnern.«

»Wir müssen rauskriegen, was aus seinen Firmencomputern geworden ist. An wen wurden sie gespendet? Vielleicht stehen sie ja noch irgendwo. Oder er hat die CDs im Safe«, schlage ich vor. »Ich würde ja zu gern seine monatlichen Kontoauszüge sehen. Oder seine Berichte. Man möchte doch annehmen, dass die Polizei damals einen Blick darauf geworfen hat. Was hat Ermittler Long dir erzählt? Jaime meinte, du hast mit ihm gesprochen.«

»Hat sie auch erwähnt, dass er alt ist und einen Schlaganfall hatte?«

Der Transporter hat eine Fehlzündung, die wie ein Schuss klingt, während wir in der Nähe der Kunsthochschule an Theatern, Cafés und Läden vorbeifahren, die Eis, Baguettesandwiches und Fahrräder verkaufen.

»Das Jahr 2002 ist doch noch nicht so lange her«, merke ich an. »Für mich ist die Spur noch nicht erkaltet. Abgekühlt oder lauwarm vielleicht, aber noch nicht kalt. Schließlich reden wir hier nicht von einem unaufgeklärten Mord, der vor fünfzig Jahren begangen wurde. Es müsste also noch genug Unterlagen und eine Menge Leute geben, die sich gut an einen so wichtigen und berühmten Fall wie diesen erinnern.«

»Ermittler Long sagte, dass alles in den Berichten steht«, erwidert Marino. »Ich habe widersprochen, die Alarmanlage der Jordans werde nirgendwo erwähnt. Er behauptet, sie hätten ständig Ärger mit Fehlalarmen gehabt und deshalb aufgehört, sie einzuschalten.«

»Wenn er das wusste, muss er mit der Sicherheitsfirma gesprochen haben«, entgegne ich, als wir den Reynolds Square umrunden. Er ist dunkel, und es stehen Bäume, Bänke und eine Statue darauf, die John Wesley beim Predigen darstellt. Daneben befindet sich ein altes Gebäude, in dem früher ein Krankenhaus für Malariapatienten untergebracht war.

»Ja, richtig, aber er erinnert sich nicht mehr.«

»Die Menschen vergessen. Sie erleiden Schlaganfälle. Und sie haben kein Interesse an einer Wiederaufnahme von Ermittlungen, die ihnen einen Irrtum nachweisen könnte.«

»Stimmt. Wir sollten uns das Berichtsheft anschauen«, antwortet Marino.

»Sicher haben damals ziemlich viele Leute hier ihre Alarmanlagen von Coastal Security installieren

lassen. Was ist aus diesen Kunden geworden?«

»Vermutlich hat ein anderer Wachdienst die Verträge übernommen.«

»Und vielleicht ist diese Firma ja im Besitz der alten Aufzeichnungen. Möglicherweise gibt es sogar eine Festplatte oder Sicherheitskopien«, merke ich an.

»Eine gute Idee.«

»Lucy kann dir sicher dabei helfen. Sie ist ziemlich geschickt darin, angeblich verschwundene Dateien wieder zutagezufördern.«

»Nur dass Jaime sicher dagegen wäre.«

»Lucy soll ja nicht Jaime helfen, sondern uns. Außerdem hat Benton sicher auch ein paar interessante Ideen. Meiner Ansicht nach brauchen wir so viel Expertenwissen, wie wir bekommen können, da sich die Indizien zu widersprechen scheinen. Gut, dass wir gleich da sind, denn die Kiste klingt, als würde sie jede Sekunde den Geist aufgeben, einen Kolbenfresser kriegen oder explodieren«, füge ich hinzu, während der Transporter nach Norden in Richtung Fluss ruckelt.

Die meisten Restaurants und Bierlokale, an denen wir vorbeifahren, sind geschlossen. Im nächsten Moment ragt rechts das Hyatt vor uns auf, gewaltig und erleuchtet, sodass es den ganzen Häuserblock erhellt.

»Ich habe den Eindruck, dass hier alle mauern«, stellt Marino fest. »Die Leute können sich nicht erinnern. Unterlagen verschwinden.«

»Jaimes Ermittlungen in Savannah laufen erst seit kurzem, während die Sicherheitsfirma vor mindestens drei Jahren Pleite gemacht und angeblich ihre Unterlagen vernichtet hat«, wende ich ein. »Also sieht es nicht danach aus, als würde man mauern.«

»Nun, aber da scheint etwas zu sein, in das wir nach Auffassung gewisser Leute nicht die Nase reinstecken sollten.«

»Das kannst du auch nicht mit Gewissheit sagen«, entgegne ich. »Menschen, die die Tortur einer Mordermittlung und eines Gerichtsverfahrens und den damit einhergehenden Medienrummel hinter sich haben, wollen nur noch ihren Frieden. Insbesondere bei einem so grausigen Fall wie diesem.«

»Wahrscheinlich ist es am einfachsten für alle, wenn Lola Daggette die Giftspritze verpasst kriegt, und dann ist wieder Ruhe im Karton«, antwortet Marino.

»Für einige wäre es sicher das Einfachste und emotional am befriedigendsten. Wer ist eigentlich Anna Copper?«, füge ich hinzu.

»Ich habe wirklich keinen Schimmer, warum Jaime dir das erzählt hat«, erwidert Marino, als wir scheppernd vor dem Hotel halten.

»Ich frage mich, wer oder was Anna Copper oder Anna Copper LLC ist«, beharre ich.

»Eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die sie seit kurzem vorschickt, wenn sie nicht möchte, dass ihr Name in Erscheinung tritt.«

»Zum Beispiel bei der Anmietung der Wohnung hier in Savannah.«

»Es überrascht mich wirklich, dass sie es dir gegenüber erwähnt hat. Ich hätte gedacht, dass sie die Existenz dieser Firma gerade vor dir verheimlichen würde.« Der Transporter keucht, als Marino ihn gegenüber der backsteingepflasterten Auffahrt abstellt. »Anna Copper ist eine Firma, die Lucy vor etwa einem Jahr gegründet hat«, erklärt er. »Es war ihre Idee, und sie hat es nicht aus edlen Beweggründen getan, sondern nachdem sie und Jaime sich gestritten hatten. Zu jener Zeit kam das vermutlich ziemlich häufig vor.«

»Gehört sie Lucy oder Jaime?«, erkundige ich mich, während er den Motor abstellt. Es wird still, und wir bleiben in der Dunkelheit sitzen. Die Luft, die durch die offenen Fenster hereinweht, ist dafür, dass es kurz vor zwei ist, noch ziemlich warm.

»Jaime. Lucy hat diese Strohfirma eingerichtet, hinter der sich Jaime verstecken kann. Unter diesem Namen tätigt sie hier alle Geschäfte, und ich muss zugeben, dass das ein wenig seltsam ist – wenigstens in

meinen Augen. Als Juristin würde Jaime keine fünf Minuten brauchen, um eine neue Firma eintragen zu lassen. Warum hält sie dann an einer fest, die Erinnerungen in ihr weckt? Eigentlich sollte sie die Vergangenheit ruhen lassen und nach vorn schauen.«

»Das kann sie aber nicht.«

Jaime kann Lucy, oder zumindest das Bild von ihr, nicht aufgeben. Ich frage mich, ob Benton wohl dasselbe denkt. Als er mir die SMS geschickt hat, Anna Copper habe »keinen guten Ruf«, hat er womöglich Jaime gemeint. In diesem Fall hat er offenbar das Haus, in dem sie wohnt, überprüft und ist auf eine Mieterin namens Anna Copper LLC gestoßen. Und dann hat er herausgefunden, wer hinter der Firma steckt. Wahrscheinlich hat er es nicht als Laune des Schicksals gedeutet, dass Jaime wieder in unserem Leben aufgetaucht ist. Und vielleicht weiß er auch etwas über die Schwierigkeiten, die dazu geführt haben, dass sie New York den Rücken gekehrt hat.

Wir durchqueren die hell erleuchtete Hotelhalle, wo um diese Zeit nur ein einsamer Angestellter am Empfang sitzt und einige wenige Gäste die Bar bevölkern. Am gläsernen Aufzug drückt Marino mehrere Male auf den Knopf, als würden sich die Türen dadurch schneller öffnen.

»Mist«, sagt er. »Ich habe die dämlichen Einkäufe im Auto vergessen.«

»Hat Lucy dir je erklärt, ob der Name Anna Copper eine besondere Bedeutung hat? Woher sie ihn hat?«

»Ich erinnere mich nur noch daran, dass es etwas mit Groucho Marx zu tun hatte«, erwidert er. »Soll ich dir Wasser vorbeibringen?«

»Nein danke.« Ich steige in den Aufzug und verabschiede mich bis morgen.

Es war bereits bei Sonnenaufgang heiß. Jetzt um acht werde ich in meiner schwarzen Arbeitskleidung und den schwarzen knöchelhohen Stiefeln förmlich gesotten, als ich auf einer Bank vor dem Hotel sitze und einen Becher eisgekühlten Kaffee aus dem nahegelegenen Starbucks trinke.

Die Glocke der City Hall kündigt mit melodischen, metallenen widerhallenden Schlägen den ersten Julitag an, während mir ein Taxifahrer auffällt, der einen Fahrgast vor dem Hotel absetzt. Er ist grobknochig und wettergegerbt, hat die Hose bis fast unter die Achseln hochgezogen, trägt einen struppigen Vollbart und erinnert mich an Porträtaufnahmen aus der Zeit des Bürgerkriegs. Wahrscheinlich hat er sich nie weit vom Geburtsort seiner Ahnen entfernt und viel mit ihnen gemeinsam, wie ich es so oft bei Menschen in abgelegenen Orten beobachtet habe.

Ich denke an Kathleen Lawlers Bemerkungen zum Thema Genetik. Ganz gleich, wonach wir auch im Leben strebten, wir seien trotzdem der Macht der Biologie unterworfen. Obwohl ich diesen Ansatz recht fatalistisch finde, ist er nicht völlig von der Hand zu weisen, und als ich ihre Äußerungen zum Thema Vorherbestimmung und DNA Revue passieren lasse, bekomme ich das Gefühl, dass sie nicht nur von sich selbst gesprochen hat. Sie hat auch auf ihre Tochter angespielt. Kathleen hat mich vor Dawn Kincaid gewarnt. Vielleicht wollte sie mich auch einschüchtern. Angeblich hat sie keinen Kontakt zu ihr, was einer Anzahl von Quellen zufolge schlicht und ergreifend nicht stimmt. Kathleen weiß mehr, als sie verrät, und das, was sie uns verheimlicht, hat vermutlich mit den Gründen zu tun, warum Tara Grimm sie, etwa um die Zeit, als ich hierhergelockt wurde, in Einzelhaft verlegt hat. Ich komme zu dem Schluss, dass Jaime Berger eine Lawine losgetreten hat.

Und ich bin in die Sache verwickelt, und zwar nicht, weil ich mich freiwillig gemeldet hätte. Ich wurde zwangsrekrutiert, ja praktisch entführt. Dennoch werde ich die Ermittlungen unterstützen, so gut ich kann, und nicht wie geplant abreisen. Allerdings stößt es mir übel auf, dass Jaime mit den Menschen spielt, die mir am nächsten stehen. Ich glaube, dass sie Lucy, Marino und Benton in Gefahr bringt. Sie bedroht unser schon immer sehr verschlungenes, kompliziertes und zerbrechliches Beziehungsgeflecht.

Ich habe meine Hotelreservierung verlängert und ein Zimmer für Lucy gebucht. Sie und Benton sind bei Morgengrauen in einem Helikopter aufgebrochen, nachdem ich ihnen mitgeteilt habe, dass ich sie hier dringend brauche. Marinos weißer Transporter biegt in die Backsteinauffahrt des Hotels ein. Der Motor dröhnt zwar noch immer, aber wenigstens ruckelt und bebt das Auto nicht mehr. »Ich wusste nicht, ob du schon was gegessen hast«, sagt Marino, als ich die Autotür öffne. Mir fällt sofort auf, dass das Innere des Wagens um einiges sauberer ist als bei meiner letzten Fahrt. Es riecht nach Lufterfrischer mit Zitrusduft, Butter, frittiertem Steak und Eiern. »Ein paar Kilometer von hier am Hunter Army Airfield gibt es eine Bojangles'- Filiale. So hatte ich wenigstens einen Vorwand für eine Testfahrt. Das Auto ist so gut wie neu.«

»Bis auf die Kleinigkeit, dass eine Klimaanlage fehlt.« Beim Anschnallen bemerke ich die überquellende Tüte zwischen unseren Sitzen. Ich kurble das Fenster ganz hinunter.

»Dazu müsste ein neuer Kompressor rein. Aber was soll's? Du würdest nicht glauben, wie billig ich die Kiste gekriegt habe. Daran, dass keine Klimaanlage da ist, gewöhnt man sich. Wie in der guten alten Zeit. In meiner Jugend hatten viele Autos keine.«

»Außerdem keine Sicherheitsgurte, keine Airbags, kein ABS, kein ESP und kein Navi«, entgegne ich.

»Ich habe dir ein einfaches Brötchen mit Ei mitgebracht. Aber sind auch welche mit Steak, Eiern und Käse da, falls du etwas mehr Hunger hast«, erwidert er. »Und da hinten steht eine Kühlbox mit Wasser.« Er weist mit dem Daumen auf die Rückbank. »Bei Bojangles' nehmen sie kein Olivenöl, also wirst du damit leben müssen. Ich weiß, was du von Butter hältst.«

»Ich liebe Butter. Deswegen lasse ich ja die Finger davon. Aber offenbar warst du die ganze Nacht auf

den Beinen. Wann hattest du denn die Zeit, die Kiste reparieren zu lassen und sie in die Wanne zu stecken?»

»Wie ich schon sagte, habe ich einen Mechaniker aufgetrieben. Ich habe seine Privatnummer. Wir haben die Lichtmaschine ausgetauscht, die Reifen ausgewuchtet, die Radkästen saubergemacht, die Zündkerzen angezogen, und ich habe die Scheibenwischerblätter gewechselt. Und da ich gerade schon dabei war, habe ich ein bisschen für Ordnung gesorgt«, antwortet er, während wir, vorbei an Restaurants und Läden in Häusern aus Backstein und Granit, die West Bay entlangfahren. Die Straße wird von Eichen, Magnolien und Kreppmyrten gesäumt.

Marino trägt auch Arbeitskleidung, allerdings hat er seine eigenen Sachen mit Bedacht ausgewählt – die Sommeruniform des CFC, bestehend aus einer khakifarbenen Cargohose, einem beigeen Polohemd aus einem leichten Baumwollgemisch sowie Turnschuhe aus Netzmaterial und Wildleder. Sein kahler Schädel und die sonnenverbrannte Nasenspitze werden von einer Baseballkappe geschützt, und er trägt eine dunkle Brille. Außerdem hat er Sonnencreme aufgetragen, die sich wässrig und weiß in den tiefen Falten seines verschwitzten Halses absetzt.

»Danke, dass du daran gedacht hast, Arbeitskleidung für mich einzupacken«, sage ich zu ihm. »Wann hast du das denn gemacht?»

»Bevor ich losgefahren bin.«

»Darauf wäre ich nie gekommen.«

»Ich hätte dir die Khakiuniform mitbringen sollen. Bestimmt schwitzt du wie der Teufel. Offenbar war ich nicht ganz bei der Sache.«

»Wahrscheinlich hast du einfach in die Tasche gestopft, was du beim Herumkramen finden konntest. In Massachusetts war es ein bisschen zu kalt für die Sommeruniform. Die Khakisachen sind in einem Schrank bei mir zu Hause. Wenn du Bryce gefragt hättest ...«

»Ja, schon gut. Aber ich wollte ihn nicht einweihen. Je mehr er weiß, desto schwerer fällt es ihm, den Mund zu halten. Außerdem macht er gern aus jeder Mücke einen Elefanten. Er hätte gepackt wie für eine Modenschau und mich mit einem Überseekoffer losgeschickt.«

»Du hast also gepackt, bevor du losgefahren bist«, wiederhole ich. »Und wann genau war das?»

»Ich habe ein paar Sachen zusammengesucht, als ich das letzte Mal im Büro war. Ich bin nicht ganz sicher, am 14. oder am 15., auch wenn ich keine Ahnung hatte, was mich hier erwartet.«

Er biegt auf den US-17 ein und fährt nach Süden. Die Luft, die zum Fenster hereinweht, ist heiß wie in einem Backofen.

»Ich denke, dir war sehr wohl bewusst, was dich erwartet«, verbessere ich ihn. »Warum legen wir nicht die Karten auf den Tisch?»

Bevor ich unser Frühstück aus der Tüte zwischen den Sitzen hole, nehme ich zusätzliche Servietten aus dem Handschuhfach und breite sie auf meinem Schoß aus.

»Es wäre hilfreich, wenn du zugeben würdest, dass du hierher wolltest, um Jaime zu helfen, als du dich so kurzfristig entschieden hast, Urlaub zu nehmen«, sage ich zu ihm. »Du wusstest außerdem, dass ich bald nachkommen würde, und zwar ohne den wahren Grund zu kennen und deshalb mit kaum mehr Gepäck als die Kleider, die ich am Leibe hatte.«

»Ich habe doch versucht, dir zu erklären, warum ich dich nicht vorwarnen konnte.«

»Ja, das hast du tatsächlich. Und ich bin sicher, dass du von deiner Begründung überzeugt bist. Ganz im Gegensatz zu mir. Eigentlich sollte ich es auch nicht als deine Begründung bezeichnen, weil Jaime es dir eingeflüstert hat.«

»Ich verstehe nicht, warum es dich nicht interessiert, dass das FBI dir nachspioniert.«

»Weil ich es nicht glaube. Und wenn doch, langweilen die sich bestimmt zu Tode. So, welches soll ich für dich aufmachen? « Ich betrachte die warmen Brötchen in ihren gelben, von Butter glitschigen Einwickelpapieren.



»Mit Ausnahme von deinem ist auf allen das gleiche drauf.«

»Gut, ich glaube, ich erkenne meins, weil es nur halb so schwer ist wie die anderen.« Ich entfalte weitere Servietten und lege sie Marino auf den Oberschenkel. »Ich hätte gern ein wenig Klarheit. Und zwar nicht, was das FBI betrifft, sondern dich.«

»Werd nicht wieder sauer.«

»Ich will Klarheit, keinen Streit. Hattest du die Wohnung in Charleston bereits gemietet, als Jaime vor zwei Monaten im CFC anrief und du mit dem Zug nach New York gefahren bist, um dich heimlich mit ihr zu treffen?«

»Ich habe mit dem Gedanken gespielt.«

»Das war nicht meine Frage.«

Ich wickle ein Brötchen mit frittiertem Steak, Eiern und Käse aus. Er nimmt es in seine riesige Hand, und ein Drittel davon verschwindet mit dem ersten Bissen. In Butter getränkte Krümel rieseln auf seinen von einer Serviette geschützten Schoß.

»Ich habe mich mit dem Thema beschäftigt«, antwortet er mit vollem Mund. »Ich schaue mir schon seit einer Weile Mietwohnungen in der Umgebung von Charleston an. Eigentlich war es bis zu meinem Gespräch mit Jaime nur so ein Wunschtraum. Sie hat mir vom Fall Lola Daggette erzählt und meinte, sie könne meine Hilfe gebrauchen. Ich fand das einen verblüffenden Zufall, so als ob das Schicksal seine Hand im Spiel gehabt hätte. In der gleichen Gegend, wo ich eine Wohnung gesucht habe. Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit größer, als man im ersten Moment denkt, denn die meisten Bundesstaaten mit guten Bedingungen zum Angeln und Motorradfahren haben die Todesstrafe. Jedenfalls fand ich, dass sie recht hat und dass es eine gute Idee sein könnte, wenn ich mich selbständig mache.«

»Natürlich war es ihr Vorschlag.«

»Sie ist sehr klug, und es klingt spannend. So kann ich meine Zeit ein bisschen besser einteilen, dort sein, wo ich sein möchte, und die Aufträge annehmen, bei denen ich am besten verdiene. « Er beißt noch einmal in das Brötchen. »Also habe ich mir gesagt: jetzt oder nie. Das ist deine Chance. Wenn du dein Leben nicht endlich in die Hand nimmst und zugreifst, bietet sich die Gelegenheit vielleicht nie wieder.«

»Hat Jaime dir Einzelheiten über das verraten, was in New York passiert ist? Über ihre Gründe zu kündigen?«, frage ich.

»Sie hat dir sicher erzählt, was Lucy getan hat.«

»Ich dachte, sie hätte Lucy dir gegenüber nicht erwähnt.« Ich wickle mein Eibrötchen aus. Obwohl ich normalerweise kein Fastfood esse und Marinos Sucht nach Frittiertem eindeutig nicht teile, habe ich plötzlich großen Hunger.

»Das hat sie auch nicht direkt«, erwidert Marino. Inzwischen sind wir auf dem Veterans Parkway und fahren in rascher Geschwindigkeit durch große Waldstücke. Der Himmel ist weit und von einem weißlichen Blau, das einen sengend heißen Tag verspricht. »Sie hat nur davon gesprochen, dass jemand die Sicherheitsvorkehrungen des Real Time Crime Center geknackt und dass man Jaime dafür die Schuld gegeben hat. Offizielle Vorwürfe gab es natürlich nicht, doch sie meinte, es seien Bemerkungen über das merkwürdige Zusammentreffen gefallen. Gerade zu der Zeit, als jemand ins Computernetz des NYPD eingebrochen sei, habe sie behauptet, die Kriminalitätsstatistik werde gefälscht. Und rein zufällig lebe sie auch noch in einer Beziehung mit einer bekannten Hackerin.«

»Bei Lucy klingt die Geschichte anders«, entgegne ich. »Sie sagt, es sei nicht das Real Time Crime Center gewesen, sondern ein Revier, wo man angeblich aus Kapitalverbrechen Ordnungswidrigkeiten und aus Einbrüchen groben Unfug gemacht hat.«

»Das ist schlimm genug.«

»Ich habe keine Ahnung, worauf sie sich da eingelassen und wie sie es angestellt hat, aber ja, es ist schlimm genug. Allerdings finde ich es noch schlimmer, dass man Lucy als bekannte Hackerin bezeichnet. Denken die Leute wirklich so über sie?«

»Verdammt, Doc, sie wird es immer wieder tun«, antwortet Marino. »Wenn sie in ein System reinkommen kann, kommt sie rein, und es gibt nur wenige, an denen sie scheitert. Wir beide wissen das inzwischen. Warum uns also vormachen, dass sich daran je etwas ändern wird? Vielleicht wäre ich ja genauso, wenn ich ihre Fähigkeiten hätte. Man tut, was nötig ist, einfach, weil man es kann. Gesetze sind wie Slalomstangen auf einer steilen Piste. Etwas, das man umrundet, und je mehr davon da sind und je höher der Schwierigkeitsgrad, desto interessanter für Lucy.«

Ich schaue aus dem offenen Fenster hinaus auf hellbraune Marschen und gewundene Flussmündungen. Die heiße Luft weht den Geruch des Schlamms herein, der an faule Eier erinnert.

»Außerdem kümmert es Lucy einen Scheiß, was die Leute von ihr halten.« Es knistert, als er das Einwickelpapier seines Brötchens zusammenknüllt.

»Klar, sie wiegt einen gern in diesem Glauben. Aber sie nimmt sich viele Dinge mehr zu Herzen, als man denkt. Auch Jaimes Verhalten.« Ich beiße in mein Brötchen. »Ich weiß, ich werde es bereuen, doch es schmeckt.«

»Den Mist, über den Lucy sich Sorgen macht, kann niemand beweisen. Niemand ist beschuldigt worden, und es wird auch nicht so weit kommen. Jaime ist für immer raus aus der Staatsanwaltschaft, was heißt, dass Leute wie Farbman ihr Ziel erreicht haben. Wahrscheinlich fühlt er sich jetzt, als hätte er im Lotto gewonnen.«

»Auf Jaime trifft das eindeutig nicht zu, so standhaft sie auch das Gegenteil beteuert.«

»Sie scheint mit der momentanen Situation recht zufrieden zu sein.«

»Das glaube ich nicht.«

»Sie ärgert sich nur über die Vorgeschichte, weil sie gezwungen wurde zu kündigen. Was würdest du sagen, wenn dich jemand nach allem, was du getan hast, um so weit zu kommen, aus dem Amt drängen würde?«

»Ich hoffe, dass ich dann nicht so tief sinken würde, jemanden, den ich angeblich liebe, zu einer zerstörerischen Handlung zu verleiten, weil ich einen Grund brauche, die Beziehung zu beenden«, erwidere ich.

»Schon, aber die Trennung von Lucy hat doch nichts damit zu tun, dass Jaime bei der Staatsanwaltschaft rausgeekelt wurde.«

»Und ob sie das hat. Jaime hat sich neu erschaffen«, widerspreche ich. »Ihr hat nicht gefallen, was sie sah. Und so hat sie es kaputtgeschlagen, damit sie wieder ganz von vorn anfangen kann. Nur dass das nicht klappt. Niemals. Ein Neustart darf nicht auf einer Lüge aufbauen. Du hast ihr mit der Überwachungsanlage geholfen. Trägt sie inzwischen auch eine Waffe?«

»Ich habe ein bisschen mit ihr in einem Schießstand geübt.«

»Wessen Idee war das?«

»Ihre.«

»Die meisten New Yorker sind nicht bewaffnet. Das gehört nicht zu ihrer Kultur. Warum braucht sie plötzlich eine Pistole?«

»Vielleicht liegt es daran, dass sie nun hier ist und sich nicht wirklich heimisch fühlt. Und wenn wir ehrlich sind, kann die Sache mit Dawn Kincaid einem ganz schön Angst machen. Ich glaube, was momentan läuft, ist ihr nicht ganz geheuer. Außerdem hat sie sich durch Lucy, die immer bewaffnet ist, an Pistolen gewöhnt. Die nimmt ihre Glock vermutlich sogar mit zum Duschen. Vielleicht sind Waffen für Jaime inzwischen etwas Alltägliches, weil sie mit ihnen unter einem Dach gewohnt hat.«

»Genauso wie eine GmbH namens Anna Copper für sie etwas Alltägliches geworden ist, und zwar, obwohl sie ursprünglich ein böswilliger Streich einer gekränkten Lucy war? Ja, Groucho Marx hatte viel Geld in Anaconda Copper gesteckt, eine Bergwerksgesellschaft, die während der Weltwirtschaftskrise baden ging und große Umweltschäden angerichtet hat. Begreifst du denn nicht, was hier los ist?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

»Man investiert viel in etwas, was einem sehr wertvoll erscheint, aber in Wahrheit giftig ist, und dann verliert man alles. Das kann einem das Genick brechen.«

»Du solltest dir nicht über Jaimes Mist den Kopf zerbrechen.«

»Das sollte ich durchaus. Und du ebenfalls. Auf einer sachlichen Ebene an Ermittlungen mitzuwirken, ist eine Sache. Doch wenn einen jemand vor den eigenen Karren spannt, insbesondere wenn es sich um einen sehr privaten und außerdem fehlgeleiteten Rachefeldzug handelt, ist das eine völlig andere. Jaime hat sehr starke Motive, ein Exempel zu statuieren und mit Verbissenheit an einem neuen Bild von sich zu zimmern. Außerdem kommen noch andere Faktoren ins Spiel. Ich glaube, du weißt, was ich meine.«

Mit lautem Geknister kramt Marino weitere Servietten aus der Bojangles'-Tüte. Wir überqueren eine Brücke, die über den Little Ogeechee River führt.

»Ich hoffe nur, dass du vorsichtig bist«, setze ich meine Gardinenpredigt fort. »Ich werde dir nicht im Wege stehen, wenn du dich entscheidest, auch andere zu beraten und etwas an deinem Arbeitsverhältnis am CFC zu ändern. Doch in Sachen Jaime solltest du auf der Hut sein. Ist dir klar, warum es dir schwerfällt, ihr gegenüber eine objektive Haltung einzunehmen?«

Er wischt sich Mund und Finger ab, während wir über den Forest River fahren, wo Krabbenboote vor Anker liegen und Möwen sich auf einem langen Holzsteg versammelt haben.

»Es ist gefährlich, wenn sich Menschen ihrer wahren Beweggründe nicht bewusst sind. Mehr sage ich dazu nicht.« Ich erwarte nicht, dass er mich versteht oder sich überzeugen lässt.

Jaime streichelt sein Ego in einer Weise, die mir fernliegt, weil ich mich weigere, Spielchen mit ihm zu treiben. Ich bringe ihn nicht mit Charme und Schmeicheleien dazu, meine Wünsche zu erfüllen. Nein, ich bin unverblümt und ehrlich, was ihm meistens auf die Nerven fällt.

»Hör zu«, erwidert er. »Ich bin nicht auf den Kopf gefallen. Mir ist klar, dass sie noch andere Dinge am Laufen hat. Lucy hat alles verkompliziert. Sie ist so schrecklich offenherzig. Ich erinnere mich noch, wie sie einfach in die Staatsanwaltschaft spaziert kam und sich benommen hat, als wäre die Sache zwischen den beiden nicht nur kein Geheimnis, sondern etwas, womit man angeben kann.«

Genau vor uns liegt die Savannah Mall, wo ich bei meinem letzten Besuch mit Colin Dengate in einem Fischrestaurant war. Wann mag das gewesen sein? Vielleicht vor drei Jahren, als ich noch in Charleston lebte und er sich in Georgia mit einer Verbrechenserie mit rassistischem Hintergrund herumschlug.

»Es hätte kein Geheimnis sein dürfen«, wende ich ein. »Und eigentlich sollte es ein Grund sein, sich zu freuen, wenn zwei Menschen einander lieben.«

»Lass uns ehrlich sein«, widerspricht Marino. »Nicht jeder denkt so wie du. Die beiden entsprachen nicht der Vorstellung vom typischen Bilderbuchpaar. Nicht alle haben sich für Jaime und Lucy gefreut. Meiner Ansicht nach wollte Jaime die Beziehung beenden, weil sie sich damit große Schwierigkeiten eingehandelt hat. Die ganze Scheiße im Internet, Mannweib war noch eine der harmloseren Bezeichnungen. Es war unschön, und deshalb hat sie die Flucht ergriffen. Inzwischen bereut sie es, gibt es aber nicht zu.«

»Mich würde interessieren, wie du darauf kommst, dass sie es bereut.«

Wir befinden uns auf einer schmalen, zweispurigen Straße, die den Namen Middle Ground Drive trägt. Sie schlängelt sich durch ein Stück dicht mit Gestrüpp und Nadelbäumen bewachsenes staatliches Land. Von menschlichen Behausungen fehlt jede Spur. Das Georgia Bureau of Investigation hatte seine Gründe, Rechtsmedizin und kriminaltechnische Labors mitten in die Einöde zu bauen.

»Mist. Also glaubst du, dass sie mit ihrem neuen Leben nicht glücklich ist?«, fragt Marino. »Ich meine, persönlich.«

»Ich würde lieber hören, was du denkst.«

»Nach der Trennung hat Jaime angefangen, mit Männern auszugehen, auch mit Baker Thomas, diesem Typen vom Sender NBC.«

»Hat sie dir das erzählt?«

»Ich habe noch immer Freunde beim NYPD. Als ich Jaime vor ein paar Monaten einen Besuch abgestattet habe, habe ich mich mit ein paar von ihnen getroffen und einiges aufgeschnappt. Der springende Punkt ist, dass es ganz offensichtlich ein Fall von Schaulaufen war. Sie verabredet sich mit einem Fernsehkorrespondenten, der als einer der begehrtesten Junggesellen von New York gilt. Obwohl ich, was ihn betrifft, auch so meine Theorien habe. Es ist kein Zufall, dass er noch nie verheiratet war. Lucy hat ihn früher oft in Greenwich Village gesehen, und zwar in der Art von Kneipen, in denen auch Bryce sich wohl fühlen würde.«

Das Coastal Regional Crime Laboratory steht zwischen mächtigen Bäumen und ist von einem hohen, von spitzen Dornen gekrönten Sicherheitszaun umgeben. Ein Eisentor verhindert unbefugtes Betreten. Links davon befindet sich eine auf einer Gegensprechanlage angebrachte Kamera.

»Wann wollte Jaime sich denn mit uns treffen?«, frage ich.

»Sie wollte dir genug Zeit geben, dir die Fallakten anzuschauen.«

»Hast du heute schon mit ihr geredet?«

»Nein, aber ich hatte es vor.«

»Ich verstehe. Ich darf alles allein durcharbeiten, damit sie erst hier auftauchen muss, wenn es ihr in den Kram passt. Sofern sie sich überhaupt die Mühe macht.«

»Hängt davon ab, was du herausfindest. Ich soll sie anrufen. Verdammt, die Sicherheitsvorkehrungen in dem Laden sind ja fast so gut wie bei uns.«

»Verbrechen mit rassistischem Hintergrund«, merke ich an. »Es begann schon vor einigen Jahren, etwa zum Zeitpunkt des Baus des Labors. Colin war ziemlich aufgebracht. Vor allem über einen Fall kam viel in den Nachrichten, als wir noch das Büro in Charleston hatten. Vielleicht Erinnerst du dich.«

Marino geht vom Gas und manövriert den Transporter vor die Gegensprechanlage.

»Lanier County, Georgia. Ein Afroamerikaner namens Roger Mosley, Lehrer im Ruhestand und mit einer weißen Frau verlobt«, erkläre ich. »Er kam spätnachts nach Hause, und als er in seine Auffahrt einbog, standen plötzlich zwei weiße Männer vor seinem Auto.«

Marino streckt den Arm aus dem Fenster und drückt auf den Knopf der Gegensprechanlage, die laut summt.

»Sie haben ihn mit Flaschen und einem Baseballschläger zu Tode geprügelt. Colin wurde hinter den Kulissen unter Druck gesetzt, er solle der Verteidigung helfen zu beweisen, dass es ein fairer Kampf gewesen sei«, sage ich. »Ein eskalierter Konflikt im Straßenverkehr. Mosley habe angefangen, obwohl die Angeklagten keinen Kratzer aufwiesen, während er von Schürfwunden und Blutergüssen übersät war, die zeigten, dass er noch angeschnallt war, als sie versuchten, ihn aus dem Auto zu zerren.«

»Widerliche Naziarschlöcher«, verkündet Marino.

»Colin wurde bedroht, weil er die Wahrheit sagte, und kurz vor dem Prozess hat jemand die vorderen Fensterscheiben des Labors zerschossen. Danach hat man den Zaun aufgestellt.«

»Der macht auf mich nicht den Eindruck eines Menschen, der untätig zuschaut, wie jemand unschuldig hingerichtet wird.« Wieder drückt Marino auf die Gegensprechanlage.

»Wenn er so ein Mensch wäre, wären all die Sicherheitsvorkehrungen hier überflüssig.« Ich füge nicht hinzu, dass Jaime Berger Colin Dengate völlig falsch einschätzt. Schließlich möchte ich Marino nicht schon wieder vor Augen halten, dass die Anwältin, mit der er so gern zusammenarbeiten möchte, nur an ihre eigenen Interessen denkt und weder aufrichtig noch ein guter Mensch ist.

Eine Frauenstimme hallt aus dem Lautsprecher. »Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Wir sind Dr. Scarpetta und Ermittler Marino und haben einen Termin mit Dr. Dengate«, erwidert er, während ich meine Nachrichten auf dem iPhone abfrage.

Benton und Lucy sind gerade in Millville, New Jersey, gelandet, um aufzutanken. Das hat Lucy mir vor elf Minuten geschrieben. Wegen des heftigen Südwestwinds direkt von vorn kommen sie nur schlecht voran. Außerdem hat Benton mir eine sehr beunruhigende Nachricht geschickt:

*D.K. nicht mehr im Butler. Gebe Bescheid, wenn ich mehr weiß. Sei vorsichtig.*

Ein lautes Surren ertönt, als das Metalltor langsam auf seiner in den Asphalt eingelassenen Metallschiene aufgleitet. Vor mir sehe ich das Labor mit seinen verputzten Wänden und Backsteinmauern. Es hat zwar nur eine Etage, nimmt aber eine ziemlich große Grundfläche ein. Auf dem Parkplatz davor stehen weiße SUV mit dem goldblauen Emblem des GBI an den Türen. Außerdem der weiße Land Rover mit dem olivgrünen Verdeck, den Colin Dengate fährt, seit ich ihn kenne.

»Wirst du Dr. Dengate von den neuen DNA-Befunden erzählen?«, erkundigt sich Marino. Ich überlege, ob ich Bentons SMS erwähnen soll. An etwas anderes kann ich im Moment nicht denken.

Fahnen hängen schlaff an ihren Masten. Kein Lüftchen regt sich. Der Fußweg wird von karminrotem Zylinderputzer gesäumt. An der Rasenkante befinden sich die Düsen der Sprinkleranlage, die ihn bewässert. Wir parken in einer Besucherlücke vor den reflektierenden Fenstern des Erdgeschosses, die kugelförmig und bruchstark sind und auch einem Sprengstoffanschlag standhalten würden. Meine Gedanken kreisen um die Tatsache, dass Dawn Kincaid offenbar aus dem Butler State Hospital für psychisch kranke Straftäter geflohen ist.

Wenn das stimmt, wird es bald einen neuen Todesfall geben. Vielleicht sogar mehr als einen. Da bin ich sicher. Sie ist beängstigend gerissen und eine Sadistin und hat in ihrem kaputten, von Mordlust geprägten Leben bis jetzt stets ihren Willen durchgesetzt, ohne dass jemand sie hätte aufhalten können. Ich habe sie zwar ausgebremst, aber mehr nicht, und es ist reines Glück, dass es mich heute noch gibt. Als die Gischt der Sprinkler mein Gesicht trifft, erinnere ich mich daran, wie ich mit ihrem Blut bespritzt worden bin. Wieder habe ich den salzigen und metallischen Geschmack im Mund, auf den Zähnen und auf der Zunge. Einen blutigen Nebel im Gesicht und in den Haaren. Tara Grimm hat angedeutet, Kathleen Lawler könnte vorzeitig entlassen werden. Ich überlege, ob Dawn Kincaid vielleicht hierherwill.

»Hey? Du machst ein Gesicht, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

Mir wird klar, dass Marino mit mir redet.

»Tut mir leid«, antworte ich, während ich die Tür des Transporters aufschiebe.

»Erzählst du ihm von der DNA?«, wiederholt er.

»Nein, auf gar keinen Fall. Das ist nämlich nicht meine Aufgabe. Ich sehe mir die Fälle lieber unvoreingenommen an. Ich bin für alles offen.« Ich hole tropfnasse Wasserflaschen aus der Kühlbox. »Keine Ahnung, wann du das Eis reingetan hast«, stelle ich fest. »Jedenfalls könnten wir inzwischen wahrscheinlich Tee damit kochen.«

»Wenigstens ist es flüssig.« Er greift nach einer Flasche.

»Ich komme gleich nach. Ich muss vorher kurz telefonieren.« In der Hoffnung, dass Benton und Lucy noch nicht gestartet sind, stelle ich mich in den Schatten eines Baumes, wo es allerdings auch nicht kühler ist.

»Gut, dass du noch da bist«, sage ich erleichtert, als er sich meldet. »Das mit dem Wind ist wirklich dumm. Tut mir leid, dass ich euch gebeten habe, unter diesen Umständen nach Savannah zu kommen.«

»Der Wind ist meine geringste Sorge. Der führt nur zu einer Zeitverzögerung. Geht es dir gut?«

»Ich bin für dieses Wetter falsch angezogen.«

»Ich trinke gerade einen Kaffee, während Lucy den Sprit bezahlt. In New Jersey ist auch eine Bullenhitze.«

»Was ist passiert?«

»Ich habe noch keine offiziellen Informationen und hätte dich besser nicht ängstigen sollen, bevor feststeht, ob es wirklich ein Problem gibt. Allerdings wissen wir beide, dass ihr alles zuzutrauen ist. Sie hat es geschafft, den Wachleuten und dem medizinischen Personal im Butler Hospital weiszumachen, sie müsse ins Krankenhaus. In die Notaufnahme.«

»Warum?«

»Sie hat Asthma.«

»Wenn sie es vorher nicht hatte, dann jetzt bestimmt«, höhne ich.

»Jack litt daran, und man muss ihr der Fairness halber zugutehalten, dass Asthma erblich sein kann.«

»Simulantentum und noch mehr Spielchen.« Ich habe keine Lust, fair zu sein.

»Sie wurde gegen sieben Uhr heute Morgen mit dem Krankenwagen hingefahren. Eine meiner Kontaktpersonen im Butler Hospital, die mit dem Fall nichts zu tun hat und keine konkreten Informationen besitzt, hat davon gehört und mir vor etwa einer halben Stunde eine Nachricht hinterlassen. Ich bin wirklich froh, dass du fünfzehnhundert Kilometer weit weg bist. Aber sei vorsichtig. Mir ist nicht wohl bei der Sache. Ich traue dem Braten nicht.«

»Das ist verständlich, wenn man bedenkt, von wem die Rede ist.« Schweiß rinnt mir Brust und Rücken hinunter. Die dampfige Luft steht. »Aber sie wird doch bewacht, oder?«

»Das nehme ich an. Ich weiß jedoch nichts Genaues.«

»Du nimmst es an?«

»Kay, mir ist nur bekannt, dass man sie ins Massachusetts General Hospital gebracht hat, und zwar erst vor ein paar Stunden. Schließlich können wir nicht reinstürmen und sie verhören, während sie gerade wegen angeblicher gesundheitlicher Beschwerden untersucht wird. Sie hat Rechte.«

»Natürlich hat sie die. Mehr als Normalbürger wie wir.«

»Wenn man bedenkt, wie geschickt und manipulativ sie ist, muss man selbstverständlich von einem Trick ausgehen«, stellt Benton fest.

»Vermutlich ahnen die im Massachusetts General Hospital nicht, womit sie es zu tun haben.«

»Bestenfalls müssen wir annehmen, dass es sich um eine neue Finte ihrer Anwälte handelt, um Mitleid zu erregen oder anzudeuten, dass sie schlecht behandelt wird. Vielleicht wollen sie auch ihre schwachsinnige Behauptung untermauern, du hättest ihr psychisch und körperlich Schaden zugefügt. Asthma verschlimmert sich nämlich unter Stress.«

»Schaden, den *ich* ihr zugefügt habe?« Ich denke an Jaimes Worte von gestern Abend.

»Das sind die Anschuldigungen, die sie gegen dich erhebt.«

»Ich wusste gar nicht, dass du glaubst, sie hätte bei Gericht eine Chance.«

»Ich sage doch nur, dass sie es behauptet. Nicht, dass sie recht hat oder dass ich ihr das abkaufe. Du klingst wirklich aufgebracht.«

»Falls dir bekannt war, dass sie mich vor Gericht zerren will, hättest du mir das mitteilen können«, entgegne ich.

Ich zittere innerlich, als mir Marinos Vorwurf einfällt, mein eigener Mann wisse von den Ermittlungen gegen mich. Wie könne er unter einem Dach mit mir leben und mir so etwas verschweigen? Und warum habe er mich einfach in die Nacht hinausgehen lassen? So, als sei ich Benton gleichgültig. Als bedeute ich ihm nichts. Als liebe er mich nicht. *Marino ist eifersüchtig*, halte ich mir vor Augen.

»Wir reden weiter darüber, wenn ich da bin«, erwidert Benton. »Allerdings tappst du als Einzige im Dunkeln, falls du wirklich nicht geahnt hast, dass die Verteidigung die ganze Schuld auf dich schieben wird. Lucy geht schon zum Hubschrauber, ich muss los. Ich rufe bei der nächsten Zwischenlandung wieder an.«

Nachdem er hinzugefügt hat, dass er mich liebt, lege ich auf. Die Hitze steigt vom Asphalt auf wie eine flirrende Mauer. Die Sprinkler besprühen in bogenförmigen Bewegungen die Pflanzen mit Wasser. Ich steuere auf den Eingang des Laborgebäudes zu und betrete die Vorhalle. Sie ist mit bequemen blau gepolsterten Sesseln, einem beigen und rosafarbenen Teppich mit persischem Serapimuster, Zimmerpalmen und Drucken an den eierschalfarbenen Wänden ausgestattet. Die Bilder stellen Bäume in Aspen und Gärten dar. In einer Ecke sitzt allein eine ältere Frau und starrt stumpf aus dem Fenster dieses geschmackvoll eingerichteten Raums, in dem niemand sich gern aufhält. Ich wähle Jaime Bergers Nummer.

Zum Teufel mit öffentlichen Telefonen und dem Theater, wir hätten nie miteinander gesprochen. Mich

interessiert es einen feuchten Kehrlicht, wer uns belauschen könnte. Ich glaube ihr ohnehin kein Wort. Ihr Mobiltelefon läutet, dann springt die Mailbox an.

»Jaime, ich bin es, Kay«, hinterlasse ich ihr eine Nachricht. »Es hat im Norden eine neue Entwicklung gegeben, und ich werde den Verdacht nicht los, dass du davon weißt.« Ich bemerke, wie vorwurfsvoll ich klinge, so als sei der Vorfall ihre Schuld, was ja vielleicht sogar der Fall ist.

Dawn Kincaid führt etwas im Schilde, da sie von der DNA erfahren hat. Da bin ich ganz sicher. Jaime ist entweder naiv, oder sie verschließt die Augen vor der Wahrheit, wenn sie etwas anderes annimmt. Bei genauerer Betrachtung könnte noch eine ganze Reihe anderer Leute im Bilde sein, und zwar Personen, die die Möglichkeit haben, uns Schwierigkeiten zu machen. Jedenfalls glaube ich nicht, dass die Angelegenheit so geheim ist, wie Jaime vermutet. Sie hat da eine extrem gefährliche Sache in Gang gebracht.

»Ruf mich an, sobald du diese Nachricht abgehört hast«, fordere ich sie in einem Tonfall auf, der zeigt, dass ich es ernst meine. »Sollte ich nicht rangehen, versuch es in Colins Büro und bitte jemanden, mich ans Telefon zu holen.«

Colin Dengate hat rotes Haar, das allmählich ergraut. Er trägt es sehr kurz geschnitten. Der gestutzte Schnurrbart, der seine Oberlippe ziert, erinnert an einen rostigen Schmierer. Colin ist gedrungen, ohne ein überflüssiges Gramm Fett am Körper. Wie viele Rechtsmediziner hat er viel Sinn für Humor und kann zuweilen richtig albern sein.

Als der Chief Medical Examiner des Staates Georgia mich durch seine Büroräume führt, gehe ich an einem für den Mardi Gras verkleideten Skelett vorbei und unter Mobiles hindurch, an denen sich Knochen, Fledermäuse, Spinnen und Gespenster langsam im kühlen Luftzug der Klimaanlage drehen. Gruselmusik und Hexengekicher als Klingelton kündigen Colins Frau an, die den Fahrradschlüssel ihrer Tochter nicht finden kann, worauf er zum Bolzenschneider rät. Ein unheimlicher Dreiklang aus *Star Trek*, der auf unserem Weg einen Flur entlang ertönt, ist das Erkennungszeichen eines GBI-Ermittlers namens Sammy Chang, der Colin mitteilt, er räume gerade den Schauplatz eines tödlichen Verkehrsunfalls auf dem Harry Truman Parkway. Die Leiche werde soeben abtransportiert.

»Und wenn ich am Apparat bin?« Ich bin neugierig, welchen Klingelton Colin mir zugedacht hat.

»Sie rufen ja nie an«, erwidert er. »Aber lassen Sie mich nachdenken. Vielleicht ›Never Trust a Woman‹ von den Grateful Dead. Habe sie in meiner Jugend ein paarmal auf Tournee gehört. Die Musik heutzutage ist nicht mehr das, was sie einmal war. Wahrscheinlich gilt das auch für die Menschen.«

Ich habe Marino im Pausenraum zurückgelassen, wo er Kaffee trank und mit einer Toxikologin namens Suze flirtete, die einen geflügelten Totenschädel auf dem Bizeps eintätowiert hat. Colin möchte unter vier Augen mit mir sprechen. Bis jetzt war er trotz des Grundes meines Besuchs freundlich zu mir.

»Kann ich Ihnen einen Kaffee oder ein Vitaminwasser anbieten? « Wir treten in sein Eckbüro, das einen Blick auf die Anlieferungszone hinter dem Gebäude bietet. Gerade ist ein großer Transporter vorgefahren. »Bei diesem Wetter ist Kokoswasser am besten. Hebt den Natriumspiegel. Einige Mineralwässer enthalten Elektrolyte, was bei dieser Hitze auch nicht zu verachten ist. Womit kann ich Ihnen also etwas Gutes tun?«

Sein Georgia-Akzent ist nicht so gedehnt wie bei den meisten Einheimischen. Außerdem spricht er für diese Region ziemlich schnell und nachdrücklich. Ich trinke einen Schluck lauwarmes Wasser aus Marinos Kühlbox.

»Dass ich zuletzt in Florida oder Charleston solchem Wetter ausgesetzt war, ist schon eine Weile her«, erwidere ich. »Außerdem hat Marinos Transporter keine Klimaanlage.«

»Ich verstehe nicht, warum Sie sich so warm angezogen haben, außer Sie sind auf einen Hitzschlag aus.« Er mustert meine schwarze Kleidung. »Ich bleibe normalerweise beim OP-Anzug.« Er trägt auch jetzt einen, aus Baumwolle und pfefferminzfarben. »Die kühlen angenehm. Um diese Jahreszeit ist das einzig Schwarze an mir meine schlechte Laune.«

»Das ist eine lange Geschichte, für die Ihnen vermutlich die Zeit fehlt. Offen gestanden wäre ein kaltes Wasser nicht schlecht.«

»Eine seltsame Sache mit Klimaanlagen in Autos.« Er öffnet einen kleinen Kühltank hinter seinem Bürostuhl, holt zwei Wasserflaschen heraus und reicht mir eine. »Hier in dieser Gegend hat nicht jeder eine. Nehmen wir zum Beispiel meinen Land Rover. Der ist Baujahr 1983, und ich habe ihn seit unserem letzten Treffen grundüberholen lassen.« Er setzt sich hinter seinen vollgestapelten Schreibtisch, der in einem mit Souvenirs überladenen Büro steht. »Neuer Aluminiumboden, neue Sitze, neues Gestänge von Gear Gator, neue Windschutzscheibe. Habe außerdem die Dachumrandung entfernt und schwarz pulverbeschichtet. Also alles, was das Herz begehrt. Doch die Klimaanlage habe ich mir gespart. Wenn ich ohne fahre, fühle ich mich wie ein junger Bursche frisch von der Uni. Die Fenster sind weit offen, und man schwitzt.«



»Ich nehme an, die Leute reißen sich nicht darum, bei Ihnen mitzufahren.«

»Ein weiterer Vorzug.«

Ich rücke meinen Stuhl näher heran. Zwischen uns befindet sich ein großer Schreibtisch aus Ahornholz, auf dem sich Einmachgläser voller großkalibriger Geschosshülsen aus angelaufenem Messing, aufrecht stehend wie Raketen, drängen. Außerdem sind da noch ein Aschenbecher mit dem Emblem des Geheimdiensts, gefüllt mit Bleikugeln aus dem Bürgerkrieg, Uniformknöpfen der Konföderierten, winzigen Spielzeugsauriern, Raumschiffen und Tierknochen, die vermutlich mit Menschenknochen verwechselt wurden, sowie ein Modell der CSS *Hunley*, eines U-Boots, das während des Bürgerkriegs in der Bucht von Charleston sank und vor etwa zehn Jahren gehoben wurde. Ich wüsste nicht, wie ich anfangen sollte, all die exzentrischen Erinnerungsstücke zu katalogisieren und zu erklären, die jede freie Fläche bedecken, die Bücherregale verstopfen und, dicht an dicht, die Wände zieren. Allerdings bezweifle ich nicht, dass hinter jedem davon eine Geschichte und eine Bedeutung steckt. Außerdem habe ich den Verdacht, dass einige der Gegenstände Spielsachen aus den ersten Jahren seiner Kinder sind.

»Das da ist eine Belobigung der CIA.« Er beobachtet mich dabei, wie ich mich umschaue, und zeigt auf einen hübschen kleinen Schaukasten an der Wand links von mir, in dem sich eine goldene Medaille mit dem Siegel der Behörde befindet. Die dazugehörige reich verzierte Urkunde preist einen wichtigen Beitrag zu den Ermittlungen der CIA, nennt aber weder den Namen des Empfängers noch ein Datum.

»Das war vor etwa fünf Jahren«, erklärt er. »Es ging um einen Flugzeugabsturz in einem Sumpf ganz hier in der Nähe. Die Passagiere waren irgendwelche Agents, obwohl ich damals nichts davon ahnte, bis plötzlich die CIA und ein paar Ihrer Rechtsmediziner der Armed Forces auf der Matte standen. Es hatte mit dem Stützpunkt für Atom-U-Boote in Kings Bay zu tun. Mehr darf ich dazu nicht sagen. Und falls Sie darüber im Bilde sind, können Sie sicherlich auch nicht darüber sprechen. Jedenfalls war es ein großer Rummel. Natürlich streng geheim. Und irgendwann später wurde ich zu einer Verleihungszeremonie nach Langley zitiert. Ein schreckliches Rumgedruckse, wie Sie sich bestimmt vorstellen können. Hatte keine Ahnung, wer wer war, und es hat mir auch niemand verraten, wofür ich die Auszeichnung bekomme und was ich groß getan habe, um sie zu verdienen. Ich habe nur den Mund gehalten und darauf geachtet, dass ich niemandem im Weg stehe.«

Er mustert mich eindringlich aus haselnussbraunen Augen, während ich noch einen Schluck kaltes Wasser trinke.

»Ich kann mir keinen Grund denken, warum Sie sich mit dem Mordfall Jordan beschäftigen, Kay.« Endlich kommt er auf die Frage zu sprechen, weshalb ich ihm gerade gegenüber sitze. »Erst vorgestern habe ich einen Anruf von Ihrer Freundin Berger erhalten, die mir mitteilte, Sie würden herkommen und die Unterlagen noch einmal sichten. Nun, und mein erster Gedanke war« – er öffnet eine Schreibtischschublade –, »warum Sie sich nicht selbst bei mir gemeldet haben.« Er bietet mir Halsbonbon mit dem Extrakt der Amerikanischen Ulme an. »Haben Sie die schon mal probiert?«

Ich nehme eines, denn mein Mund und meine Kehle sind staubtrocken.

»Die beste Erfindung der Menschheitsgeschichte, wenn man einen Vortrag halten oder vor Gericht aussagen muss. Auch bei Sängern sehr beliebt. Daher kenne ich sie.« Er nimmt die Schachtel und steckt ein Bonbon in den Mund.

»Ich habe Sie deshalb nicht angerufen, Colin, weil ich erst gestern Abend von dem Termin mit Ihnen erfahren habe.« Das Halsbonbon hat eine leicht aufgeraute Oberfläche und schmeckt angenehm nach Ahornsirup.

Er verzieht das Gesicht, als hielte er meine Antwort für unglaublich, und lehnt sich zurück, dass sein Stuhl quietscht. Das Bonbon bildet eine kleine Beule in seiner Wange.

»Ich bin nach Savannah gekommen, weil ich zugesagt hatte, im Georgia Prison for Women eine Insassin namens Kathleen Lawler zu besuchen«, setze ich an und frage mich dabei, wo ich beginnen soll.

Er nickt bereits. »Das hat Berger mir erzählt«, antwortet er. »Sie sagte, Sie wollten sich mit einer

Gefangenen im GPFW treffen, umso mehr ein Grund, mich zu wundern, warum Sie mich nicht selbst angerufen haben, um ein Schwätzchen zu halten und vielleicht zusammen zum Mittagessen zu gehen.«

»Jaime hat mich Ihnen angekündigt?«, hake ich nach, während ich mich frage, was sie ihm und anderen sonst noch mitgeteilt und wie viel davon sie so zurechtgebogen hat, dass es ihr in den Kram passt. »Es tut mir leid, dass ich mich nicht gemeldet und ein Mittagessen vorgeschlagen habe. Aber ich dachte wirklich, ich würde sofort wieder abreisen.«

»Ständig haben wir sie am Telefon«, spricht er weiter über Jaime. »Inzwischen kennt das ganze Sekretariat ihren Namen.« Das Bonbon rutscht von einer Wange in die andere, als husche ein kleines Tier in seinem Mund herum. »Lecker, nicht wahr? Außerdem haben sie eine lindernde Wirkung. Ich habe so viele verschiedene Halsbonbons ausprobiert, dass ich sie gar nicht mehr zählen kann, aber vergeblich. Doch die hier sind gut und beruhigen die Schleimhäute. Außerdem sind sie salz- und glutenfrei. Keine Konservierungsmittel und, ganz wichtig, kein Menthol. Dass Menthol ein Allheilmittel für den Hals ist, ist nämlich ein weitverbreiteter Irrglaube. Es führt nämlich zu vorübergehenden Stimmbandaussetzern.« Er lutscht an dem Bonbon und blickt dabei zur Decke wie ein Sommelier, der einen komplexen Grand Cru verkostet. »Ich habe angefangen, in einem Barbershop-Quartett zu singen«, fügt er hinzu, als ob das alles erklären würde.

»Ich wollte also nur ganz kurz und aus einem anderen Grund in Savannah bleiben und wurde gestern Abend davon in Kenntnis gesetzt, dass für mich ein Termin mit Ihnen vereinbart wurde. Offenbar sind Sie nicht so kooperativ, wie Berger es sich wünschen würde«, sage ich. »Ich habe ihr erklärt, dass Sie zwar ein bisschen dickköpfig, doch kein Redneck sind.«

»Nun, ich bin aber einer«, entgegnet er. »Allerdings verstehe ich allmählich, warum Sie sich nicht selbst bei mir gemeldet haben, und fühle mich jetzt ein bisschen besser, denn ich war zunächst ein wenig befremdet. Vielleicht war das dumm von mir. Das war eben meine erste Reaktion, als ich aus heiterem Himmel von ihr und nicht etwa von Ihnen gehört habe. Meine persönlichen Gefühle mal beiseite. Ich begreife nämlich besser, als Sie ahnen, was da gespielt wird. Jaime Berger neigt ein wenig zur Theatralik, und es passt ihr eben ins Konzept, dass ich ein konservativer und bigotter Südstaatler bin, der gegen sie mauert, weil er Lola Daggette die Giftspritze wünscht. So frei nach dem Motto: *Bringt sie alle um und überlasst das Aussortieren dem lieben Gott*. So denken doch alle südlich der Mason- Dixon-Linie. Und westlich davon.«

»Jaime behauptet, Sie seien nicht rausgekommen, um sie zu begrüßen, als sie hier war, und hätten sie ignoriert.«

»Natürlich habe ich sie nicht begrüßt, verdammt. Ich habe gerade mit einer bedauernswerten Frau telefoniert, die mir nicht glauben wollte, dass ihr Mann Selbstmord begangen hat.« Er betrachtet mich argwöhnisch. Seine Stimme wird lauter und klingt empört. »Dass sich nicht versehentlich ein Schuss gelöst hat, als er draußen war, Bier trank und nach seinen Krabbentöpfen sah. Und dass er sie, bevor er an jenem Abend raus ist, umarmt hat, außergewöhnlich guter Stimmung schien und ihr sagte, dass er sie liebe, bedeute nicht, dass er sich nicht mit Selbstmordgedanken trug. Außerdem habe mein Befund im Autopsiebericht und im Totenschein leider zur Folge, dass die Lebensversicherung nicht zahlen würde. Also war ich voll und ganz damit beschäftigt, jemandem eine richtige Hiobsbotschaft zu überbringen, als Berger, aufgetakelt wie an der Wall Street, hier hereingerauscht kam. Und dann blieb sie einfach in der Tür stehen, während die Frau am Telefon Rotz und Wasser geheult hat. Da kann ich doch nicht einfach auflegen, verdammt, um einer aufdringlichen Anwältin aus New York einen Kaffee anzubieten.«

»Ich sehe, Ihre Einstellung ihr gegenüber ist ganz sachlich«, merke ich trocken an.

»Ich habe hier den Fall Jordan für Sie, einschließlich Tatortfotos, die Sie sicher hilfreich finden werden. Schauen Sie sich alles an und bilden Sie sich selbst eine Meinung. Anschließend bespreche ich gern alles mit Ihnen.«

»Jaime Berger meint, Sie seien überzeugt, dass Lola Daggette die Morde begangen hat. Und zwar

allein. Wenn ich mich an Ihren Vortrag bei der Tagung in Los Angeles erinnere, waren Sie sich Ihrer Sache ziemlich sicher.«

»Ich stehe auf der Seite der Wahrheit, Kay. Genau wie Sie.«

»Ich finde es offen gestanden seltsam, dass die DNA, die angeblich von Blut und Hautfetzen unter Brenda Jordans Fingernägeln stammt, nicht mit der von Lola Daggette übereinstimmt. Und auch nicht mit der eines anderen Familienmitglieds. In anderen Worten ein DNA-Profil unbekannter Herkunft.«

»Wobei *angeblich* das Schlüsselwort ist.«

»Möglicherweise werde ich aus dem DNA-Befund schlussfolgern, dass mehr als ein Täter in Frage kommt«, ergänze ich.

»Ich interpretiere keine Laborergebnisse oder entscheide, was aus ihnen zu schließen ist.«

»Mich interessiert nur Ihre Meinung dazu, Colin.«

»Brenda Jordans Hände waren voller Blut«, erwidert er. »Ja, ich habe, als ich bei der Autopsie einen Abstrich unter ihren Fingernägeln genommen habe, ein unbekanntes DNA-Profil entdeckt, wusste aber nicht, wie ich es einschätzen sollte. Es hätte auch aus einer völlig unabhängigen Quelle stammen können. Sie hatte auch ihr eigenes Blut unter den Nägeln. Und die DNA ihres Bruders.«

»Ihres Bruders?«

»Er schlief im Bett neben ihr. Wahrscheinlich wurde sein Blut während des Angriffs auf Brendas Körper und ihre Hände übertragen, denn vermutlich ist Josh zuerst ermordet worden. Aber vielleicht hat die Täterin ja auch erst auf Brenda eingestochen, sie für tot gehalten und sich dann über den Bruder hergemacht. Doch Brenda war nicht tot und versuchte zu fliehen. Ich habe keine Ahnung, wie genau es sich abgespielt hat, und werde es wahrscheinlich auch nie erfahren. Wie bereits gesagt, interpretiere ich keine Laborergebnisse.«

»Ich fühle mich verpflichtet, Sie darauf hinzuweisen, dass das Vorhandensein unbekannter DNA am Tatort die Polizei zu der Frage hätte bewegen müssen, ob mehr als ein Täter beteiligt gewesen sein könnte.«

»Der Tatort war nicht sehr gut abgesichert worden. So konnten viele Unbefugte ins Haus gelangen.«

»Und diese Personen haben die Leichen angefasst?«

»Nun, Gott sei Dank nicht. Die Polizisten hier sind klug genug, niemanden an meine Leichen heranzulassen, sonst ziehe ich ihnen die Hammelbeine lang. Der Punkt ist, dass damals einfach niemand von der Möglichkeit ausging, dass es außer Lola Daggette noch einen Schuldigen geben könnte.«

»Warum?«

»Sie lebte in einem Übergangswohnheim, um ihre Aggressionsprobleme und ihre Drogenabhängigkeit in den Griff zu bekommen. Wenige Stunden nach dem Mord wurde sie dabei ertappt, wie sie Kleider wusch, an denen das Blut der Jordans klebte. Außerdem war sie eine Einheimische. Wenn ich mich recht entsinne, hieß es damals, sie könnte aus der Zeitung oder den Nachrichten über Dr. Jordan erfahren haben, dass er sehr wohlhabend und ein erfolgreicher Arzt aus einer alteingesessenen Familie war, die mit Baumwolle ein Vermögen gemacht hatte. Zu seiner Villa war es von dem Wohnheim aus, wo sie zum Zeitpunkt der Morde seit über einem Monat lebte, zu Fuß nur ein Katzensprung. Also hatte sie ausreichend Gelegenheit, das Haus auszuspionieren und dahinterzukommen, dass die Familie häufig die Alarmanlage nicht einschaltete.«

»Wegen der vielen Fehlalarme.«

»Kinder«, antwortet er. »Die große Schwäche von Alarmanlagen ist, dass Kinder sie ständig versehentlich auslösen.«

»Was allerdings nichts weiter als eine Annahme ist«, betone ich. »Genauso wie die Vermutung, dass Einbruchsdiebstahl nicht das Motiv war.«

»Es gibt jedenfalls keine Hinweise darauf. Aber wer weiß? Die ganze Familie war tot. Wer also hätte feststellen sollen, ob etwas fehlt?«

»Wurde das Haus denn durchwühlt?«

»Nein. Aber noch einmal: Wer kann sagen, ob etwas durchsucht oder verändert wurde, wenn alle tot sind?«

»Also hat der DNA-Befund Sie damals nicht beschäftigt. Ich möchte ja nicht ständig darauf herumhacken, doch mich stört etwas daran.«

»Hacken Sie nur, so viel Sie wollen. Ich mache bloß meine Arbeit und verfolge keine persönlichen Interessen«, erwidert er. »Die DNA war verunreinigt. Wie Ihnen sicher bekannt ist, ist es nicht immer leicht, einen Befund einer bestimmten Probe zuzuordnen. Stammte die fremde DNA von dem Blut und den Hautzellen oder aus einer ganz anderen Quelle, und wann war sie dorthin geraten? Vielleicht stand diese Quelle ja gar nicht im Zusammenhang mit diesem Fall. Ein kürzlicher Besucher. Jemand, mit dem Brenda im Laufe des Tages Körperkontakt hatte. Sie kennen ja das alte Sprichwort. Einen Fall kann man nicht in der Tasche eines Laborkittels aufklären. DNA bringt einen nicht weiter, so lange man keine Ahnung hat, wie und wann sie dorthin gekommen ist. Ich vertrete sogar die Theorie, dass die Tests mit zunehmender Empfindlichkeit immer weniger aussagekräftig werden. Dass jemand in einem Raum geatmet hat, macht ihn noch lange nicht zum Mörder. Bremsen Sie mich. Schließlich sind Sie nicht hier, um sich meine philosophischen Theorien anzuhören.«

»Und keines der am Tatort oder an den Leichen sichergestellten DNA-Profile stimmt mit dem von Lola Daggette überein.«

»Richtig. Doch es ist nicht meine Aufgabe, über Schuld und Unschuld zu entscheiden, ja mich überhaupt für diese Frage zu interessieren. Ich berichte nur über meine Befunde, der Rest ist Aufgabe des Richters und der Geschworenen«, entgegnet er. »Warum werfen Sie nicht einen Blick auf die Unterlagen, die ich für Sie vorbereitet habe, und anschließend plaudern wir ein wenig.«

»Soweit ich informiert bin, hat Jaime mit Ihnen auch über Barrie Lou Rivers gesprochen. Ob ich mir diesen Fall vielleicht auch anschauen dürfte, wenn ich schon einmal hier bin?«

»Jaime Berger hat Kopien davon. Sie hat vor mindestens zwei Monaten Akteneinsicht beantragt.«

»Wenn es nicht zu viel Mühe macht, sind mir die Originale lieber.«

»Die sind aber nicht auf Papier, weil sie jüngeren Datums sind. Sie wissen ja, dass das Georgia Bureau of Investigations auf papierlosen Betrieb umgestellt hat. Ich kann sie entweder ausdrucken lassen, oder Sie sehen sie sich auf dem Computer an.«

»Computer ist in Ordnung. Was am wenigsten Aufwand verursacht.«

»Eine seltsame Sache, das muss ich zugeben«, stellt er fest. »Aber verlangen Sie nicht von mir, dass ich mich auf das Thema grausame und unangemessene Bestrafung einlasse. Mir ist klar, dass Berger auch in diesem Fall darauf hinauswill. Eine hübsche Theorie, die sie sich da zurechtgelegt hat. *Hübsch*, was rede ich da? Sie will schockieren und Ängste wecken. Es ist, als ob sie schon für die Pressekonferenz übt und eine Brandrede probt, in der sie dem Staat Georgia vorwirft, Verurteilte zu Tode zu foltern.«

»Es ist ungewöhnlich, dass jemand beim Warten auf seine Hinrichtung in der Zelle stirbt«, halte ich ihm vor Augen. »Insbesondere deshalb, weil eine Todeskandidatin eigentlich ununterbrochen überwacht werden sollte.«

»Wir wollen offen sein, Kay, wahrscheinlich stand sie nicht unter pausenloser Beobachtung«, erwidert er. »Ich vermute, dass ihr nach dem Essen übel wurde. Offenbar wurde ihr Unwohlsein als Magenverstimmung fehlgedeutet, obwohl es sich um die klassischen Symptome eines Herzinfarkts handelte. Und als die Wachen schließlich besorgt genug waren, um ärztliche Hilfe anzufordern, war es bereits zu spät.«

»Und all das geschah unmittelbar bevor sie in den Hinrichtungsraum gebracht und vorbereitet werden sollte«, entgegne ich. »Ich nehme an, es geht in Ordnung, wenn Marino auch in die Akten schaut.«

»Er arbeitet mit Ihnen zusammen, und ich vertraue ihm. Also kein Problem. Eine Assistentin von mir wird Ihnen die ganze Zeit über Gesellschaft leisten.«

Colin muss einen Zeugen zu mir ins Zimmer setzen, nicht nur, um sich selbst abzusichern, sondern auch mich. Schließlich könnte er unter Eid beschwören müssen, dass ich keine Dokumente in die Akte eingeschmuggelt oder entfernt habe.

»Ich interessiere mich auch für Kleidungsstücke, die Ihnen oder dem GBI vielleicht noch vorliegen«, füge ich hinzu, als er mit mir den Flur entlang und vorbei an den Büros anderer Forensiker, den Labors für Anthropologie und Histologie, dem Pausenraum, den Toiletten und bis zum Konferenzraum geht, der sich auf der rechten Seite befindet.

»Die Sachen, die Lola Daggette im Badezimmer des Übergangswohnheims gewaschen hat? Oder die Kleider, die die Opfer bei ihrer Ermordung trugen?«

»Beides«, antworte ich.

»Nur die, die beim Prozess als Beweismittel präsentiert wurden?«

»Alles.«

»Wenn Sie möchten, kann ich Sie sicher auch zum Haus begleiten.«

»Ich habe es mir bereits von außen angesehen.«

»Möglicherweise kann ich auch eine Begehung arrangieren. Ich weiß nicht, wer jetzt dort wohnt. Die Leute werden sicher nicht begeistert sein.«

»Das ist im Moment nicht nötig. Ich gebe Ihnen Bescheid, nachdem ich die Unterlagen gesichtet habe.«

»Falls Sie sich die originalen Objektträger anschauen wollen, kann ich Ihnen auch ein Mikroskop besorgen. Mandy wird sich darum kümmern. Mandy O'Toole, die Ihnen Gesellschaft leisten wird. Wir können auch neue Proben nehmen und eine zweite Serie von Objektträgern anfertigen, denn ich habe die Gewebeteile natürlich noch. Allerdings würden wir in diesem Fall neue Beweisstücke schaffen. Jedenfalls möchte ich, dass alle Ihre Fragen beantwortet werden.«

»Am besten mache ich mir zuerst ein Bild.«

»Die Kleidungsstücke werden an verschiedenen Orten aufbewahrt. Doch der Großteil liegt in unseren Labors. Ich gebe die Dinge nur ungern aus der Hand.

»Das kann ich mir denken.«

»Sie beide kennen sich vermutlich noch nicht«, sagt er. In der Tür des Konferenzraums steht eine Frau in blauem OP-Anzug und weißem Kittel.

Mandy O'Toole macht einen Schritt auf mich zu und schüttelt mir die Hand. Ich schätze sie auf Anfang vierzig. Sie ist groß und langbeinig und trägt ihr langes schwarzes Haar zurückgebunden. Ihre Attraktivität ist nicht alltäglich, denn ihre Gesichtszüge sind asymmetrisch und ihre Augen kobaltblau, was sie gleichzeitig verstörend und anziehend wirken lässt. Colin salutiert mit dem Zeigefinger und lässt mich mit ihr in einem verhältnismäßig kleinen Raum mit einem Tisch aus Kirschholz und acht schwarzen Lederstühlen mit gesteppten Sitzflächen zurück. Fenster mit ungewöhnlich dicken Scheiben in stabilen Aluminiumrahmen blicken auf den von einem hohen Maschendrahtzaun umgebenen Parkplatz hinaus. Dahinter erstreckt sich ein dunkelgrüner Nadelwald endlos bis in den fahlen Himmel hinein.

»Ist Jaime Berger nicht dabei?« Mandy O'Toole setzt sich ans Ende des Tisches, wo sich eine Flasche Vitaminwasser und ein BlackBerry mit Ohrhörer befinden.

»Ich glaube, sie kommt später noch«, antworte ich.

»Tja, bei der fehlt der Knopf zum Ausschalten, was in ihrem Job vermutlich ein Vorteil ist. Schließlich ist jeder ein möglicher Gegner.« Colins Assistentin spricht über Jaime, als ob ich sie darum gebeten hätte.

»Als sie vor ein paar Wochen hier war, bin ich ihr auf der Toilette begegnet. Ich wasche mir gerade die Hände, da fängt sie an, über Barrie Lou Rivers' Adrenalinpiegel zu reden. Ob mir histologisch etwas aufgefallen sei, das auf einen Adrenalinstoß, also auf Stress und Panik, hinweisen würde, als sei sie in der Nacht ihrer Hinrichtung misshandelt worden. Und ich sagte, an einem histologischen Befund könne man so etwas nicht erkennen, weil man Adrenalin unter dem Mikroskop nicht sieht. Dazu müsste man eine gesonderte biochemische Untersuchung durchführen.«

»Die, wie ich Colin kenne, sicher angeordnet wurde«, merke ich an.

»Genau, da ist er immer sehr gründlich. Er übergeht nichts. Blut, Rückenmarksflüssigkeit. Wahrscheinlich war es dieses Laborergebnis, auf das Ms. Berger gestoßen sein könnte. Barrie Lou Rivers hatte einen leicht erhöhten Adrenalinpiegel. Doch die Leute neigen dazu, voreilige Schlussfolgerungen aus so etwas zu ziehen, meinen Sie nicht?«

»Die Leute interpretieren gern alles Mögliche in einen Befund hinein, der nicht unbedingt das Ergebnis liefert, das sie gern hätten«, erwidere ich.

»Nun, bei einem Herzinfarkt oder einem Erstickenanfall gerät der Betroffene ganz sicher in Panik und schüttet vor dem Tod vermehrt Adrenalin aus«, entgegnet sie und blickt mich aus blauen Augen unverwandt an. »Wenn ich am Ersticken wäre, würde ich ganz bestimmt jede Menge Adrenalin ausstoßen. Nichts versetzt einen Menschen mehr in Todesangst, als wenn er keine Luft mehr kriegt. Eine entsetzliche Vorstellung.«

»Stimmt.«

Wieder frage ich mich, was Jaime Berger wohl über mich erzählt haben mag. Sie hat Colin mitgeteilt, dass ich gestern Kathleen Lawler im GPFW besucht habe. Was noch? Warum mustert Mandy O'Toole mich so forschend?

»Ich habe mir oft Ihre Sendung bei CNN angesehen«, verkündet sie, eine Erklärung für den Grund ihres Interesses. »Schade, dass Sie aufgehört haben, denn ich fand sie wirklich gut. Endlich mal jemand, der sachlich mit dem Thema Forensik umging, ganz im Gegenteil zu vielen anderen Sendungen mit ihrer billigen Sensationsmache. Es war sicher toll, eine eigene Sendung zu haben. Falls Sie jemals wieder einsteigen und jemanden brauchen, der über Histologie spricht ...«

»Das ist sehr nett von Ihnen, doch inzwischen eignet sich mein Tätigkeitsfeld nicht mehr unbedingt für eine Fernsehsendung.«

»Tja, ich würde sofort ja sagen, wenn mich jemand darum bitten würde. Doch den Umgang mit Gewebeproben mag sich niemand im Fernsehen anschauen.«

»Wie lange arbeiten Sie schon bei Colin?«

»Seit 2003, demselben Jahr, in dem man beim GBI auf papierlosen Betrieb umgestellt hat. Also haben Sie im Fall Jordan, wie man es nimmt, Glück oder Pech. Inzwischen läuft alles per Computer, doch damals, Januar 2002, war das noch nicht so. Keine Ahnung, wie es bei Ihnen ist, aber ich ziehe Papier vor. Immer wieder beschließt jemand, das eine oder andere nicht einzuscannen. Nur Colin ist da eine Ausnahme. Er ist furchtbar penibel. Und wenn es eine Serviette ist, die versehentlich zwischen den Papieren landet, kommt sie in die Akte. Sein Motto lautet, dass der Teufel im Detail steckt.«

»Und er hat recht«, erwidere ich.

»Ich hätte Ermittlerin werden sollen. Ständig liege ich ihm in den Ohren, er soll mich in einen Lehrgang für Todesfallermittler schicken wie die am OCME in New York, wo Sie gewesen sind. Aber das kostet Geld. Und Geld haben wir nicht.« Sie nimmt BlackBerry und Ohrhörer vom Tisch. »Ich lasse Sie jetzt arbeiten. Geben Sie mir Bescheid, falls Sie etwas brauchen.«

Ich greife nach der obersten der vier aufeinandergestapelten Fallakten, die am der Tür zugewandten Ende des Tisches liegen. Ein kurzer Blick bestätigt mir, was ich erhofft, aber ganz sicher nicht erwartet habe. Colin bringt mir mehr als kollegialen Respekt und professionelle Hilfsbereitschaft entgegen, denn dem Gesetz nach müsste er mir lediglich die Unterlagen überlassen, die er selbst erstellt hat, wie zum Beispiel den vorläufigen Befund zu Beginn der Ermittlungen, den abschließenden Autopsiebericht, Autopsiefotos und die Ergebnisse der angeforderten Laboruntersuchungen.

»Suze hat die toxikologische Untersuchung bei Barrie Lou Rivers durchgeführt.« Marinos dröhnende Stimme eilt ihm voraus, als er den Konferenzraum betritt. Sein Blick bleibt an Mandy O'Toole hängen, die am anderen Ende des Tisches sitzt. »Wusste gar nicht, dass sonst noch jemand da ist«, fügt er hinzu. Ich merke ihm immer an, wenn ihm gefällt, was er sieht.

Sie nimmt die Ohrhörer ab. »Hallo, ich bin Mandy«, begrüßt sie ihn.

»Ja? Was ist denn Ihr Job hier?«

»Ich bin Assistentin in der Rechtsmedizin.«

»Ich heiße Marino.« Er lässt sich neben mir auf einem Stuhl nieder. »Sie können mich Pete nennen. Ich bin Ermittler. Wahrscheinlich sind Sie unsere Aufpasserin.«

»Kümmern Sie sich nicht um mich. Ich höre Musik und lese meine Mails.« Sie setzt die Ohrhörer wieder ein. »Sie können reden, was Sie wollen. Ich bin nur die Tapete an der Wand.«

»Mit Tapeten kenne ich mich aus«, entgegnet Marino. »Wenn Sie wüssten, wie viele Prozesse platzen, weil die Tapete zu mitteilssam war.«

Ich höre nur mit halbem Ohr hin, während ich mir einen Überblick über das Material verschaffe, das Colin Dengate mir zur Verfügung gestellt hat. Ich bin so froh und erleichtert, dass ich am liebsten losgehen möchte, um mich bei ihm zu bedanken. Es könnte auch meine Reaktion darauf sein, dass Jaime Berger mich getäuscht hat und so übel mit mir umgesprungen ist. Ganz gleich, ob Colin Lola Daggette nun für schuldig hält oder nicht, versucht er nicht, anderen seine Vorstellungen von Gerechtigkeit aufzuzwingen.

»Ich bekomme sowieso alles mit, was hier läuft.« Mandy hat die Ohrhörer wieder abgenommen.

»Wirklich?« Marino flirtet schamlos. »Was wissen Sie denn über Barrie Lou Rivers? Kursieren da irgendwelche Gerüchte? Hatten Sie mit dem Fall zu tun?«

»Ich habe die histologischen Untersuchungen erledigt und war immer wieder im Autopsiesaal, um Gewebeproben zu holen, während Colin sie obduziert hat.«

»Dann müssen Sie ja nach Feierabend noch mal hergekommen sein«, merkt Marino an, als wolle er Mandy O'Toole verhören. »Aber Sie wurden nicht als offizielle Zeugin aufgeführt. Nur ein Aufseher namens Macon und ein paar andere Leute. An Ihren Namen kann ich mich nicht erinnern.«

»Das liegt daran, dass ich keine offizielle Zeugin war.«

Als ich meinen Stuhl zurechtrücke, fällt mein Blick auf hohe, magere Nadelbäume und die Bussarde, die wie schwarze Drachen hoch darüber kreisen. Ich komme zu dem Schluss, dass man einwenden könnte, der Fall Jordan sei abgeschlossen, und alle richterlichen Entscheidungen seien hiermit bindend. Das könnte erklären, warum der Staatsanwalt mir ganz bewusst keine Steine in den Weg legt. Nach dem Ende der Ermittlungen sind die Unterlagen einsehbar, und als ich den Gedankengang weiterverfolge, schießt mir durch den Kopf, dass Tucker Ridley, der oberste Staatsanwalt von Chatham County, offenbar kein Interesse mehr am Fall Lola Daggette hat. Obwohl Jaime eine neuerliche Untersuchung der Beweisstücke veranlasst hat, hat Tucker Ridley einen Schlusstrich unter die Sache gezogen, nachdem Lola Daggette sämtliche Berufungsinstanzen durchlaufen hatte und der Gouverneur sich weigerte, das Urteil in eine lebenslange Haftstrafe umzuwandeln.

»Ist er immer so schwierig?«, fragt Mandy, und mir wird klar, dass sie Marino meint.

»Nur, wenn er einen mag«, antworte ich, während ich über das Thema öffentliche Wahrnehmung nachdenke. Nur aus reinem Mutwillen wird sich der Staatsanwalt einem Menschen mit meinem Rang und Ruf sicher nicht in den Weg stellen. Also hat er den Kolonialwarenladen geöffnet und mich aufgefordert, mich zu bedienen. Warum? Weil es keine Rolle mehr spielt. Was Tucker Ridley betrifft, hat Lola Daggette an Halloween eine Verabredung mit dem Tod. Und er hat keinen Grund zu der Annahme, dass sie ihn versetzen wird. Oder trifft vielleicht das Gegenteil zu?

Die neuen DNA-Befunde könnten durchgesickert sein. In diesem Fall wäre es gleichgültig, welche Unterlagen ich zu Gesicht bekomme, weil Lolas Urteil ohnehin bald aufgehoben wird. Möglicherweise ist meine zweite Befürchtung ja auch begründet. Dawn Kincaid weiß, dass man sie in Georgia wegen weiterer Morde vor Gericht stellen wird und dass sie hier, anders als in Massachusetts, die Todesstrafe riskiert. Also schmiedet sie Pläne, zum Beispiel für die Flucht aus einem Bostoner Krankenhaus, wo ganz sicher eine niedrigere Sicherheitsstufe herrscht als in einer forensischen Einrichtung wie dem Butler Hospital.

»Er versuche nur herauszufinden, wer dabei war, als ihre Leiche eingeliefert wurde«, setzt Marino Mandy O'Toole weiter zu. »Denn etwas stört mich an dem Fall. Irgendetwas ist da faul. Und dass eine Histologin um neun Uhr abends noch arbeitet, ist auch ein wenig ungewöhnlich.«

»An dem Abend, als Barrie Lou Rivers starb, war ich noch lange im Büro, weil der Abgabetermin für einen Zeitschriftenartikel über verschiedene Typen von Haftmitteln anstand. Als Colin den Anruf vom Gefängnis bekam, war ich noch hier. Gleich am Ende des Flurs«, erwidert sie. »Ich habe ihm angeboten zu bleiben, seinen Tisch vorzubereiten und ihm zur Hand zu gehen. Aber ich war keine Zeugin.«

»Was ist mit Gerüchten?«, beharrt Marino. »Darüber, was ihr angeblich zugestoßen ist?«

»Ursprünglich dachte man, Barrie Lou Rivers wäre an ihrer Henkersmahlzeit erstickt. Doch darauf gab es keine Hinweise. In letzter Zeit habe ich nichts Neues gehört. Niemand hat mehr über den Fall geredet, bis Jaime Berger ihn wieder aufgegriffen hat. Ich würde Ihnen ja gern Wasser oder Kaffee anbieten, aber ich darf den Raum nicht verlassen. Wenn Sie etwas möchten, geben Sie mir nur Bescheid, dann rufe ich an.« Das sagt sie, an mich gewandt. »Wenn Sie etwas möchten« – sie lächelt Marino zu und setzt die Ohrhörer wieder ein –, »können Sie es sich selber holen.«

»Suze hat mir etwas Interessantes über Barrie Lou Rivers' Kohlenmonoxidwert erzählt«, teilt Marino mir mit, während er immer wieder zu Mandy hinüberschaut. »Er betrug etwa acht Prozent. Normal seien höchstens sechs.«

»Ist das wirklich so interessant?«, entgegne ich und überfliege dabei das Protokoll einer Anhörung vor dem Begnadigungsausschuss, bei der Colin Dengate und GBI-Ermittler Billy Long ausgesagt haben. »Dazu muss ich mir ihre Akte ansehen. Bei einer Raucherin wäre das nicht weiter ungewöhnlich.«

»Man darf im Gefängnis nicht mehr rauchen. In keinem, das ich kenne. Es ist schon seit Jahren verboten.«

»Ja, genau wie Drogen, Alkohol, Bargeld, Mobiltelefone und Waffen«, erwidere ich und werfe einen Blick in die Schilderung der Vorgänge in den frühen Morgenstunden des 6. Januar 2002. »Sie hätte vom Wachpersonal eine Zigarette bekommen können. Gegen Vorschriften kann man verstoßen, wenn man die Macht dazu hat.«

»Rauchen könnte eine Erklärung für den Kohlenmonoxidwert sein. Aber weshalb hätte ihr jemand eine Zigarette geben sollen?«

»Wir wissen nicht, ob es so war. Doch es ist eine Tatsache, dass das in Zigaretten enthaltene Kohlenmonoxid und Nikotin das Herz belasten, ein Faktor, der durch eine Herzkrankheit und verengte Arterien noch verstärkt wird. Deshalb predige ich dir ja auch immer wieder, dass du nicht rauchen sollst.« Wenn ich mit einer Seite fertig bin, schiebe ich sie zu Marino hinüber. »Ihr Herz hat wegen des psychischen Drucks ohnehin schon heftiger geschlagen als sonst. Zigarettenrauch hätte diesen Effekt noch



gesteigert.«

»Also hatte sie vielleicht deshalb einen Herzinfarkt«, beharrt er.

»Eine oder mehrere Zigaretten hätten etwas dazu beitragen können, vorausgesetzt, jemand hat ihr welche gegeben, während sie auf ihre Hinrichtung wartete«, merke ich an. Dabei lese ich einen Bericht über das Liberty Halfway House, ein offenes, gemeinnütziges Übergangswohnheim mit Therapieangeboten für Mädchen in der East Liberty Street, nur wenige Häuserblocks vom Friedhof Colonial Park Cemetery entfernt. Also einen Katzensprung vom Haus der Jordans. Zu Fuß braucht man schätzungsweise eine Viertelstunde.

Am Morgen des 6. Januar, etwa gegen Viertel vor sieben, machte eine ehrenamtliche medizinische Mitarbeiterin ihre Runde durch den Wohnbereich, um Urinproben für einen unangemeldeten Drogentest einzusammeln. Als die Frau an Lola Daggettes Tür klopfte, reagierte niemand. Die Mitarbeiterin trat ein und hörte Wasser rauschen. Die Badezimmertür war geschlossen. Die Mitarbeiterin klopfte wieder und rief Lolas Namen, allerdings ohne Ergebnis. Da sie sich Sorgen machte, ging sie hinein.

Sie entdeckte Lola nackt auf dem Boden der Duschkabine. Das heiße Wasser lief. Die Mitarbeiterin sagte aus, Lola sei verängstigt und aufgebracht gewesen und habe versucht, mit Shampoo Kleidungsstücke auszuwaschen, die stark mit Blut verschmiert gewesen seien. Auf die Frage der Mitarbeiterin, ob sie sich verletzt habe, antwortete Lola mit nein und verlangte, allein gelassen zu werden. Sie behauptete, ihre Wäsche zu waschen, weil sie keinen Zugang zu einer Waschmaschine habe. Die Mitarbeiterin solle »den Scheißbecher aufs Waschbecken stellen, ich pisse gleich rein«.

Daraufhin schaltete die Mitarbeiterin laut Protokoll das heiße Wasser ab und wies Lola an, aus der Dusche zu kommen. Auf dem Fliesenboden lagen »eine braune Cordhose, Damengröße 38, ein blauer Rollkragenpulli, Damengröße 38, und eine dunkelrote Windjacke, Größe M, mit dem Emblem der Atlanta Braves. Alle Kleidungsstücke waren voller Blut, und das Wasser auf dem Boden der Dusche war von all dem Blut dunkelrosa«, sagte die Mitarbeiterin aus. Als sie Lola fragte, wessen Sachen das seien, erwiderte sie, das habe sie »bei der Einweisung« vor ein paar Wochen getragen, ehe man ihr eine Uniform gegeben habe. »Das hatte ich auf der Straße an, und seitdem war es in meinem Schrank«, erklärte Lola der Mitarbeiterin.

Auf die Frage, wie das Blut an ihre Kleidung geraten sei, antwortete Lola zunächst, sie wisse es nicht. Dann behauptete sie: »Ich habe meine Tage«, und gab vor, dass ihr im Schlaf ein Missgeschick geschehen sei, berichtete die Mitarbeiterin. »Ich hatte den starken Eindruck, dass sie einfach ins Blaue hinein fabulierte. Doch dafür war Lola im Wohnheim bekannt. Sie sagte stets, was das Gegenüber hören wollte, um sich Schwierigkeiten zu ersparen. Lola ist zu allem bereit, um Aufmerksamkeit zu erregen, Strafen aus dem Weg zu gehen oder sich Vorteile zu verschaffen. Die Wahrnehmung anderer oder mögliche Konsequenzen scheinen sie nicht zu kümmern.

Leider ist sie jemand, der ständig falschen Alarm schlägt, und dass das Blut nicht von ihrer Periode stammte, hätte offensichtlicher nicht sein können«, sagte die Mitarbeiterin bei der Anhörung unter Eid aus. »Wie soll Menstruationsblut an die Oberschenkelpartie, die Knie und die Säume einer Hose und auf die Oberseite und Ärmel eines Pullis und einer Jacke kommen? Der Großteil war noch nicht abgewaschen worden, weil es so viel war. Mein erster Gedanke war, dass da jemand einen Blutsturz gehabt haben musste, natürlich vorausgesetzt, dass es sich um Menschenblut handelte.

Ich habe auch nicht verstanden, warum Lola in Straßenkleidung geschlafen hat, die unsere Zöglinge ohnehin im Haus nicht tragen dürfen«, beendete die Mitarbeiterin ihre Aussage, die dazu betragen würde, Lola das Genick zu brechen. »Die Bewohnerinnen haben die Sachen bei ihrer Ankunft und bei ihrer Entlassung an, und dass Lola voll angezogen zu Bett gegangen sein will, ergibt einfach keinen Sinn. Alles klang für mich unlogisch, und als ich ihr das mitgeteilt habe, hat sie ihre Geschichte geändert.

Sie behauptete plötzlich, sie habe die blutigen Kleider in einer Plastiktüte in ihrem Bad gefunden. Später überlegte sie es sich noch einmal anders und meinte, da sei gar keine Tüte gewesen. Sie sei

aufgestanden, um auf die Toilette zu gehen, und da hätten die Kleider auf dem Badezimmerfußboden gelegen. Und zwar links neben der Tür. Ich habe sie gefragt, ob das Blut feucht oder angetrocknet gewesen sei, und sie antwortete, an manchen Stellen hätte es sich klebrig, an anderen trocken angefühlt. Angeblich habe sie keine Ahnung, wie die blutigen Sachen dorthin geraten sein könnten. Doch sie habe es mit der Angst zu tun bekommen und versucht, sie zu waschen, weil sie keinen Ärger habe kriegen wollen.«

Die Mitarbeiterin wies Lola darauf hin, ihre Version der Dinge bedeute, dass jemand ihre Kleider aus dem Schrank geholt, sie irgendwie mit Blut beschmiert haben und dann, während sie schlief, zurückgekehrt sein müsse, um sie im Bad zu deponieren. Wer sollte so etwas tun, und warum sei Lola nicht aufgewacht? Die Person, die dafür verantwortlich sei, »ist absolut lautlos und ein Teufel«, antwortete Lola laut Aussage der Mitarbeiterin. »Es ist die Rache für etwas, das ich getan habe, bevor ich in diesen Laden hier gesteckt wurde. Vielleicht jemand, von dem ich früher Drogen gekauft habe, keine Ahnung«, beharrte sie. Dann wurde sie zornig und begann herumzuschreien.

»Das dürfen Sie keinem erzählen! Schmeißen Sie den Scheiß doch einfach weg, aber halten Sie den Mund! Ich will nicht in den Knast! Ich schwöre, ich habe nichts gemacht, bei Gott, ich schwöre!«, berichtete die Mitarbeiterin. Und je länger ich weiterlese, desto klarer wird mir, warum damals alle Lola Dagette für die einzige Verdächtige hielten.

Marino würdigt die Papiere, die ich zu ihm hinüberschiebe, kaum eines Blickes und behandelt sie so gleichmütig und desinteressiert, dass in mir der Verdacht wächst, er könnte sie bereits kennen.

»Hast du dieses Protokoll schon gelesen?«, frage ich ihn.

»Jaime hat es in ihren Akten. Aber sie hat es nicht von ihm.« Damit meint er Colin Dengate.

»Ich habe nicht damit gerechnet, dass er es herausrückt, weil es nicht von ihm selbst erstellt worden ist. Also hätte sie sich an den Obersten Gerichtshof von Chatham County wenden müssen.«

»Sie ist davon ausgegangen, dass er dir alles zeigt.«

»Offenbar lag sie damit richtig. Allerdings ist das, was ich bis jetzt gesehen habe, nicht sehr hilfreich für sie.«

»Stimmt«, erwidert er. »Eine bessere Schuldige als Lola Daggette gibt es gar nicht. Kein Wunder, dass sie verurteilt wurde. Das sieht ja ein Blinder.«

»Die Sache mit den Uniformen finde ich rätselhaft«, wende ich ein. »Jaime hat erwähnt, Lola hätte im Liberty House ein und aus gehen können, um sich bei Arbeitgebern vorzustellen und ihre Großmutter im Pflegeheim zu besuchen. Sie hat, wie ich annehme, vollständige Bewegungsfreiheit genossen, solange sie um Erlaubnis fragte und abends beim Bettenappell anwesend war. Was hat sie denn draußen angehabt?«

»Ich habe es so verstanden, dass die Uniformen wie gewöhnliche Straßenkleidung aussahen, also Jeans und ein Jeanshemd. So waren die Zöglinge – sie nannten sie tatsächlich so – immer angezogen.«

»Du sprichst in der Vergangenheitsform.« Ich trinke einen Schluck aus der Wasserflasche. Weil meine schwarze Arbeitskleidung durchgeschwitzt ist, lässt mich die Klimaanlage frösteln.

»Der Fall Lola Daggette war geschäftsschädigend, insbesondere für eine Einrichtung, die auf private Spenden angewiesen ist«, erklärt Marino. »Die reichen Leute von Savannah waren nach den Morden an Clarence Jordan und seiner Familie nicht unbedingt scharf darauf, weiter Schecks auf das Liberty House auszustellen. Vor allem deshalb, weil der Ermordete dafür bekannt war, dass er sich ehrenamtlich in Obdachlosenunterkünften und Kliniken engagierte und Menschen in Not half. Menschen, die mittellos waren und sich einen Arztbesuch nicht leisten konnten.«

»Hat er je im Liberty House ausgeholfen?« Ich stehe auf, um die Raumtemperatur zu regeln.

»Nicht soweit ich weiß.«

»Wie ich annehme, gibt es das Liberty House nicht mehr. Sag mir Bescheid, wenn es dir hier drin zu warm wird.« Als ich mich setze, stelle ich fest, dass Mandy O'Toole uns inzwischen ignoriert oder zumindest so tut.

»Heute ist es eine Unterkunft für obdachlose Frauen und wird von der Heilsarmee betrieben. Niemand von damals kehrt mehr dort, und es hat sich auch optisch alles verändert«, antwortet Marino. »Wenn man das alles liest, kriegt man den Eindruck, dass Lola Daggette einfach nicht schlau genug war, um mit einem Mord durchzukommen.«

»Damit durchgekommen ist sie eindeutig nicht. Aber hat sie den Mord auch wirklich begangen?«

»Der Teufel hatte ihre Sachen an und hat sie nach der Tat in ihrem Badezimmer abgelegt«, wendet er ein. »Und sie verrät niemandem, wer dieser Teufel ist, und nennt ihn immer nur *Racheengel*.«

»Offenbar ist ihr der *Racheengel* eingefallen, als sie im Badezimmer buchstäblich mit Blut an den Händen und beim Waschen blutiger Kleidung ertappt worden ist«, entgegne ich und staple weitere Papiere vor mir auf. »Jemand hat sich an ihr gerächt, eine Person aus der Zeit, als sie drogensüchtig war und auf der Straße gelebt hat. Offenbar hat sie geglaubt, dass man ihr etwas anhängen wollte, und vielleicht hat sie beschlossen, denjenigen *Racheengel* zu nennen.«

»Kaufst du ihr wirklich ab, dass sie nichts damit zu tun hat und den Schuldigen nicht kennt?«

»Ich bin noch nicht ganz sicher, was ich von der Sache halten soll.«

»Nun, für mich sind die Dinge ziemlich klar«, antwortet Marino. »Die Geschichte klingt genauso abstrus wie damals. Und wie du sehen wirst, wenn du bei den DNA-Befunden angekommen bist, sind Spuren von allen Familienmitgliedern vorhanden. Lolas Kleider waren mit dem Blut der gesamten Familie Jordan befleckt. Ich habe Jaime von Anfang an gefragt, wie sie das erklären will.«

»Jaime wird genauso vorgehen wie Lolas Verteidiger, indem sie betont, dass Lolas DNA nirgendwo im Haus der Jordans, an ihren Leichen oder ihrer Kleidung zum Zeitpunkt der Tat sichergestellt werden konnte«, erwidere ich. Inzwischen bin ich zu dem Teil des Protokolls vorgedrungen, der Fotos enthält. »Ihre DNA befand sich an den Kleidern, die sie in der Dusche ausgewaschen hat. Nur an der Cordhose, dem Pulli und der Windjacke. Allerdings gilt das auch für die DNA der Opfer. Für Geschworene ist das natürlich handfestes Belastungsmaterial, obwohl es einige Fragen aufwirft.« Ich spreche diese Fragen nicht aus.

Nicht in Gegenwart von Mandy O'Toole, die so tut, als belausche sie uns weder, noch sei sie überhaupt interessiert an unserer Unterhaltung. Sie tippt auf ihrem BlackBerry herum und hört dabei angeblich Musik.

»Sie kauert nackt in der Dusche und wäscht ihre Sachen«, stellt Marino fest. »Anscheinend hat sie allein dabei schon DNA-Spuren hinterlassen. Schließlich hat sie ja alles angefasst. Und außerdem befand sich ihre DNA ohnehin schon darauf, denn es war ja ihre Straßenkleidung, die sie bei ihrer Ankunft im Liberty House trug.«

»Richtig. Also hatte sie die Kleidung bereits mit ihrer eigenen DNA verschmutzt, als sie angewiesen wurde, aus der Dusche zu kommen, ganz gleich, woher die Sachen auch stammen mögen«, stimme ich zu. »Dass ihre DNA auf ihrer eigenen Kleidung entdeckt wurde, ist also nicht von Bedeutung. Wenn man aber zusätzlich zu Lolas DNA die einer anderen Person gefunden hat, taucht das die Angelegenheit in ein völlig anderes Licht«, füge ich hinzu. Dabei denke ich an Dawn Kincaid, die ich nicht erwähnen werde. »Was, wenn eine andere Person ihre Sachen getragen hat und deren DNA auf Hose, Pulli und Windjacke sichergestellt wurde?« Ich drücke mich auf meiner Suche nach Informationen so vorsichtig wie möglich aus.

Ich möchte nämlich nicht riskieren, dass Mandy O'Toole eine Anspielung auf neue DNA-Befunde mithört. Laut Jaime weiß Colin Dengate nichts davon. Offenbar ist nur ein kleiner Kreis eingeweiht, obwohl ich nicht verstehe, woher sie diese Gewissheit nimmt. Vielleicht will sie es einfach nur glauben und verwechselt Wunschdenken mit Realität. Meiner Ansicht nach hätte sie schon vor Wochen beantragen sollen, das Urteil gegen Lola aufzuheben. Dann wäre die Wahrheit ans Licht gekommen, und die Geheimniskrämerei hätte ein Ende gehabt. Für Lola wäre das eindeutig die bessere Lösung gewesen, allerdings nicht für Jaime. Wenn ich etwas von ihrer beruflichen Veränderung und ihrem wichtigen Fall geahnt hätte, hätte sie mich mit Sicherheit nicht unter einem Vorwand nach Savannah locken können.

Mit ihrer Befürchtung, dass ich mich mit ein wenig Bedenkzeit wohl nicht freiwillig als Forensikexpertin zur Verfügung gestellt hätte, lag sie gestern Abend nämlich gar nicht so falsch. Doch anstatt mit offenen Karten zu spielen, hat sie mich angelogen und an der Nase herumgeführt und so lange ihre Fäden gezogen, bis ich heute hier auf diesem Stuhl saß. Je länger ich die Ereignisse Revue passieren lasse, desto sicherer bin ich, dass ich abgelehnt hätte. Ich hätte sie an einen Kollegen verwiesen, und zwar nicht, weil ich mich vor Colins Reaktion gefürchtet hätte, wenn ich seine Befunde überprüfe und ihnen möglicherweise sogar widerspreche. Ich hätte mir eher Sorgen um Lucy gemacht und das Gefühl gehabt, dass eine Zusammenarbeit mit Jaime durch unangenehme Ereignisse in der Vergangenheit belastet sein könnte. Jedenfalls war es aus einer ganzen Reihe unterschiedlicher Gründe keine gute Idee.

»Nun, falls sich jemand Lolas Kleider geborgt hat, um darin mehrere Morde zu verüben, stellt sich die Frage, warum die DNA dieser Person nicht an Hose, Pulli und Windjacke gefunden wurde.« So bestätigt mir Marino, dass man weder Dawn Kincaids DNA noch die eines anderen Menschen an Lolas Kleidung sichergestellt hat.

»Wenn wir von Schweiß und Hautzellen reden, hätten die durch das Waschen mit heißem Seifenwasser vernichtet werden können. Blut vielleicht nicht, doch das hängt von der Menge ab. Bei einer kleinen Menge, zum Beispiel, wenn man von einem Kind gekratzt wird, wäre das Blut vielleicht in der Dusche abgespült worden«, überlege ich laut. »Insbesondere Anfang 2002, als die Tests noch nicht so empfindlich waren wie heute. Hat sich jemand Lola Daggettes Schuhe angeschaut?«

»Welche Schuhe meinst du?«

»Sie muss doch Schuhe besessen haben. Wurden die auch vom Liberty House ausgegeben?«

»Ich glaube nicht, dass die Zöglinge Schuhe bekommen haben. Nur Jeans und Jeanshemden. Aber sicher bin ich nicht«, antwortet Marino. »Kann mich nicht erinnern, dass jemand Schuhe erwähnt hat.«

»Man hätte ihre Schuhe auf Blutspuren untersuchen sollen. Ich lese hier keinen Hinweis darauf, dass Lola in der Dusche blutige Schuhe gereinigt hat. Und auch keine Unterwäsche. Wenn die Oberbekleidung mit Blut durchtränkt ist, sickert es auf Unterhose, BH und Socken durch. Aber sie hat nur Hose, Pulli und Jacke gewaschen.«

»Du und dein Schuhtick«, entgegnet Marino.

»Sie sind wichtig.«

Schuhe verraten mir, wo sich die Füße einer Person zum Zeitpunkt eines Ereignisses mit Todesfolge befunden haben. An einem Tatort. Auf der Bremse oder dem Gaspedal. Auf einem staubigen Fensterbrett oder einem Balkon, bevor der Betreffende hinuntergestoßen wurde oder gestürzt ist. Auf der Leiche des totgetrampelten Opfers. In einem meiner Fälle sogar im feuchten Beton, weil der Mörder durch eine Baustelle geflüchtet war. Schuhe, Stiefel, Sandalen, ja alle Arten von Fußbekleidungen weisen auf den Gang ihres Trägers hin, haben typische Abnutzungserscheinungen, hinterlassen Spuren und nehmen welche mit.

»Wer die Jordans umgebracht hat, muss Blut an den Schuhen gehabt haben«, verkünde ich. »Selbst wenn es nur winzige Rückstände waren, muss da welches gewesen sein.«

»Wie ich schon sagte, weiß ich nichts von Schuhen.«

»Falls Colin sie nicht zusammen mit den anderen Beweisstücken im Labor hatte, ist es jetzt zu spät«, erwiderte ich, während ich die Fotos durchschaue, die Lola Daggettes Gnadengesuch vom vergangenen Herbst beiliegen.

Die ersten Seiten zeigen Porträts und Schnappschüsse, die die Opfer als Menschen darstellen und die Absicht verfolgen, Zebulon Manfred, den Gouverneur von Georgia, der Lolas Gnadengesuch schließlich abgelehnt hat, in Empörung zu versetzen. Laut dem fotokopierten Zeitungsartikel, der dem Protokoll beiliegt, stützen sich die Bemühungen, Lolas Leben zu retten, seiner Ansicht nach auf Argumente, die von den Geschworenen und dem Appellationsgericht bereits gehört und abgewiesen wurden. »Wir können bis zum Sankt-Nimmerleins- Tag über diesen herzlosen Akt menschlicher Verkommenheit nachgrübeln«, äußerte er sich in einer öffentlichen Verlautbarung. »Es läuft immer wieder darauf hinaus, dass Lola Daggette eine Gräueltat verübt und aus reinem Mutwillen am frühen Sonntagmorgen des 6. Januar eine ganze Familie ausgelöscht hat. Sie hat es getan. Und zwar ohne ein erkennbares Motiv, sondern einfach nur aus einer Laune heraus.«

Ich kann mir die Entrüstung des Gouverneurs beim Anblick der Studioaufnahme vorstellen, die während der letzten Weihnachtsferien, nur wenige Wochen vor dem grausamen Tod der Familie, entstanden ist. Clarence Jordan mit seinem schüchternen Lächeln und den gütigen grauen Augen, festlich mit einem dunkelgrünen Anzug und einer Weste mit Schottenkaro bekleidet. Neben ihm Gloria, eine unscheinbare junge Frau mit braunem Haar und Mittelscheitel in einem unauffälligen gerüshten Kleid aus grünem Samt. Die Zwillinge zu beiden Seiten ihrer Eltern, Blondschöpfe mit rosigen Wangen und großen blauen Augen, Josh genauso angezogen wie sein Vater, Brenda wie ihre Mutter. Es gibt noch mehr Fotos, die ich durchblättere, und ich verstehe ihren Sinn und Zweck nur zu gut, denn sie ziehen den Betrachter immer tiefer hinein in einen Albtraum, der auf Seite siebzehn des Protokolls beginnt.

Ein blutiger Kinderarm baumelt über die Kante eines blutdurchtränkten Bettes. Die Tapete hat ein Winnie-Puh-Muster, die Bettwäsche ist mit Westernmotiven wie Lassos, Cowboyhüten und Kakteen bedruckt. Alles ist mit länglichen Blutstropfen bespritzt oder weist große dunkle Flecken und Stellen auf, die ich für Wischspuren halte. Unwillkürlich muss ich an Dawn Kincaid denken. Ich sehe sie vor mir, wie sie im dunklen Kinderzimmer in ihrem Anfall von Mordlust innehält, um Hände und Waffe an Laken und Bettdecke abzuwischen. Ich spüre ihren Blutdurst und ihre Wut und höre ihren keuchenden Atem und ihren heftigen Herzschlag, als sie immer weiter auf ihre Opfer einsticht. Warum mag sie wohl zwei fünfjährige Kinder abgeschlachtet haben?

Zwillinge, einen Jungen und ein Mädchen, die in diesem Alter noch fast identisch aussehen: hübsch, blauäugig und blond. War Dawn den beiden je persönlich begegnet? Hatte sie sie beobachtet, vielleicht während sie das Haus und die Gewohnheiten der Familie ausspionierte? Woher wusste sie von Joshs und Brendas Existenz? Woher kannte sie die Lage des Kinderzimmers? War sie überhaupt im Voraus informiert? Wie ist es psychologisch zu erklären, dass sie in wilder Wut über die Kinder hergefallen ist? Wen wollte sie in Wirklichkeit töten, als sie sie, schlafend in ihren Betten, ermordet hat?

Es war eine überflüssige, grundlose und nicht zielgerichtete Tat, auch nicht motiviert von einer bestimmten Absicht wie zum Beispiel Diebstahl. Die Eltern umzubringen hätte vielleicht noch Sinn ergeben, aber doch nicht kleine Kinder, die nicht in der Lage gewesen wären, später jemanden zu identifizieren. Es gibt keine vernünftige Erklärung, nur eine, die in der Person der Täterin zu suchen ist, und ich spüre Dawn Kincaids Hass. Das Blutbad weist auf rasende Wut hin. Ich glaube nicht, dass der Überfall auf die Familie zufällig oder spontan erfolgt ist. Genauso wenig wie der Mordanschlag auf mich aus einer Laune heraus geschah. Sie hat geplant, die gesamte Familie Jordan auszulöschen. Auch die Kinder. *Warum?*

Um ihnen wegzunehmen, was ihr selbst stets vorenthalten wurde, schießt es mir durch den Kopf. Sie hat sie ihres sicheren Zuhauses und ihrer Eltern beraubt, die sie im Arm gehalten und sie versorgt haben, anstatt sie wegzugeben. Ich versuche das Bild von der Frau beiseitezuschieben, die mich neun Jahre später umbringen wollte. Doch das Blut auf dem Schlafzimmerboden wird zu dem Blut in meiner Garage, und wieder spüre ich die warme Gischt im Gesicht, habe den metallischen Geruch in der Nase und schmecke Eisen und Salz. Mit aller Macht vertreibe ich ihr Gesicht aus meinen Gedanken, während ich der Blutspur auf den Flur hinaus folge.

Teilweise erhaltene Schuhabdrücke, Tropfen, Schmierer und Wischer auf dem Parkettboden. Kleine Handabdrücke und von blutiger Kleidung und Haaren hinterlassene Spuren weiter unten an der weiß verputzten Wand auf Höhe des Treppengeländers. Dann einige kleine Punkte, als sei das Opfer geschlagen worden, und außerdem größere Tropfen arteriellen Blutes, die sich verteilt haben und die weiße Wand hinuntergelaufen sind. Es war eine tödliche Verletzung, die niemand länger als ein paar Minuten überlebt. Die Karotidarterie wurde ganz oder teilweise durchtrennt, aller Wahrscheinlichkeit von hinten, da das Opfer verfolgt worden ist. Plötzlich sind die arteriellen Spritzer verschwunden, als hätten sie sich in Luft aufgelöst. Weitere Tropfen und ein Durcheinander von Mustern auf der Treppe, die in einer großen Lache unter einem kleinen Körper münden. Das Kind liegt seitlich zusammengekrümmt in der Nähe der Eingangstür im Flur: zerzaustes blondes Haar und ein rosafarbener Pyjama mit Sponge-Bob-Aufdruck.

Der schwarzweiß im Schachbrettmuster geflieste Küchenfußboden weist nicht vollständig erhaltene blutige Schuhabdrücke auf. Im weißen Spülbecken sind Blutreste und zwei zusammengeknüllte blutige Geschirrtücher zu erkennen. Auf der Arbeitsplatte steht ein Teller aus zartem Porzellan mit einem angebissenen Sandwich darauf. Überall sind Blutschmierer. Daneben liegen ein Stück gelber Käse und ein angebrochenes Päckchen Kochschinken. Eine Nahaufnahme des Messergriffs zeigt noch mehr Blutspuren.

Das Weißbrot und die Gläser mit Senf und Mayonnaise wurden nicht weggeräumt. Außerdem sind da noch zwei leere Flaschen Bier, Marke Sam Adams. Im Gäste-WC bedecken Blutspritzer und

Schuhabdrücke den grauen Marmorboden. Pfirsichfarbene Gästehandtücher aus Leinen, blutig und zusammengeknüllt, liegen neben dem Waschbecken. Dazu eine umgekippte Flasche Flüssigseife mit Lavendelduft mit blutigen Fingerspuren darauf. Ein Stück Seife schwimmt in einer blutigen Wasserlache in einer muschelförmigen Seifenschale. Dann die nicht abgezogene Toilette. Auf der Suche nach den Ergebnissen der Fingerabdruckanalyse blättere ich die Unterlagen durch. *Wo sind die Laborberichte? Hat Colin sie dazugelegt?*

Endlich finde ich die vom GBI durchgeführte Analyse der Fingerabdrücke. Die blutigen Spuren auf Seifenflasche und Küchenmesser stammen von ein und derselben Person, konnten aber nicht zugeordnet werden. Es gab keine Übereinstimmung im Automated Fingerprint Identification System, wo die Fingerabdrücke aller, die einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind, gespeichert werden. Allerdings hätte es im vergangenen Februar, neun Jahre später, als Dawn Kincaid verhaftet und erkennungsdienstlich behandelt wurde, eine geben müssen. Die unbekannten Fingerabdrücke auf Seifenflasche und Messergriff im Fall Jordan sollten sich eigentlich noch in der Datenbank von AFIS befinden. Weshalb also wurde beim Einscannen von Dawns Fingerspuren kein Treffer gemeldet? Kann es sein, dass die Abdrücke nicht ihre sind, obwohl zwei unabhängige DNA-Labors sie als die Täterin identifiziert haben?

»Irgendwas stimmt da nicht«, murme ich vor mich hin, während ich weitere Seiten umblättere und Fotos betrachte: eine schmale Treppe im hinteren Teil des Hauses, ein Wintergarten mit Terracottaboden, Blutropfen und ein Maßstab, um die Größenverhältnisse zu verdeutlichen. Neben jeden dunklen Fleck hat man ein achtzehn Zentimeter langes Lineal aus weißem Plastik gelegt. Sieben Nahaufnahmen der auf den ziegelroten Fliesen verteilten Tröpfchen. Sie sind rund mit leicht gewellten Rändern und haben einen Durchmesser von einem guten Millimeter. Das heißt, dass sie mit niedriger bis mittlerer Geschwindigkeit aus einem Winkel von schätzungsweise neunzig Grad verspritzt worden sind. Jeder Tropfen ist von anderen, noch viel winzigeren umgeben. Die Tropfen sind beim Aufkommen auf dem glatten, ebenen und harten Boden zerplatzt.

Ich folge dem Blut hinaus in einen Garten, der offenbar in den Fundamenten eines aus einem längst vergangenen Jahrhundert stammenden Nebengebäudes angelegt worden ist. Zerbröckelnde, freiliegende Steinmauern wurden in die Gestaltung integriert. Eine Erdkuhle, offenbar der ehemalige Kartoffelkeller, ist bepflanzt. Verschiedene grau angelaufene oder von Schimmel grüne Statuen, ein Blumenkübel mit Wasserreservoir, ein Engel mit einem Strauß in der Hand, ein Junge mit einer Laterne, ein Mädchen mit einem Vogel. Getrocknete Blutströpfchen auf Grashalmen und den Blättern von Japanischer Quitte, Ölweide und Buxbaum. Dann weitere dunkle Tropfen, diesmal dichter beisammen, auf Felsen, die vermutlich zu einem Steingarten für Frühlingsblumen gehören. Ich achte darauf, keine voreiligen Schlussfolgerungen zu ziehen und nicht zu viel in das, was ich sehe, hineinzuzinterpretieren.

Um ein Muster auszumachen, braucht man mehr als ein paar Blutflecke. Allerdings handelt es sich nicht um unter Druck nach vorn oder hinten gespritztes Blut. Es wurde auch nicht von blutigen Schuhen in den Wintergarten oder den Garten getragen. Dass es von blutiger Kleidung oder einer blutigen Waffe heruntergetropft ist, glaube ich ebenso wenig, wie dass von den Fingernägeln eines Kindes verursachte Kratzer so stark bluten können. Die sieben Tropfen auf den Terracottafliesen sind rund und befinden sich in einem Abstand von etwa fünfzig Zentimetern zueinander. Einer ist verschmiert, als wäre jemand hineingetreten.

Ich stelle mir eine blutende Person vor, die durch den Wintergarten in Richtung Hintertür und hinaus in den Garten geht. Vielleicht war es ja auch umgekehrt, und die blutende Person hat das Haus nicht verlassen, sondern betreten. Bis jetzt sind diese wichtigen Beweisstücke nirgendwo erwähnt. Jaime hat gestern Abend nicht davon gesprochen. Marino auch nicht. Plötzlich höre ich Stimmen im Raum. Marino steht mit Mandy O'Toole in der offenen Tür. Colin Dengate ist hinter ihnen und macht ein merkwürdiges Gesicht, während er sich sein Telefon ans Ohr hält.

»... Kapierten die, was das Problem ist? Denn ich möchte nicht, dass Sie mich ständig deswegen

anrufen und mich zwingen, mich zu wiederholen. Richten Sie ihnen von mir aus, es interessiert mich einen Scheiß, was sie wollen. Sie sollen verdammt noch mal nichts anfassen ... Gut, hallo? Genau. Sie wissen nicht, ob nicht jemand vom Wachpersonal ... Das müssen wir immer mit einberechnen, ganz zu schweigen davon, dass die keinen Dunst davon haben, wie man einen Tatort untersucht«, sagt Colin. »Okay, in Ordnung ... Alles klar. Innerhalb der nächsten Stunde ... Ja, das hat sie mir erzählt.« Colins Blick wandert zu mir, als sei ich die Person, die ihm erzählt hat, worauf er gerade anspielt. »Ich verstehe. Ich frage sie gleich ... Und nein. Um es offiziell zu machen, wiederhole ich es zum dritten Mal. Die Direktorin wird keinen Fuß in diesen Raum setzen«, verkündet er, während ich aufstehe.

Colin beendet das Telefonat. »Kathleen Lawler«, wendet er sich an mich. »Ich glaube, Sie sollten mitkommen. Da Sie schon mal dort waren, könnten Sie uns eine Hilfe sein.«

»Was meinen Sie?« Aber ich weiß es schon.

Er dreht sich zu Mandy O'Toole um. »Holen Sie meine Sachen und bitten Sie Dr. Gillian, sich um das Unfallopfer zu kümmern, das gleich eingeliefert wird. Vielleicht können Sie ihm ja zur Hand gehen. Die arme Mutter des Toten wartet jetzt schon den ganzen Nachmittag in der Vorhalle. Es wäre nett, wenn Sie nach ihr sehen würden. Eigentlich wollte ich das selbst tun, aber mir ist etwas dazwischengekommen. Bieten Sie ihr Wasser oder eine Cola an. Der Idiot von den State Troopers hat sie angewiesen, sofort hierherzufahren, um ihren Sohn zu identifizieren. Und nach dem zu urteilen, was ich gehört habe, sieht er nicht sehr vorzeigbar aus.«



Als Colin den vierten Gang seines alten Land Rover einlegt, brüllt der gewaltige Motor, als habe er Hunger. Wir rasen eine schmale, im dichten Wald kaum zu erkennende Teerstraße entlang. Als wir offenes Gelände erreichen, wo Wohnblöcke in der gleißenden Sonne stehen, wird die Straße gerader. Das Coastal Regional Crime Laboratory ist so gut vor der Zivilisation versteckt wie Batmans Höhle.

Ein heißer Wind beutelt das olivgrüne Leinenverdeck, sodass Colins Bericht von einem lauten Knattern untermalt wird. Die Informationen, die er mir gibt, sind verdächtig detailgetreu, wenn man bedenkt, dass Kathleen Lawler die letzten Stunden ihres Lebens allein verbracht haben soll. Die anderen Gefangenen konnten sie nur hören, aber auf gar keinen Fall sehen, als sie in ihrer Zelle starb. Vermutlich war es ein Herzinfarkt, wie Officer M. P. Macon gegenüber GBI-Ermittler Sammy Chang äußerte, ehe dieser überhaupt vor Ort war. Bei Changs Ankunft hatte die Gefängnisverwaltung Kathleens Tod schon als tragisches Zufallsereignis, vermutlich ausgelöst von den sommerlichen Temperaturen, eingestuft. Hitzschlag. Herzinfarkt. Hohe Cholesterinwerte. Kathleen habe nie sehr auf ihre Gesundheit geachtet, sagte man Chang.

Laut Officer Macon habe Kathleen nicht über Beschwerden geklagt und sich auch nicht krank oder unwohl gefühlt, als man ihr um Viertel vor sechs heute Morgen ihr Frühstückstablett mit Rührei aus Trockeneimasse, Grieß, Weizentoast, einer Orange und einem halben Liter Milch durch die Luke in ihrer Zellentür schob. Der Aufseher, der ihr die Mahlzeit gebracht hatte und später von Officer Macon befragt wurde, habe gemeldet, sie sei sogar guter Dinge und gesprächig gewesen.

»Er hat Sammy erzählt, sie habe sich erkundigt, was man denn tun müsse, um in diesem Laden ein Omelette mit Zwiebeln, Tomaten, Käse und Chilis und dazu Kartoffelrösti zu kriegen, und außerdem Witze gerissen«, erklärt Colin. »Offenbar hat sie sich in letzter Zeit mehr Gedanken ums Essen gemacht als sonst. Sammy schließt aus den Aussagen, sie könnte mit ihrer baldigen Entlassung aus dem Georgia Prison for Women gerechnet haben. Vielleicht hat sie sich ja ihre Lieblingsgerichte ausgemalt, weil sie sich schon darauf gefreut hat, wieder essen zu können, was sie wollte. Ich kenne dieses Phänomen. Die Menschen schieben beiseite, was man ihnen entzogen hat, bis es wieder in ihre Reichweite rückt. Und dann denken sie an nichts anderes mehr. Essen. Sex. Alkohol. Drogen.«

»In ihrem Fall vermutlich alles obengenannte«, dröhnt Marinos laute Stimme von der Rückbank.

»Meiner Ansicht nach ging Kathleen davon aus, dass man ihr für ihre Kooperation ein Angebot machen würde«, sage ich zu Colin, während ich eine SMS an Benton schreibe. »Sie hat gehofft, Haftverkürzung zu bekommen und bald wieder auf freiem Fuß zu sein.«

Ich teile Benton mit, dass er und Lucy mich nach ihrer Landung in Savannah wahrscheinlich nicht werden erreichen können, weil ich unterwegs zu einem Todesfall sei, und nenne den Namen der Verstorbenen. Dann bitte ich ihn, mir sofort Bescheid zu sagen, wenn es in Sachen Dawn Kincaid und ihrem angeblichen Asthma zu neuen Entwicklungen kommt.

»Hat sich eigentlich schon mal jemand die Mühe gemacht, Jaime Berger darauf hinzuweisen, dass sie hier bei den Staatsanwälten und Richtern nichts, aber auch gar nichts zu melden hat?« Colin schaut in den Rückspiegel und richtet die Frage an Marino.

»Bei diesen Windgeräuschen verstehe ich Sie nicht richtig«, ruft er.

»Vermutlich wollen Sie nicht, dass ich die Fenster zumache«, erwidert Colin.

»Ganz gleich, ob Jaime hier etwas zu melden hat oder nicht, würde ich den Einfluss eines von ihr angeregten organisierten Protests nicht unterschätzen, insbesondere heutzutage in Zeiten des Internet«, erinnere ich Colin daran, welchen Schaden Jaime Berger anrichten könnte. »Es ist ihr durchaus zuzutrauen, dass sie gesellschaftlichen und politischen Druck ausübt. Dann passiert etwas Ähnliches wie vor kurzem in Mississippi, als Bürger- und Menschenrechtsorganisationen den Gouverneur gezwungen

haben, die Urteile gegen zwei Schwestern, die wegen Raubs lebenslänglich bekommen hatten, wieder aufzuheben.«

»Das ist ja lächerlich«, schnaubt Colin verächtlich. »Wer kriegt denn lebenslänglich für Raub?«

»Ich kann hier hinten kein Wort verstehen.« Marino kauert auf der Kante der Rückbank und beugt sich vor. Er ist durchgeschwitzt.

»Du musst dich anschnallen«, überschreie ich den heißen Wind, der durchs Fenster hereinweht. Der Motor knurrt laut, als brenne der Land Rover darauf, sich durch eine Wüste oder eine felsige Anhöhe hinaufzuarbeiten, und werde auf einer braven Teerstraße vor Langeweile unruhig.

Wir kommen gut voran. Inzwischen sind wir auf dem 204 East und fahren, vorbei an der Savannah Mall, an Marschen und kilometerweiten Wäldern und Unterholz. Die Sonne steht genau über uns. Ihre Strahlen sind so grell wie ein Schuss aus einer Leuchtpistole und blenden mich in den Augen, als sie auf den gedrungenen Kühler des weißen Land Rover und die Windschutzscheiben des Gegenverkehrs niederbrennen.

»Ich möchte darauf hinaus«, wende ich mich wieder an Colin, »dass Jaime keine Skrupel hätte, an die Presse zu gehen und Georgia als Trutzburg bigotter Barbaren hinzustellen. Es würde ihr sogar Spaß machen. Und ich bezweifle, dass Tucker Ridley oder Gouverneur Manfred erfreut darüber wären.«

»Das ist inzwischen hinfällig«, entgegnet Colin.

Da hat er, zumindest im Fall Kathleen Lawler, recht. Jetzt wird sie nie mehr in den Genuss einer Bewährungsstrafe oder einer Haftverkürzung kommen. Und sie wird nie wieder essen können wie ein freier Mensch.

»Um acht Uhr heute Morgen wurde sie in einen Freigangkäfig gebracht, um sich eine Stunde lang die Beine zu vertreten«, fährt Colin fort und erklärt mir, man habe ihm gesagt, die eine Stunde Hofgang pro Tag werde im Sommer auf die frühen Morgenstunden verlegt.

Offenbar sei Kathleen langsamer als gewöhnlich im Kreis herumspaziert, häufig stehengeblieben und habe sich über die Hitze beklagt. Sie sei müde gewesen und habe wegen der Schwüle nicht richtig Luft bekommen. Bei ihrer Rückkehr in ihre Zelle kurz nach neun habe sie sich bei ihren Mitgefangenen beschwert, sie sei wegen der Hitze erschöpft und hätte besser drinnen bleiben sollen. In den nächsten Stunden wiederholte Kathleen mehrere Male, sie fühle sich nicht wohl, sei völlig erledigt und habe Mühe, sich zu bewegen und durchzuatmen.

Sie habe befürchtet, sie könnte ihr Frühstück nicht vertragen haben. Außerdem hätte sie nicht in der feuchten Hitze herumlaufen sollen, bei der ja sogar ein Pferd umkippen würde, wie sie es angeblich ausdrückte. Gegen Mittag habe sie dann von Schmerzen in der Brust gesprochen und gesagt, es sei doch hoffentlich kein Herzinfarkt. Dann habe Kathleen geschwiegen, und ihre Zellennachbarinnen hätten um Hilfe gerufen. Etwa um Viertel nach zwölf wurde Kathleens Zellentür geöffnet. Man fand sie zusammengesackt auf ihrem Bett vor. Wiederbelebungsmaßnahmen erwiesen sich als vergeblich.

»Mir ist klar, wie merkwürdig ihre Bemerkung Ihnen gegenüber war«, stellt Colin fest, während er sich durch den Verkehr schlängelt, als käme jede Rettung nicht ohnehin längst zu spät. »Doch eine Gefangene im Todestrakt hätte niemals die Möglichkeit gehabt, ihr etwas anzutun.«

Er meint damit Kathleen Lawlers Behauptung, man habe sie nur wegen Lola Daggette, vor der sie sich fürchte, ins Haus Bravo verlegt.

»Ich habe nur ihre Worte wiederholt«, erwidere ich. »Damals habe ich sie nicht ganz ernst genommen. Ich hielt es für ausgeschlossen, dass Lola Daggette sie sich, ich zitiere, ›vorknöpfen‹ könnte. Allerdings schien Kathleen überzeugt davon zu sein, dass Lola ihr ans Leder wollte.«

»Ein wirklich eigenartiges zeitliches Zusammentreffen, und dabei bin ich einiges gewöhnt«, entgegnet Colin. »Ich kenne Fälle, in denen der Verstorbene eine böse Vorahnung oder ein eigenartiges Gefühl hatte, das jedoch niemand ernst nahm. Und dann, plopp, war der Betreffende tot.«

Es entspricht auch meiner Erfahrung, dass Hinterbliebene mir berichten, ihr verstorbener Angehöriger

habe in einem Traum oder einer Eingebung den eigenen Tod vorhergesehen. Etwas habe den Betroffenen davor gewarnt, ins Flugzeug oder ins Auto zu steigen, einen bestimmten Ausgang zu benutzen oder am fraglichen Tag jagen, wandern oder joggen zu gehen. Also sind mir solche Geschichten nicht neu. Allerdings bekomme ich Kathleen Lawlers Äußerungen nicht aus dem Kopf und werde den Verdacht nicht los, dass ich nicht die Einzige bin, die davon weiß.

Falls unser Gespräch heimlich aufgenommen wurde, sind weitere Personen über Kathleens Beschwerden im Bild, wie unverschämt und empörend es sei, sie in eine Zelle zu verlegen, wo das Damoklesschwert direkt über ihrem Kopf baumele, wie sie es vor knapp vierundzwanzig Stunden ausgedrückt hat.

»Sie hat sich auch dazu geäußert, wie isoliert man in Haus Bravo ist. Das Wachpersonal könnte sie misshandeln, ohne dass jemand etwas davon bemerkt«, sage ich zu Colin. »Sie hat sich seit der Verlegung in die Einzelhaft ausgeliefert gefühlt. Mir erschien sie aufrichtig. Ich fand ihre Ängste zwar nicht unbedingt nachvollziehbar, aber sie war offenbar wirklich davon überzeugt. In anderen Worten hatte ich nicht den Eindruck, dass sie sich nur wichtig machen wollte.«

»Das ist das Problem mit Strafgefangenen, insbesondere mit denen, die den Großteil ihres Lebens hinter Gittern verbracht haben. Sie sind glaubhaft, weil ihnen die Spielchen so in Fleisch und Blut übergegangen sind, dass sie sie gar nicht mehr als solche erkennen«, antwortet Colin. »Außerdem reiten sie ständig darauf herum, dass jemand hinter ihnen her ist und ihnen an den Kragen will. Und natürlich sitzen sie alle unschuldig im Gefängnis.«

Wir biegen von der Dean Forest Road ab und kommen an derselben Ladenzeile vorbei, wo ich am Vortag das öffentliche Telefon benutzt habe. Ich erkundige mich nach den Blutstropfen auf den Fotos, die ich mir gerade ansah, als Sammy Chang anrief. Wüssten Colin oder Marino von dem Blut im Wintergarten und im Garten der Jordans? Konnte die Person, die geblutet hat, das Haus verlassen haben? Vielleicht durch den Garten und ein kleines Waldstück, das an der East Liberty Street endet? Eine andere Möglichkeit sei, dass sich diese Person im Garten verletzt und bei der Flucht ins Haus Blut verloren habe. Blut, das nicht weggewischt worden sei, füge ich hinzu, was mich zu der Frage führe, ob es überhaupt aus der Mordnacht stammt.

»Ein stetes Rinnsal«, erkläre ich. »Jemand hat in aufrechter Körperhaltung geblutet und sich dabei bewegt, wahrscheinlich während er das Haus betrat oder verließ. Zum Beispiel könnte sich die Person in die Hand geschnitten und sie hochgehalten haben. Eine Platzwunde am Kopf oder Nasenbluten wären auch möglich.«

»Interessant, dass Sie eine verletzte Hand erwähnen«, merkt Colin an.

»Ich glaube, davon hat mir niemand etwas gesagt.« Wieder hallt Marinos Stimme laut in meinem Ohr.

»Ich nehme an, die Blutflecke, von denen ich spreche, wurden auf DNA getestet«, füge ich hinzu.

»Ich weiß nichts von Blut in einem Wintergarten oder Garten«, entgegnet Marino. »Die Fotos hat Jaime, glaube ich, nie bekommen.«

»Bleibt das unter uns?«, erwidert Colin, während wir denselben Weg fahren wie ich gestern. Bis zum GPFW sind es nur noch wenige Minuten. »Denn Sie sollten es eigentlich erst im offiziellen DNA-Bericht lesen. Allerdings ist man nie davon ausgegangen, dass diese Blutflecke etwas mit dem Mord zu tun haben. Ihnen passiert gerade das Gleiche wie mir damals – man verbeißt sich in eine Sache, und letztlich stellt sich heraus, dass sie nichts zu bedeuten hat.«

»Die Fotos sind bei der Untersuchung des Tatorts entstanden«, wage ich eine Vermutung.

»Sie wurden von Ermittler Long gemacht und liegen der Fallakte bei, sind jedoch vor Gericht nicht als Beweismittel verwendet worden«, antwortet Colin. »Man kam zu dem Schluss, dass kein Zusammenhang besteht. Kennen Sie die Fotos von Gloria Jordan?«

»Noch nicht.«

»Wenn Sie sie sich anschauen, werden Sie bemerken, dass sie am linken Daumen zwischen dem ersten

und dem zweiten Fingerknöchel eine Schnittwunde hat. Sie ist frisch, wirkte aber eher wie eine Abwehrverletzung, was mich verwundert hat, weil sie sonst keine aufwies. Sie wurde siebenundzwanzigmal in Hals, Brust und Rücken gestochen, und zu guter Letzt hat man ihr die Kehle durchgeschnitten. Sie ist im Bett getötet worden, und nichts deutet darauf hin, dass sie sich gewehrt hat oder überhaupt wusste, was geschah. Wie sich herausstellte, stammt die DNA der Blutstropfen im Wintergarten von Gloria Jordan. Als ich das erfuhr, dachte ich mir, sie hätte sich vielleicht früher am Tag in den Daumen geschnitten, weshalb das Blut nichts mit dem Mord zu tun hat. So etwas geschieht öfter. Alte Blutspuren, Schweiß, Speichel, die in keinerlei Verbindung zu dem fraglichen Verbrechen stehen, finden sich auf Kleidungsstücken, in Fahrzeugen, im Badezimmer, auf Treppen, in der Auffahrt oder auf der Computertastatur.«

»War der Schnitt am Daumen blutig, als Sie die Leiche untersucht haben?«, fragt Marino, während wir am Schrottplatz mit seinen windschiefen Haufen zerbeulter Autos und Lastwagen vorbeikommen.

»Mein Gott, alles war voller Blut«, erwidert Colin. »Sie hat ihre Hände so gehalten.« Er nimmt die Hände vom Steuer und drückt sie sich an den Hals. »Vielleicht ein Reflex, nachdem ihr die Kehle durchgeschnitten worden war. Oder sie hat sich zum Sterben seitlich zusammengerollt. Die Täterin könnte sie auch so hingelegt haben. Wie ich glaube, hat sie einige Zeit damit verbracht, die Leichen in verächtlichen Posen zu arrangieren. Jedenfalls waren ihre Hände blutverschmiert.«

»Hat irgendetwas im Badezimmer Ihre Vermutung bestätigt, dass sie sich geschnitten haben könnte?«, erkundigt sich Marino.

»Nein. Doch einer der Nachbarn sagte aus, dass Mrs. Jordan am Nachmittag vor ihrer Ermordung im Garten war und offenbar Pflanzen zurechtgestutzt hat«, erwidert Colin. Ich denke an den winterlichen Garten hinter dem Haus der Jordans und die Aststummel, Wassertriebe und Schösslinge, die ich gerade auf den Fotos gesehen habe.

Entweder war Gloria Jordan keine sehr gründliche Gärtnerin, oder sie war noch nicht weit gekommen, als sie sich in den Daumen schnitt und aufhören musste.

»Der Typ von nebenan, der mit dem Pudel?«, fragt Marino. »Dieser Lenny Kasper, der am Morgen nach den Morden die Polizei gerufen hat, weil die Scheibe in der Küchentür zerbrochen war?«

»Ja, ich glaube, so hieß er. Wenn ich mich recht entsinne, hatte er aus einigen seiner Fenster den Garten der Jordans im Blick und Mrs. Jordan irgendwann im Laufe des Nachmittags bei der Gartenarbeit beobachtet. Die Theorie, dass sie sich beim Pflanzenbeschneiden verletzt hat, scheint mir die plausibelste zu sein. Vermutlich hat sie die Hand hochgehalten. Und da ist das Blut so heruntergetropft, wie Sie es auf den Tatortfotos erkennen konnten. Auf dem Rückweg zum Haus hat sie dann Blutstropfen auf dem Boden des Wintergartens hinterlassen. Einige wurden auch im Flur in der Nähe des Gäste-WC entdeckt.«

»Möglich«, entgegne ich, bin jedoch nicht überzeugt.

»Die Verletzung ist zu Lebzeiten entstanden«, fügt er hinzu. »Das belegen die Fotos und die histologischen Befunde. Sie hatte noch einen Blutdruck, und das Gewebe hat reagiert, als es geschah.«

»Mag sein«, antworte ich, habe allerdings Zweifel. »Warum kein Pflaster oder ein sonstiger Verband?«

»Keine Ahnung. Ich fand es auch ein wenig sonderbar. Aber die Leute tun eben merkwürdige Dinge, sogar öfter, als man denkt.«

»Vielleicht wollte sie ja, dass Luft drankommt«, ruft Marino. »Manche machen das.«

»Sie war mit einem Arzt verheiratet, der sicher wusste, dass eine Infektion die Komplikation ist, die bei offenen Wunden am häufigsten auftritt«, widerspreche ich. »Eigentlich wäre sogar eine Tetanusspritze fällig gewesen, wenn sie sich an einem Gartengerät verletzt hat.«

»Es gibt einfach keine andere logische Erklärung für das Blut im Wintergarten und im Garten«, meint Colin. »Es ist eindeutig ihres. Also muss sie sich eine blutende Wunde zugezogen haben, und zwar nicht, als sie, aller Wahrscheinlichkeit nach im Schlaf, erstochen worden ist. Sie und ihr Mann hatten beide ein Beruhigungsmittel genommen. Clonazepam, in anderen Worten Rivotril, das gegen Angst- und

Panikzustände und als Muskelentspanner wirkt. Manche benutzen es auch als Schlafmittel «, erklärt er Marino. »Wir hoffen, dass die Jordans gar nicht wussten, was geschah.«

»War es damals Ihre Theorie, dass der Mann zuerst getötet wurde?«, erkundige ich mich.

»Die Reihenfolge ist nicht mehr nachvollziehbar, doch es wäre logisch, dass die Täterin den Mann zuerst erledigt hat, dann die Frau und zu guter Letzt die Kinder.«

»Und sie ist nicht aufgewacht, als ihr Mann direkt neben ihr erstochen wurde? Das muss ja eine hohe Dosis Clonazepam gewesen sein«, merke ich an.

»Wahrscheinlich ist alles unglaublich schnell gegangen. Ein Blitzangriff«, entgegnet er.

»Was ist mit ihren Schuhen? Wenn sie auf dem Rückweg ins Haus geblutet hat, muss Blut auf die Schuhe getropft sein, die sie im Garten trug. Hat jemand daran gedacht, sich nach blutigen Schuhen umzuschauen.«

»Du bist eine Schuhfetischistin«, sagt Marino, an meinen Hinterkopf gewandt.

»Da sie, als sie ermordet wurde, nur ein Nachthemd trug und barfuß war, hat sich niemand für Schuhe interessiert«, antwortet Colin.

»Sie hat also irgendwann während des Tages den Boden im Wintergarten und im Flur mit Blut vollgetropft«, stelle ich fest, als wir an dem Gewächshaus mit den eingewickelten Büschen und Bäumen in Blumenkübeln davor vorbeifahren. »Und das blieb dann einfach über Nacht so, ohne dass jemand aufgewischt hätte?«

»Die Fliesen waren dunkelrot. Der Boden im Flur bestand aus dunklem Hartholz. Möglicherweise hat sie es nicht gesehen oder schlichtweg vergessen«, erwidert er. »Ich bin absolut sicher, dass es ihre DNA ist. Es war ihr Blut«, beteuert er. »Sicher werden Sie mir zustimmen, dass sie kaum in den frühen Morgenstunden unten und im Garten Blut verloren haben kann, wenn die Morde oben stattfanden. Es gibt keinen Grund, daran zu zweifeln, dass sie es nie aus dem Bett geschafft hat.«

»Zugegeben, es erscheint unmöglich, dass sie im Wintergarten und im Garten geblutet und sich dann wieder ins Bett gelegt hat, um sich mehrfach erstechen zu lassen, während sich eine Mörderin im Haus herumtrieb und ihre gesamte Familie niedermetzelte «, entgegne ich. Dabei denke ich an die Gefahren, die es mit sich bringt, wenn man Ermittlungen einstellt, bevor sie richtig angefangen haben, weil alle Beteiligten den Täter für überführt halten.

Als Lola Daggette dabei ertappte wurde, wie sie in ihrer Dusche im Übergangwohnheim blutige Kleidungsstücke wusch, lag die Schlussfolgerung auf der Hand. Was machte es schon, wenn sie falsch war? Blut auf dem Boden im Wintergarten, eine Schnittwunde an Gloria Jordans Daumen, eine nicht eingeschaltete Alarmanlage und unbekannte Fingerabdrücke, all das spielte plötzlich keine Rolle mehr. Lola hat allen haarsträubende Lügen und erfundene Alibis aufgetischt – und schon war der Fall aufgeklärt. Die Mörderin wurde vor Gericht gestellt und verurteilt und sitzt nun im Todestrakt. Wer die Antworten bereits zu kennen glaubt, stellt keine Fragen mehr.

Wir holen Tatortkoffer und Schutzkleidung vom Rücksitz des Land Rover und folgen dem betonierten, von blühenden Büschen und Blumenbeeten gesäumten Fußweg. Die leuchtenden Farben verblassen im gleißenden Sonnenschein. Officer Macon und die Direktorin erwarten uns im Backsteingebäude mit den weißen Säulen an der Kontrollschleuse.

»Ein trauriger Anlass«, begrüßt uns Tara Grimm, deren Verhalten heute ihrem Namen alle Ehre macht.

Ihre Miene ist bitterernst, und der Blick, mit dem sie mich bedenkt, ist eindeutig. Außerdem hat sie die Lippen fest zusammengepresst. Heute trägt sie, anders als gestern, kein elegantes schwarzes Kleid, sondern ein spießiges hellblaues Kostüm, eine grell geblünte Bluse mit einer langen Schleife am Ausschnitt und flache Sandalen.

»Vermutlich sind Sie mit Dr. Dengate hier«, wendet sie sich an mich, und ich spüre die Enttäuschung und Feindseligkeit, die von ihr ausgehen. »Ich dachte, Sie wären schon wieder in Boston.«

Also hat sie mich weit weg im Norden oder zumindest unterwegs dorthin vermutet. Ich merke ihrem Gesichtsausdruck an, dass sie fieberhaft überlegt, in welcher Weise meine Anwesenheit die nun kommenden Ereignisse beeinflussen könnte.

»Das ist mein Chefermittler«, stelle ich Marino vor.

»Und was wollen Sie hier in Savannah?« Sie bemüht sich nicht einmal, höflich zu sein.

»Fischen«, entgegnet Marino.

»Und was fangen Sie so?«

»Hauptsächlich Adlerfische«, erwidert Marino.

»Nun, wir sind Ihnen sehr dankbar dafür, dass Sie uns Ihre Zeit opfern«, sagt sie zu Colin, während Officer Macon und zwei andere uniformierte Wachleute unsere Tatortkoffer und Ausrüstung kontrollieren.

Als sie auch die Schutzkleidung überprüfen wollen, hält Colin sie zurück.

»Nein, das dürfen Sie nicht anfassen«, weist er sie zurecht. »Außer Sie wollen, dass Ihre DNA an die Sachen gerät. Und das möchten Sie sicher nicht, da wir noch nicht wissen, woran die Dame gestorben ist.«

»Lassen Sie sie einfach durch.« Die Stimme der Direktorin klingt plötzlich schneidend wie die eines Militärkommandanten. »Sie kommen mit«, befiehlt sie Officer Macon. »Wir werden sie zu Haus Bravo begleiten.«

»Sammy Chang vom GBI sollte schon dort sein«, merkt Colin an.

»Ja, ich glaube, das war der Name des GBI-Manns, der die Zelle durchsucht hat. Wie wollen Sie die Sache regeln?« Mit Colin spricht sie in einem völlig anderen Tonfall, so als sei ich nicht vorhanden und als handle es sich um einen bloßen Freundschaftsbesuch.

»Welche Sache?« Die erste Stahltür öffnet sich und fällt mit einem ohrenbetäubenden Scheppern hinter uns ins Schloss. Dann geht die nächste Tür auf und wieder zu. Officer Macon marschiert drei Meter voraus und spricht über Funk mit der Kontrollstelle.

»Wir könnten den Transport in Ihr Institut in die Wege leiten«, schlägt sie vor.

»Ich habe es gern einfach und unkompliziert. Das heißt, wir kümmern uns selbst darum«, entgegnet Colin. »Einer unserer Wagen ist bereits unterwegs.«

Der Flur, den die Direktorin uns entlangführt, wirkt wie ein Labyrinth, weil jede Ecke, jede geschlossene Tür und jeder angrenzende Korridor von den großen gewölbten Spiegeln reflektiert wird, die hoch oben an den Wänden hängen. Alles besteht aus grauem Beton und grünem Stahl. Dann treten wir wieder in den drückend heißen Nachmittag hinaus. Grau gekleidete Frauen huschen, lautlos wie Schatten, über den Gefängnishof, gehen in Grüppchen zwischen den Gebäuden umher und jäten am Rand der Wege Unkraut mit der Hand. Unter einigen Mimosenbäumen haben sich drei Windhunde versammelt und kauern

oder liegen hechelnd im Gras.

Die Insassinnen blicken uns mit ausdruckslosen Mienen nach. Ich bin sicher, dass sich die Nachricht von Kathleen Lawlers Tod schon in sämtlichen Häusern herumgesprochen hat. Ein bekanntes Mitglied ihrer Gemeinschaft, das dem Vernehmen nach gegen seinen Willen in Einzelhaft verlegt wurde, da man befürchtete, die Mitgefangenen könnten ihm Schaden zufügen, hat im Hochsicherheitstrakt keine zwei Wochen überlebt.

»Sie werden nicht lange rausgelassen«, richtet Tara Grimm endlich das Wort an mich, während Officer Macon das Tor zu Haus Bravo öffnet. Mir wird klar, dass sie die Hunde meint. »Bei diesem Wetter bleiben sie die meiste Zeit drinnen, außer wenn sie Gassi müssen.«

Ich male mir aus, zu welchen Komplikationen es in einem Gefängnis führt, wenn einer der geretteten Windhunde seine Notdurft verrichten möchte.

»Natürlich sind sie mit ihren langen Schnauzen und dem schlanken Körperbau gut an die Hitze angepasst. Sie haben keine Unterwolle. Sicher können Sie sich vorstellen, wie heiß es auf der Rennbahn wird. Also kommen sie hier gut zurecht. Aber wir sind vorsichtig«, fährt sie fort, als hätte ich sie der Tierquälerei bezichtigt.

Schlüssel klappern an der langen Kette an Officer Macons Gürtel, als er die Tür von Haus Bravo aufsperrt. Wir betreten eine trübe, ganz und gar graue Welt. Beinahe spüre ich die erhöhte Wachsamkeit, als wir an dem verglasten Turm vorbeikommen, wo unsichtbares Sicherheitspersonal die Türen im Inneren des Gebäudes beobachtet, öffnet und schließt. Anstatt nach links zu den Besucherräumen, wo ich gestern war, gehen wir nach rechts, vorbei an einer menschenleeren Edelstahlküche und einem Wäscheraum mit professionellen Waschmaschinen.

Durch eine weitere schwere Tür erreichen wir ein Atrium, wo Hocker und Tische am Betonboden festgeschraubt sind. Eine Etage höher befindet sich ein Laufsteg, und dahinter erkenne ich die Hochsicherheitszellen mit ihren grünen Metalltüren. Aus jeder der kleinen Fensterscheiben späht ein Gesicht. Die Insassinnen beobachten uns eindringlich, und dann fangen sie wie aufs Stichwort an, gegen die Türen zu treten. Das Stoßen ihrer Füße ans Metall erzeugt einen ohrenbetäubenden Radau, so als würden sämtliche Tore zur Hölle zugeknallt.

Tara Grimm steht kerzengerade da und schaut nach oben. Ihr Blick gleitet den Laufsteg entlang und bleibt an einer Zellentür direkt über dem Eingang hängen. Das Gesicht dahinter ist blass und aus meiner Perspektive eine Etage tiefer kaum zu erkennen. Doch ich kann langes braunes Haar, weit aufgerissene Augen und einen zusammengepressten Mund ausmachen, als eine Hand hinter der Scheibe erscheint und der Direktorin den Stinkefinger zeigt.

»Lola«, stellt Tara fest und hält Lola Daggettes Blick stand, während das entsetzliche Getöse, das Hämmern und das Krachen andauern. »Die ach so sanfte, harmlose und unschuldige Lola«, höhnt sie. »Jetzt haben Sie sie einmal kennengelernt. Lola, das Opfer eines Justizirrtums, das nach Ansicht einiger Leute wieder auf freien Fuß gehört.«

Als wir unseren Weg fortsetzen, kommen wir an einer Tür mit Gitterglas und einem Karren mit Bibliotheksbüchern vorbei, der neben einem unvollendeten Puzzle, einer Ansicht von Las Vegas, steht. Die Puzzleteilchen liegen zu kleinen Haufen sortiert auf der Tischplatte aus Metall. Officer Macon öffnet mit seinem klirrenden Schlüsselbund die nächste Tür. Sobald wir sie hinter uns haben, hört das Treten auf, und es kehrt Totenstille ein. Vor uns befinden sich jeweils sechs Türen auf jeder Seite, die vom restlichen Gebäude abgetrennt sind. An einigen der schimmernden Stahlriegel hängen leere weiße Müllbeutel aus Plastik. Aus den Fenstern schauen Gesichter aller Altersgruppen. Die angespannte Stimmung lässt mich an ein sprungbereites Tier denken, das jeden Moment losschlagen oder vor Angst die Flucht ergreifen wird. Sie wollen raus und endlich erfahren, was geschehen ist. Ich spüre Furcht und Wut. Beinahe kann ich sie riechen.

Officer Macon führt uns zu einer Zelle am Ende des Flurs, der einzigen, hinter deren Fenster kein

Gesicht zu sehen ist und deren Tür einen Spaltbreit offen steht. Marino verteilt die Schutzkleidung. Wir stellen Tatortkoffer und Kameraausrüstung auf den Boden. In Kathleen Lawlers Zelle, kleiner als eine Pferdebox, blättert GBI-Ermittler Sammy Chang in einem Notizbuch, das er offenbar zwischen den Büchern und weiteren Notizblöcken auf den beiden grau lackierten Metallregalen hervorgezogen hat. Seine behandschuhten Finger schlagen Seiten um. Er ist von Kopf bis Fuß in weißes Tyvek gehüllt, das Marino als *Overkill-Klamotten* bezeichnet, weil er noch aus einer Zeit stammt, in der Ermittler höchstens Gummihandschuhe angezogen und sich die Nase mit Vicks eingerieben haben.

Changs Blick wandert von Marino zu mir. Dann sieht er Colin an. »Ich habe fast alles hier drin fotografiert«, verkündet er. »Ich weiß nicht, was wir sonst noch realistisch feststellen können. Schließlich ging es hier zu wie im Taubenschlag.«

Damit meint er, dass das Wachpersonal und andere Gefängnismitarbeiter Zutritt zu Kathleens Zelle hatten. Außerdem waren im Laufe der Jahre zahlreiche andere Gefangene hier eingesperrt. Da der Fundort der Leiche dadurch verunreinigt wurde, werden uns das Sichern von Fingerabdrücken und andere kriminaltechnische Untersuchungen, wie sie in einem verdächtigen Todesfall üblich sind, hier vermutlich nicht weiterbringen. Wenn jemand im Gefängnis stirbt, ist das mit einem Mord in einem Privathaus vergleichbar, denn in beiden Situationen werden die Ermittlungen dadurch erschwert, dass Fingerabdrücke und DNA sehr wenig Aussagekraft haben, falls der Täter regelmäßig Zugang zum Tatort hatte.

Chang drückt sich sehr verhalten aus. Er möchte nicht offen aussprechen, dass wir durch unsere gewöhnliche Vorgehensweise nichts herausfinden werden, sofern ein Mitarbeiter des Gefängnisses die Schuld an Kathleen Lawlers Tod trägt. In Gegenwart von Officer Macon oder Tara Grimm wird er nicht äußern, dass er hauptsächlich deshalb hier ist, um Kathleens Zelle zu sichern, damit niemand – auch nicht die beiden – Gelegenheit hat, potenzielle Beweismittel zu manipulieren. Natürlich war es bei seinem Eintreffen eigentlich schon zu spät, das zu verhindern. Wir können nicht mit Gewissheit sagen, wie lange Kathleen schon tot in ihrer Zelle lag, als das GBI und Colins Büro benachrichtigt wurden.

»Ich habe die Leiche nicht angefasst«, teilt Chang Colin mit. »Sie lag so da, als ich um dreizehn Uhr ankam. Angeblich war sie da seit einer Stunde tot. Allerdings ist die Zeitabfolge der Ereignisse, wie sie mir geschildert wurde, ein wenig schwammig.«

Kathleen Lawler liegt auf einer mit einer zerknitterten grauen Decke und einem vergilbten Laken bedeckten schmalen Stahlpritsche, die wie ein Regal unter dem mit Maschendraht gesicherten Fenster befestigt ist. Ihr Körper ist halb zur Seite gedreht, ihre Augen sind einen Spaltbreit geöffnet, ihr Mund steht offen, und ihre Beine hängen über die Kante der schmalen Matratze. Die Hosenbeine ihrer weißen Gefängniskleidung sind über die Knie hochgeschoben, und das weiße T-Shirt ballt sich um ihre Brüste, vielleicht als Ergebnis von gescheiterten Wiederbelebungsmaßnahmen. Möglicherweise hat sie auch im Todeskampf wild um sich geschlagen und sich in einem verzweiferten Versuch, eine bequeme Lage zu finden und ihre Symptome zu lindern, herumgewälzt.

»Fanden Wiederbelebungsmaßnahmen statt?«, frage ich Tara Grimm.

»Natürlich haben wir uns alle erdenkliche Mühe gegeben. Aber sie war bereits tot. Was auch immer passiert sein mag, jedenfalls ging es sehr schnell.«

Während Marino, Colin und ich weiße Overalls anziehen, bemerke ich eine Gefangene in der Zelle gegenüber, die uns durch die Glasscheibe anstarrt. Sie hat ein Großmuttergesicht, einen eingefallenen Mund und krauses graues Haar, das ihren Kopf umgibt wie ein Helm. Sie erwidert meinen Blick und fängt an zu sprechen. Ihre laute Stimme dringt gedämpft durch die verschlossene Stahltür.

»Schnell? Da lachen ja die Hühner!«, verkündet sie. »Ich habe eine gottverdammte halbe Stunde gerufen, bis jemand kam! Eine gottverdammte halbe Stunde! Sie war am Ersticken, das habe ich deutlich gehört. *Ich krieg keine Luft mehr, ich krieg keine Luft mehr*, hat sie gekeucht. Dann ist sie still geworden und hat nicht mehr geantwortet. Da habe ich aus Leibeskräften um Hilfe gerufen ...«



Drei schnelle Schritte bringen Tara Grimm zur Zellentür. Sie klopft mit den Fingerknöcheln an die Scheibe. »Geben Sie Ruhe, Ellenora.« Ihr Tonfall weckt in mir den Verdacht, dass Ellenora sich zum ersten Mal äußert. Tara Grimm wirkt aufrichtig erschrocken und zornig. »Stören Sie die Leute nicht bei der Arbeit. Dann lassen wir Sie raus, damit Sie ihnen genau erzählen können, was Sie gesehen haben«, meint sie zu der Gefangenen.

»Es war mindestens eine halbe Stunde! Warum hat das so lange gedauert? Wahrscheinlich hat man einfach Pech, wenn man hier drin im Sterben liegt. Ganz gleich, ob es nun brennt, eine Überschwemmung gibt oder ob ich an einem Hühnerknochen erstickte. Pech eben«, erklärt sie mir.

»Sie müssen sich beruhigen, Ellenora. Wir kümmern uns später um Sie. Dann können Sie uns alles schildern, was Sie gesehen haben.«

»Gesehen? Gesehen habe ich gar nichts. Ich konnte nämlich nichts sehen. Das habe ich euch allen doch schon gesagt.«

»Richtig«, entgegnet Tara Grimm kühl und herablassend. »Ihre ursprüngliche Aussage lautete, dass Sie nichts gesehen haben. Wollen Sie die jetzt ändern?«

»Weil ich nichts sehen konnte! Schließlich hat sie nicht dagestanden und aus dem Fenster geschaut. Das war ja das Schreckliche daran. Ich habe sie nur stöhnen, keuchen und um Hilfe betteln gehört. Sie hat diese grausigen Geräusche gemacht wie ein Tier, das Schmerzen hat. Hier drin kann man verrecken, ohne dass es jemanden interessiert. Schließlich haben wir keinen Notrufknopf, den wir drücken könnten! Sie haben sie in ihrer Zelle sterben lassen«, wendet sie sich an mich. »Sie haben sie einfach sterben lassen!« Sie sieht mich aus großen Augen an.

»Wenn Sie nicht aufhören, stecken wir Sie in eine Hochsicherheitszelle«, droht Tara Grimm. Ich merke ihr ihre Ratlosigkeit an.

Offenbar hat sie nicht mit so einer Szene gerechnet, und mir schießt durch den Kopf, dass die Gefangene namens Ellenora gerissen ist wie so viele Gefängnisinsassen. Bei ihrer ersten Befragung durch Gefängnismitarbeiter hat sie den Mund gehalten, um die Gelegenheit zu dieser kleinen Showeinlage zu bekommen. Hätte sie sich diesen Ausbruch schon früher geleistet, hätte man sie vermutlich längst in eine Hochsicherheitszelle verlegt, was wahrscheinlich ein beschönigender Ausdruck für Arrest oder Gummizelle ist.

Colins Überschuhe scharren über den Boden, als er in Kathleen Lawlers Zelle geht. Unterdessen klappt Marino auf dem lackierten Betonboden den Tatortkoffer auf. Er überprüft die Kameras, während ich mich an die Wand lehne, um Überschuhe über meine schweren schwarzen Stiefel mit ihrem tiefen Profil zu streifen. Beim Anziehen der Handschuhe spüre ich den Blick der Gefangenen auf mir und auch das, was er ausstrahlt, nämlich eine Todesangst, die an Hysterie grenzt. Tara Grimm klopft wieder an die Scheibe, als wolle sie verhindern, dass sie weiterredet. Ellenoras verängstigtes Gesicht weicht von der Tür zurück, als plötzlich die Fingerknöchel der Direktorin vor ihr erscheinen.

»Was bringt Sie darauf, dass sie nicht mehr atmen konnte?«, fragt Tara Grimm laut, um uns von ihren guten Absichten zu überzeugen.

»Ich bin deshalb so sicher, weil sie es gesagt hat«, erwidert Ellenora hinter der Tür. »Außerdem hatte sie Schmerzen und hat sich elend gefühlt. So müde, dass sie sich kaum bewegen konnte, und sie hat gekeucht. *Ich kann nicht atmen. Ich weiß nicht, was mit mir los ist*, hat sie geschrien.«

»Wenn jemand nicht atmen kann, kann er auch nicht sprechen. Deshalb frage ich mich, ob Sie sie vielleicht falsch verstanden haben. Wer keine Luft bekommt, kann nicht schreien, vor allem nicht so laut, dass man es durch eine Stahltür hört. Zum Schreien muss man nämlich tief Luft holen«, entgegnet Tara nachdrücklich, damit mir auch kein Wort entgeht.

»Sie hat aber gesagt, dass sie nicht sprechen kann! Dass sie beim Sprechen Probleme hat! Ihre Kehle war zugeschwollen!«, beteuert Ellenora.

»Jemandem zu sagen, man könne nicht sprechen, ist doch ein Widerspruch in sich, oder?«

»Das hat sie aber gesagt! Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen!«

»Zu sagen, dass man nicht sprechen kann, ist wie loslaufen, um Hilfe zu holen, weil man gelähmt ist.«

»Ich schwöre bei Gott und Jesus Christus, dass sie das gesagt hat!«

»Das ist unlogisch«, teilt Tara Grimm der Gefangenen auf der anderen Seite der dicken Stahltür mit.

»Sie müssen sich jetzt beruhigen, Ellenora, und die Stimme senken. Sie antworten nur auf meine Fragen, und zwar ohne herumzuschreien oder Theater zu machen.«

»Aber es ist die Wahrheit, auch wenn es Ihnen nicht passt!« Ellenoras Aufregung wächst. »Sie hat um Hilfe gebettelt! So etwas Entsetzliches habe ich noch nie gehört! *Ich kann nichts sehen. Ich kann nicht sprechen. Ich sterbe! O Scheiße, o mein Gott! Ich halte das nicht mehr aus!*«

»Es reicht, Ellenora.«

»Genau das hat sie gesagt. Sie hat gekeucht und gebettelt. *Bitte helft mir!* Sie hatte Todesangst. *O Scheiße*, hat sie gebettelt. *Ich weiß nicht, was mit mir los ist! Bitte helft mir doch!*«

Wieder klopft Tara an die Scheibe. »Schluss mit den Kraftausdrücken, Ellenora.«

»Das hat doch *sie* gesagt, nicht ich. Sie sagte: *Scheiße, helft mir bitte! Ich muss mir was geholt haben!*«

»Ich frage mich, ob sie womöglich eine Allergie hatte. Gegen Lebensmittel oder Insekten«, meint die Direktorin zu mir. »Wespen oder Bienen vielleicht, Allergien, die sie nie erwähnt hat. Sie könnte beim Hofgang von etwas gestochen worden sein. Nur so ein Gedanke. Wenn es so heiß und schwül ist und alles blüht, wimmelt es von Wespen.«

»Anaphylaktische Reaktionen auf Insektenstiche, Meeresfrüchte, Erdnüsse oder sonstige Allergene laufen normalerweise sehr schnell ab«, widerspreche ich. »Und offenbar ist sie nicht schnell gestorben. Der Tod trat erst nach einer gewissen Zeit ein.«

»Sie fühlte sich mindestens anderthalb Stunden lang nicht wohl!«, beharrt Ellenora. »Warum haben sie so verdammt lang gebraucht?«

»Haben Sie gehört, ob ihr übel wurde?« Ich betrachte Ellenora durch die dicke Glasscheibe. »Klang es, als müsste sie sich übergeben oder hätte Durchfall?«

»Ob ihr schlecht geworden ist, weiß ich nicht. Aber sie sagte, sie hätte einen übersäuerten Magen. Ich habe nicht gehört, ob sie brechen musste. Die Klospülung auch nicht. Sie hat geschrien, jemand hätte sie vergiftet!«

»Jetzt soll sie auch noch vergiftet worden sein«, höhnt Tara und verdreht die Augen in meine Richtung, um mich daran zu erinnern, von wem diese Information kommt.

Ellenoras Miene ist aufgebracht, ihre Augen sind geweitet. »*Ich bin vergiftet worden!*, hat sie gesagt. *Lola war es. Lola war es. Es war in dem Mist, den ich gegessen habe!*«

»Jetzt reicht es aber wirklich. Sofort aufhören«, entgegnet Tara, während ich in Kathleen Lawlers Zelle trete. »Passen Sie auf, was Sie daherreden«, habe ich noch ihre Stimme im Rücken. »Wir haben Besuch.«

In dem Edelstahlspiegel, über den Kathleen Lawler sich bei meinem gestrigen Besuch beschwert hat, sehe ich, dass GBI-Ermittler Sammy Chang mir gefolgt ist und auf der Schwelle stehenbleibt.

»Ich warte hier, damit Sie mehr Platz haben«, meint er zu mir.

Toilette und Waschbecken sind zu einer Einheit aus Edelstahl zusammengefasst und haben bis auf die Hebel für die Spülung und den Wasserhahn keine beweglichen Teile. Ich sehe und rieche nichts, was darauf hinweist, dass Kathleen Lawler vor ihrem Tod übel gewesen sein könnte. Allerdings nehme ich einen schwachen elektrischen Geruch wahr.

»Finden Sie den Geruch nicht seltsam?«, frage ich Chang.

»Eher nicht.«

»Irgendwie elektrisch. Ein eigenartiger und unangenehmer Geruch.«

»Nein, ich habe nichts bemerkt, als ich mich umgeschaut habe. Der Fernseher ist es sicher nicht.« Er deutet auf den kleinen Fernseher in einem durchsichtigen Plastikgehäuse, der auf einem Regal steht.

»Ganz bestimmt nicht«, erwidere ich. Im Waschbecken bemerke ich Wasserflecke und an Kreide erinnernde Rückstände.

Als ich mich vorbeuge, wird der Geruch stärker.

»Scharf wie nach einem Kurzschluss oder von einem überhitzten Föhn«, versuche ich, meine Wahrnehmung zu beschreiben. »Oder wie eine Batterie. So ähnlich jedenfalls.«

»Batterie?« Er runzelt die Stirn. »Habe hier keine Batterien entdeckt. Auch keinen Föhn.«

Er geht zum Waschbecken und beugt sich darüber. »Ja, könnte sein«, stellt er fest. »Ich habe keine sehr gute Nase.«

»Ich würde empfehlen, von dem Zeug im Waschbecken Proben zu nehmen«, antworte ich. »Verfügt Ihr kriminaltechnisches Labor über ein Rasterelektronenmikroskop? Wir sollten uns die Morphologie bei starker Vergrößerung ansehen, um festzustellen, ob es sich um in einer Flüssigkeit gelöste Partikel handelt und womit wir es überhaupt zu tun haben. Metalle oder ein anderer Stoff. Vielleicht ist es ja auch eine Chemikalie oder eine Droge, die bei Röntgenspektroskopie nicht sichtbar wird. Ich weiß nicht, welche anderen Detektoren das Elektronenmikroskop des GBI sonst noch hat. Aber wenn möglich, würde ich gern eine Untersuchung mit dem Spektrometer-Mikroskop durchführen lassen.

»Wir haben uns überlegt, ob wir uns eines dieser tragbaren Spektrometer-Mikroskope besorgen sollen, wie sie die Abteilung für Gefahrenstoffe benutzt.«

»Das ist heutzutage ratsam, da man jederzeit auf Sprengstoffe, Nervengifte, Kontaktgifte und derlei mehr stoßen kann. Es wäre außerdem nett, wenn Sie den Leiter Ihres kriminaltechnischen Labors ein bisschen umgarnen könnten, damit die Analyse so schnell wie möglich, also sofort, stattfindet. Wenn die Sie oben auf die Liste setzen, würde das nur wenige Stunden dauern. Die beschriebenen Symptome gefallen mir nämlich gar nicht.« Ich spreche leise und wähle meine Worte sorgfältig, weil man nie weiß, wer zuhört.

Denn daran, dass jemand lauscht, habe ich nicht den geringsten Zweifel.

»Ich kann recht charmant sein.« Chang ist zierlich gebaut und hat kurzes schwarzes Haar und eine undurchdringliche Miene. Doch in seinen dunklen Augen liegt ein freundlicher Ausdruck.

»Gut. Ein bisschen Charme kann nie schaden.«

»Glauben Sie, dass sie sich übergeben hat?«

»Ich rieche nichts«, entgegne ich. »Aber das heißt nicht, dass ihr nicht trotzdem übel war, wie ihre Nachbarin Ellenora es geschildert hat. Ein übersäuerter Magen.«

Bei der Diagnosestellung wird man zuerst auf das Offensichtliche tippen. Kathleen Lawler sei eine Herzinfarktkandidatin gewesen. Ihr plötzlicher Tod sei Folge körperlicher Anstrengung unter

Bedingungen, die für eine wenig gesundheitsbewusste Frau ihres Alters gefährlich sein können. Außerdem habe sie Gefängnisniskleidung getragen, ein langärmeliges Hemd und eine lange Hose aus Synthetikgemisch, und das bei Temperaturen von über dreißig Grad und einer Luftfeuchtigkeit von mindestens sechzig Prozent. Stress habe die Beschwerden noch verschlimmert, denn Kathleen habe wegen der Verlegung in die Einzelhaft eindeutig unter Druck gestanden. Es würde mich nicht wundern, wenn wir nach lebenslanger ungesunder Ernährung sowie Alkohol- und Drogenmissbrauch feststellen werden, dass sie an einer Herzkrankheit litt.

»Was ist mit dem Müll?«, erkundige ich mich bei Chang. »An einigen Türen habe ich weiße Müllbeutel bemerkt, aber hier ist keiner. Weder ein leerer noch ein voller.«

»Gute Frage.« Wir wechseln einen wissenden Blick. Falls es in der Zelle einen Müllbeutel oder überhaupt Abfall gegeben hat, wurde er vor seiner Ankunft beseitigt.

»Stört es Sie, wenn ich mich umschaue?«, meine ich zu ihm. »Ich werde auch nichts ohne Ihre Erlaubnis anfassen.«

»Bis auf die Dinge, die ich für Sie sicherstellen soll, bin ich hier fertig. Tun Sie sich also keinen Zwang an.« Mit behandschuhten Händen öffnet er die Plastikverpackung eines sterilen Applikators und schiebt sich an mir vorbei zum Waschbecken.

»Ich gebe Ihnen trotzdem jedes Mal vorher Bescheid«, antworte ich, denn vom Gesetz her hat er hier das Sagen. Colin Dengate ist nur für die Leiche und alle damit zusammenhängenden biologischen und Faserspuren zuständig. Und ich bin nichts weiter als ein geladener Gast, eine Expertin von auswärts, die eine Genehmigung braucht. Wenn ein Fall nicht unter den Zuständigkeitsbereich des Armed Forces Medical Examiner, in anderen Worten des Verteidigungsministeriums, fällt, habe ich jenseits der Grenzen von Massachusetts nichts zu melden und werde deshalb bei der kleinsten Kleinigkeit um Erlaubnis bitten.

In die Wand gegenüber der Toilette sind zwei graue Metallregale eingelassen, auf denen Bücher und Notizblöcke liegen. Außerdem sind da noch verschiedene Behälter aus durchsichtigem Plastik, die das Verstecken verbotener Gegenstände verhindern sollen. Als ich jeden davon öffne, erkenne ich den Geruch von Kokosbutter, Noxzema gegen Hautunreinheiten, Pflegeshampoo, Mundwasser und Zahnpasta mit Pfefferminzgeschmack. In einer Seifenschale liegt ein dickes weißes Stück Seife, Marke Ivory. In einem Plastikröhrchen steht eine Zahnbürste, die Substanz in einer Plastikflasche scheint Haargel zu sein. Außerdem sehe ich einen kleinen Plastikamm, eine Haarbürste ohne Griff und große Lockenwickler aus Schaumstoff, vielleicht aus einer Zeit, als Kathleen Lawler noch längere Haare hatte.

Die Bücher reichen von Romanen bis hin zu Gedichten und Ratgebern. Daneben befinden sich durchsichtige Plastikkörbe voller Briefe, Notizblöcke und Schreibpapier. Hinweise auf eine Zellendurchsuchung kann ich nicht entdecken. Nichts weckt den Verdacht, dass das Wachpersonal Kathleens Sachen durchwühlt hat. Allerdings erwarte ich auch keine offensichtlichen Anzeichen dafür. Falls ihre persönliche Habe vor Changs Ankunft kontrolliert wurde, dann sicher nicht, weil man darunter Marihuana, ein selbstgebasteltes Messer oder andere im Gefängnis verbotene Dinge vermutet hat. Es steckten andere Absichten dahinter, die ich im Moment nicht zu fassen kriege. Was könnte ein Gefängnismitarbeiter hier gewollt haben? Ich habe keine Ahnung. Jedenfalls entbehrt die Beseitigung ihres Müllbeutels vor Eintreffen des GBI jeder gesetzlichen Grundlage. Mein mulmiges Gefühl nimmt zu.

»Wenn Sie einverstanden sind, würde ich gern da hineinschauen.« Ich deute auf den Inhalt der Körbe. Chang soll genau wissen, was ich vorhabe.

»Klar.« Er nimmt Abstriche vom Edelstahlwaschbecken. »Ja, es riecht irgendwie komisch, Sie haben recht. Und das Zeug ist grau. Milchig grau.« Er verstaut die Applikatoren in einem Plastikröhrchen und beschriftet den blauen Schraubdeckel mit einem Markierstift.

Die Notizblöcke sind alle liniert. Deckblatt, Seiten und die Rückseite aus Pappkarton werden von einer Klebebindung zusammengehalten und stammen vermutlich aus dem Gefängnisladen, wo Spiralblöcke nicht im Angebot sind, weil man den Draht als Waffe verwenden könnte. Auf den Seiten stehen Gedichte und

Prosatexte, unterbrochen von Kritzeleien und Zeichnungen. Die meisten Texte sind datierte Tagebucheinträge. Offenbar hat Kathleen gründlich und begeistert Tagebuch geführt. Sofort fällt mir auf, dass Einträge aus jüngerer Zeit fehlen. Beim Durchblättern der Notizblöcke stoße ich auf ausführliche tägliche Einträge, die beginnen, als sie vor drei Jahren wegen fahrlässiger Tötung und Alkohol am Steuer wieder ins GPFW eingeliefert wurde. Doch nach dem 3. Juni, an dem sie das letzte Blatt des Notizblocks mit ihrer unverwechselbaren Handschrift von beiden Seiten gefüllt hat, endet das Tagebuch.

*Freitag, 3. Juni*

*Der Regen prasselt auf eine Welt hernieder, die ich verloren habe, und als der Wind letzte Nacht durch den Maschendraht an meinem Fenster fegte, klang es, als verböge jemand eine Säge. Dissonanzen und ein Kreischen wie von Stahlkabeln unter Hochspannung. Wie ein gewaltiges Ungeheuer, gemacht aus Metall. Wie eine Warnung. Ich lag da und lauschte dem lauten metallischen Stöhnen und Vibrieren. Bald wird etwas geschehen, dachte ich mir.*

*Vor ein paar Stunden, im Speisesaal beim Abendessen, konnte ich es spüren. Ich kann es nicht beschreiben. Es war nichts Fassbares wie ein Blick oder eine Bemerkung, sondern nur ein Gefühl. Doch es war unverkennbar, dass sich da etwas zusammenbraut.*

*Alle schaukelten das aus undefinierbarem Fleisch bestehende Geschnetzelte in sich hinein, ohne mich anzusehen, so als wäre ich nicht vorhanden und als hätten sie ein Geheimnis vor mir. Ich habe mit niemandem gesprochen und niemandem ins Gesicht geschaut. Ich weiß, wann ich andere ignorieren muss, und sie wissen, dass ich es weiß. Hier drin wissen alle alles.*

*Ich werde den Gedanken nicht los, dass es immer nur um Essen und Aufmerksamkeit geht. Menschen sind bereit zu töten, um etwas Essbares, und sei es Schlangenfresser, zu bekommen. Und mit Anerkennung, selbst unverdienter und eitler, ist es genau dasselbe. Ich habe die Rezepte in Inklings abgedruckt, und zwar ohne die Autorinnen zu nennen, weil sie es auch nicht im Entferntesten verdient hatten. Außerdem lag die Entscheidung ohnehin nicht bei mir. Ich habe hier nicht das Sagen, und dennoch befürchtete ich, dass man mir die Schuld geben würde. Ein kleiner Vorwurf kann hier große Folgen haben. Keine Ahnung, wie ich es sonst deuten soll. Meine Zeitschrift ist gerade herausgekommen, und seitdem ist plötzlich alles anders.*

*Wir teilen uns mit sechzig Frauen eine Mikrowelle und rühren in Mamas Testküche, wie die anderen mich und meine kulinarische Werkstatt nennen, mehr oder weniger das gleiche zusammen. Zumindest war das früher so. Vielleicht werden sie es in Zukunft lassen, obwohl die leckeren Ideen von mir kamen. Die Rezeptideen sind immer mir und meiner Kreativität zu verdanken. Wer sonst macht sich Gedanken darüber, wenn man nichts als Schrott und nochmals Schrott als Ausgangsbasis hat?*

*Schrott, den wir im Gefängnisladen kaufen. Schrott, den wir im Speisesaal abzweigen. Knusperstangen mit Rindfleisch-Käse- Geschmack, Tortillas und portionierte Butter. Ich habe ihnen beigebracht, wie man daraus Teigtaschen macht. Aus Aufbackbrötchen, mit Vanillecreme gefüllten Keksen und Brausepulver mit Erdbeergeschmack kann man einen Erdbeerkuchen zusammenbasteln. Ja, alle tragen etwas zu unserer Kochseite bei, weil ich damit angefangen habe.*

*Mir ist es egal, wer welches Rezept einreicht, denn sie sind sowieso alle von mir! Wer hat ihnen denn beigebracht, wie man die Vanillecreme aus den Keksen kratzt und sie mit dem Brausepulver verrührt, damit eine rosafarbene Glasur entsteht? Wer hat ihnen gezeigt, wie man Aufbackbrötchen und zerkrümelte Kekse in Wasser aufweicht (und neue Formen erfindet, wie ich nicht müde werde zu erklären) und das Ganze in der Mikrowelle gart, bis sich die Mitte eindrücken lässt?*

*Die Julia Childs dieses Gefängnisses! Also ich. NICHT IHR! Ich mache das, weil ich schon hier gelebt habe, als die meisten von euch noch gar nicht auf der Welt waren. Meine Rezepte sind so legendär, dass sie inzwischen zum Zitat, zum Symbol und zum geflügelten Wort geworden sind, dessen Ursprung längst in Vergessenheit geraten ist. Und deshalb glauben kleingeistige Ignorantinnen, sich*

ungeniert bedienen zu können. »A Good Man Is Hard to Find« ist nicht von Flannery O'Connor, sondern der Titel eines Liedes. »Und wenn ein Haus mit sich selbst uneins wird, kann es nicht bestehen« stammt nicht von Lincoln, sondern von Jesus. Niemand weiß mehr, was von wem ist, und so bedienen sich alle hemmungslos. Sie stehlen!

*Ich habe getan, was mir gesagt wurde, und die Rezepte – meine Rezepte – veröffentlicht, allerdings ohne Namen zu nennen, auch nicht meinen eigenen, was eine Ironie des beschissenen Schicksals ist. Ich bin die Betrogene. Und ihr vertilgt schmollend und miesepetrig euren Schlangenfraß und schweigt mich eisig an, als wärt ihr es, die man ungerecht behandelt hat. Für mich ist an eurem Tisch kein Platz mehr frei, weil alles reserviert ist.*

*Glaubt nicht, dass ich die Urheberin nicht kenne, ihr Lemminge, die ihr euch blind ins Meer führen lasst.*

*In fünf Minuten geht das Licht aus. Und dann kommt wieder die Dunkelheit.*

Da ich an die Augen und Ohren jenseits der offenen Zellentür denke, sage ich nichts zu dem, was ich gerade gelesen habe. Ich merke auch nicht an, dass mindestens ein Notizblock fehlt, vielleicht ein Tagebuch, möglicherweise auch mehr als eines, in das Kathleen nach dem 3. Juni und, noch wichtiger, ihrer Verlegung in Haus Bravo Eintragungen gemacht hat. Ganz sicher hat sie nicht von einem Tag auf den anderen das Schreiben aufgegeben, insbesondere nicht in Einzelhaft.

Während der letzten beiden Wochen hat sie sicher mehr geschrieben, nicht weniger, denn schließlich hatte sie dreiundzwanzig Stunden am Tag lang nichts anderes zu tun, als in ihrer winzigen Zelle ohne Aussicht und mit miserablen Fernsehempfang zu sitzen, isoliert von ihren Mitgefangenen und ohne ihren Arbeitsplatz in der Bibliothek, ihre Zeitschrift und ihren Internetzugang. Was mag sie wohl niedergeschrieben haben, dass jemand es uns vorenthalten will? Aber ich frage nicht nach und spreche auch nicht aus, wie sehr mich ihr Vergleich mit den Lemmingen neugierig gemacht hat.

Sind mit Lemmingen ihre Mitgefangenen gemeint, und wenn ja, wer hat sie ins Meer geführt? Ich erinnere mich daran, wie Lola Daggette Tara Grimm vor wenigen Minuten den Stinkefinger gezeigt hat. Es kann durchaus sein, dass die Idee, gegen die Zellentüren zu treten, von Lola stammt. Prahlerisch, aggressiv, ohne Selbstbeherrschung und mit einem niedrigen IQ. Kathleen hat sie gefürchtet. Allerdings ist Lola Daggette nicht der Grund, warum Kathleen jetzt tot auf ihrem Bett liegt. Lola ist auch nicht dafür verantwortlich, dass die Gefangenen der mittleren Sicherheitsstufe angefangen haben, Kathleen im Speisesaal zu schneiden. Woher sollten die Insassinnen der anderen Häuser wissen, was Lola Daggette denkt oder sagt oder ob sie ein Problem mit jemandem hat? Sie sitzt genauso abgeschnitten von der Welt und einsam in ihrer Zelle im oberen Stockwerk, wie Kathleen in dieser hier gesessen hat.

Vermutlich hat Kathleen jemand anderen gemeint. Ich denke an Tara Grimms Erklärung, Kathleen habe zu ihrem eigenen Schutz verlegt werden müssen, da sich herumgesprochen habe, dass sie eine verurteilte Kinderschänderin sei. Wer hat das Gerücht verbreitet? Was für Informationen waren das? Eindeutig welche, die die Direktorin anonymen Quellen zuschreiben konnte. Das Fernsehen, eine Mitgefangene, irgendeine unbekannte Person. Sie könne es nicht mit Sicherheit sagen. Das habe ich ihr schon gestern in ihrem Büro nicht abgenommen und glaube es noch immer nicht.

Vermutlich ist sie selbst die Drahtzieherin. Ein Leichtes, Gefängnisinsassinnen wegen einer Banalität wie der Namensnennung in einer Zeitschrift aufzuwiegeln. Ohne Tara Grimms Genehmigung durfte nichts in *Inklings* veröffentlicht werden. Es war ihre Entscheidung, Rezepte ohne Namen abzudrucken. Die anderen Gefangenen waren gekränkt, und es stimmt, dass auch kleine Kränkungen weitreichende Folgen haben können. Deshalb wurde Kathleen verlegt. Und in ihrer Paranoia und Aufregung hat sie sich eine Erklärung zurechtgezimmert: Lola Daggette steckte hinter dieser grundlosen Einschränkung ihrer Freiheit, die ihr wie eine Bestrafung erschienen sein muss. Vielleicht hat man ihr gegenüber auch Andeutungen fallengelassen. Aufseher wie Officer Macon könnten sie so lange verspottet und verhöhnt haben, bis sie

glaubte, Lola hätte ihr gedroht. Möglicherweise hat sie das ja auch. Doch das spielt keine Rolle. Lola hat sie jedenfalls nicht umgebracht.

Ich gebe Marino nicht zu erkennen, dass etwas faul ist, als er in seinem weißen Schutzanzug an mir vorbeigeht und ein Digitalthermometer ans Fußende des Betts legt, um die Raumtemperatur zu ermitteln. Ein zweites Thermometer gibt er Colin, damit dieser die Körpertemperatur der Leiche messen kann. Trotz der Zeugenaussagen, die den Todeszeitpunkt auf ungefähr Viertel nach zwölf festlegen, werden wir ihn selbst auf der Grundlage der körperlichen Veränderungen nach dem Tod ermitteln. Menschen machen Fehler. Sie sind erschrocken und verängstigt und bringen Dinge durcheinander. Manchmal lügen sie auch.

Ich schaue mich weiter um, in der Hoffnung, hier irgendwo einen Notizblock für den Monat Juni zu entdecken. An den grauen Wänden hängen handgeschriebene Gedichte und Passagen aus Prosatexten, die Kathleen in ihren E-Mails an mich erwähnt hat. Das Gedicht mit dem Titel *Schicksal* befindet sich direkt über dem schmalen, an der Wand verankerten Schreibtisch. Neben einem am Boden befestigten Stahlhocker steht noch ein durchsichtiger Plastikkorb, der ein wenig größer ist. Er enthält Unterwäsche, eine ordentlich gefaltete Garnitur Gefängnis Kleidung, Päckchen mit chinesischer Nudelsuppe und zwei Doughnuts, die Kathleen vermutlich im Gefängnisladen gekauft hat. Mir hat sie erzählt, sie habe kein Geld, weil sie die Arbeit in der Bibliothek verloren habe. Und dennoch hat sie offenbar eingekauft. Vielleicht hat sie die Sachen ja schon vor längerer Zeit erworben. Ich denke daran, dass sie ja erst seit zwei Wochen in Haus Bravo in Einzelhaft sitzt. Mit einem behandschuhten Finger drücke ich auf die Doughnuts. Sie sind nicht hart.

Am Boden des Korbs liegen einige Dutzend Ausgaben von *Inklings*, einschließlich der vom Juni, auf die Kathleen in ihrem Tagebucheintrag anspielt. Auf dem Titel sind Porträts der Autorinnen abgedruckt, Bilder im Stil von Andy Warhol von jeder Frau, die einen Monat lang berühmt sein wird, weil etwas, was sie geschrieben hat, für die Insassinnen des GPFW und vielleicht auch andere, die Zugang zu der Zeitschrift haben, zu lesen ist. Auf der Rückseite befindet sich das Impressum, in dem die für Layout und Gestaltung Verantwortlichen und natürlich die Chefredakteurin Kathleen Lawler aufgelistet werden. Besonderer Dank gilt Direktorin Tara Grimm für ihre Unterstützung, »ihre Menschlichkeit und ihre aufgeklärte Haltung«.

»Sie ist noch ziemlich warm«, Colin kauert, das Thermometer in der Hand, neben dem Bett aus Stahl. »Vierunddreißig Grad.«

»Hier drin sind es fünfundzwanzig«, ergänzt Marino und hält mit behandschuhten Händen das Thermometer hoch, das am Fußende des Betts gelegen hat. Er schaut auf die Uhr. »Um vierzehn Uhr neunzehn.«

»Angeblich seit zwei Stunden tot, und sie ist um vier Grad abgekühlt«, merke ich an. »Ein bisschen schnell, aber noch im Normalbereich.« Mehr kann ich im Moment nicht sagen.

»Nun, sie ist bekleidet, und es ist verhältnismäßig warm hier drin«, stimmt Colin zu. »Auf diese Weise kriegen wir nur einen Schätzwert.«

Damit deutet er an, dass wir anhand von Veränderungen nach dem Tod wie Körpertemperatur oder Leichenstarre nicht herausfinden werden, ob Kathleen schon eine halbe oder sogar eine Stunde länger tot ist, als man uns weismachen will.

»Die Leichenstarre in ihren Fingern fängt gerade erst an.« Colin bewegt die Finger von Kathleens linker Hand. »Totenflecken sind noch keine zu sehen.«

»Ob sie sich draußen beim Hofgang überhitzt hat?«, fragt Marino, während er die Texte an den Wänden betrachtet und jeden Zentimeter der Zelle auf sich wirken lässt. »Vielleicht war es ja ein Hitzschlag. So was kann passieren, oder? Man geht zwar wieder rein, aber man ist bereits angezählt.«

»Wenn es ein Hitzschlag gewesen wäre«, erwidert Colin beim Aufstehen, »wäre ihre Körpertemperatur höher. Selbst noch mehrere Stunden später. Außerdem hätte sich die Entwicklung der Leichenstarre beschleunigt und stünde in keinem Verhältnis zu den Totenflecken. Hinzu kommt, dass die

Symptome, wie ihre Zellennachbarin sie schildert, nicht zu einem langen Aufenthalt in großer Hitze passen. Herzstillstand? Nun, das ist möglich und kann sicherlich eine Folge anstrengender körperlicher Betätigung an einem heißen Tag sein.«

»Sie hat nichts weiter getan, als im Käfig im Kreis herum zu gehen. Und alle ein oder zwei Runden hat sie eine Pause gemacht«, wiederholt Marino, was uns gesagt worden ist.

»Anstrengend definiert sich für jeden anders«, entgegnet Colin. »Wie ist das bei jemandem, der die meiste Zeit sitzend in einer Zelle verbringt? Sie geht nach draußen, wo es sehr heiß und schwül ist, und verliert zu viel Flüssigkeit. Das Blutvolumen sinkt, und das setzt das Herz unter Druck.«

»Sie hat draußen Wasser getrunken«, wendet Marino ein.

»Aber war es auch genug? Hat sie in ihrer Zelle genug getrunken? Ich bezweifle das. Der durchschnittliche Mensch verliert an einem normalen Tag etwa zweieinhalb Liter Wasser. An einem außergewöhnlich heißen Tag können es auch zwölf Liter oder mehr sein, wenn man viel schwitzt«, sagt Colin.

Er kommt aus der Zelle und fragt Chang, ob er etwas dagegen hat, wenn ich mir die Sachen auf den Regalen und dem Schreibtisch näher ansehe. Chang stört es nicht. Als ich nach einem durchsichtigen Plastikkorb voller Briefe greife, fallen mir die ein, die Jack Fielding angeblich an sie geschrieben hat und in denen er mich als schwierig und als unerträgliche Vorgesetzte bezeichnet haben soll. Ich suche nach Briefen von ihm oder von Dawn Kincaid, aber vergeblich. Ich entdecke auch sonst nichts Wichtiges, bis auf einen Brief, der scheinbar von mir ist. Ungläubig starre ich auf die Absenderadresse und das Logo des CFC, aufgedruckt auf einen der weißen Umschläge, die Bryce stets in Chargen zu fünftausend Stück bestellt.

*Kay Scarpetta, MD, JD*

*COL USAF*

*Chief Medical Examiner und Leiterin*

*Cambridge Forensic Center*

Die selbstklebende Lasche ist aufgeschlitzt worden, vermutlich von Gefängnismitarbeitern, die jegliche eingehende Post lesen. Darin befindet sich ein gefaltetes Blatt Papier mit dem Briefkopf meines Büros. Der Brief ist getippt und sieht aus, als hätte ich ihn selbst mit schwarzer Tinte unterzeichnet.

*26. Juni*

*Liebe Kathleen,*

*ich weiß Ihre E-Mails sehr zu schätzen, in denen Sie mir von Jack erzählen. Ihren Schmerz und seine Außwirkungen unter den beengten Verhältnissen, in denen Sie seit Ihrer Verlegung in die Einzelhaft sicher leben, wage ich mir kaum auszumalen. Ich freue mich schon auf unser Gespräch am 30. Juni über einen ganz besonderen Mann, den wir beide kannten. Er hat unser Leben sehr stark beeinflusst, und es ist mir wichtig, Ihnen klarzumachen, dass ich immer nur sein Bestes wollte und ihm nie absichtlich weh getan hätte.*

*Nun werden wir uns nach all den Jahren endlich kennenlernen und natürlich den Kontakt halten. Sagen Sie mir wie immer Bescheid, falls Sie etwas brauchen.*

*Viele Grüße,*

*Kay*



Erst spüre ich Marinos Gegenwart, dann steht er neben mir, betrachtet den Brief in meiner Hand und liest die Zeilen. Ich sehe ihn an und schüttele fast unmerklich den Kopf.

»Was zum Teufel?«, flüstert er. Ich antworte, indem ich auf das Wort *Außwirkungen* zeige, das eindeutig falsch geschrieben ist. Allerdings versteht Marino mich offenbar nicht, und ich kann ihm im Moment weder den Fehler noch die Tatsache erläutern, dass die Wortwahl so gar nicht nach mir klingt. Außerdem würde ich einen solchen Brief niemals mit »Viele Grüße, Kay« unterzeichnen, als wären Kathleen Lawler und ich wirklich Freundinnen gewesen.

Nie hätte ich ihr geschrieben oder gesagt, ich hätte Jack Fielding »nie absichtlich Schaden zugefügt«, als wollte ich andeuten, ich könnte es vielleicht unabsichtlich getan haben. Ich denke an Jaines Worte von gestern. Kathleens Tochter Dawn Kincaid verbreitet überall, dass ich psychisch labil und gewalttätig bin. Allerdings kann dieser gefälschte Brief nicht von Dawn Kincaid stammen. Im Butler State Hospital, wo sie hinter Schloss und Riegel saß, als er abgeschickt wurde, hätte sie so etwas nicht arrangieren können.

Ich halte den Briefbogen hoch, damit Marino sieht, dass das Wasserzeichen des CFC fehlt, und den Brief als Fälschung erkennt. Dann lege ich ihn auf den Schreibtisch und tue etwas, was Marino bei mir so schnell wohl nicht mehr erleben wird. Ich ziehe die Handschuhe aus, stopfe sie in die Tasche meines weißen Schutzanzugs und fange an, mit meinem iPhone Fotos zu machen.

»Willst du die Nikon?«, fragt er mit erstaunter Miene. »Einen Maßstab?«

»Nein«, unterbreche ich ihn.

Ich möchte weder die Fünfunddreißig-Millimeter-Kamera noch ein Objektiv für Nahaufnahmen, ein Stativ oder besondere Beleuchtung. Und ich will auch kein beschriftetes Achtzehn-Zentimeter-Lineal, um den Maßstab festzulegen. Ich habe nämlich andere Gründe, diese Fotos zu machen. Obwohl ich Marino nicht verrate, worauf ich hinauswill, fühle ich mich verpflichtet, es Chang zu erklären, der uns von der Türschwelle aus aufmerksam beobachtet.

»Sie haben doch sicher ein Labor zur Untersuchung von gefälschten Dokumenten.« Ich trete näher an ihn heran.

»Haben wir.« Er sieht zu, wie ich Bryce, meinem Verwaltungschef, eine SMS schicke.

»Proben meines offiziellen Briefpapiers werden per FedEx- Eilzustellung über Nacht an Ihr Labor geschickt. Wer nimmt sie in Empfang?«

»Wahrscheinlich ich selbst.«

»Okay. Sammy Chang, GBI-Ermittlungsabteilung«, tippe ich, während ich weiterspreche. »Ich gehe jede Wette ein, dass eine Untersuchung deutliche Unterschiede zwischen dem echten Briefpapier des CFC und diesem hier zutage fördern wird.« Ich weise auf den Schreibtisch. »Zum Beispiel, dass das Wasserzeichen fehlt. Ich Sorge dafür, dass mein Verwaltungschef den gleichen Briefkopf und das gleiche Kuvert sofort an Sie auf den Weg bringt. Dann können Sie sie unter die Lupe nehmen und haben einen unwiderlegbaren Beweis für meine Aussage.«

»Ein Wasserzeichen?«

»Hier ist keines. Vermutlich wird man unter dem Mikroskop oder durch den Einsatz von Chemikalien auch feststellen, dass es ein anderes Papier ist. Und möglicherweise auch nicht die identische Schriftart. Keine Ahnung. Oh, Überraschung, hier drin hat man keine Verbindung. Dann schicke ich es eben später ab.«

Ich speichere die Fotos und die SMS an Bryce als Entwurf. Als ich an Chang vorbeiblicke, stelle ich fest, dass kein Gesicht mehr durch die Glasscheibe der Zelle gegenüber nach draußen schaut.

»Natürlich kontrolliert das Gefängnis die eingehende Post«, sage ich zu Chang. »In anderen Worten wurde der Umschlag bei seinem Eintreffen überprüft. Das heißt entweder eingescannt oder in Kathleens

Gegenwart geöffnet, wie der übliche Ablauf eben aussieht. Könnten Sie vielleicht herausfinden, was sonst noch in dem Umschlag war? Für ein einziges Blatt Papier und einen großen weißen Umschlag muss man nämlich nicht einen Dollar und sechsundsiebzig Cent Porto bezahlen, was heißt, dass das vermutlich nicht alles war. Der Absender könnte das Kuvert natürlich auch überfrankiert haben.«

»Also haben Sie nicht ...«, setzt er an und blickt sich dabei um.

»Wirklich nicht.« Ich schüttle den Kopf. Ich habe diesen Brief weder geschrieben noch ihn und den restlichen Inhalt des Umschlags abgeschickt. »Wo sind denn die anderen?«

»Sie haben die Frau an einen ruhigen Ort gebracht, wo Dr. Dengate sie zu ihren Beobachtungen befragen kann. Natürlich schmückt sie ihre Geschichte immer weiter aus.« Er meint Ellenora. »Aber Officer Macon ist noch da.« Das sagt er so laut, dass Officer Macon ihn auch sicher hört.

»Könnten Sie ihn fragen, ob Kathleen Lawler in den letzten Tagen etwas mit der Post bekommen hat?« Die Bemerkung, dass Chang nicht erwarten soll, über einen Brief oder sonstige Vorgänge in dieser Einrichtung die Wahrheit zu erfahren, verkneife ich mir.

Dann ziehe ich neue Handschuhe an, nehme den Brief, der aussieht wie auf meinem Büropapier geschrieben, und halte ihn wieder ans Licht. Zu meiner Erleichterung ist da tatsächlich kein Wasserzeichen. Gleichzeitig habe ich den Verdacht, der Fälscher könnte nicht wissen, dass das CFC ein preiswertes Recyclingpapier mit fünfundzwanzig Prozent Altpapieranteil benutzt und seinen Briefwechsel sowie Dokumente mit einem Wasserzeichen vor genau dieser Gefahr schützt. Während es möglich ist, eine mehr oder weniger glaubhafte Kopie meines Briefkopfes oder anderer von mir ausgestellter Urkunden anzufertigen, kann man so ein Wasserzeichen nicht nachmachen. Und das heißt, dass man einen Brief von mir nur dann glaubhaft fälschen kann, wenn man Zugriff auf das echte Briefpapier des CFC hat. Mir schießt durch den Kopf, dass es den Absender womöglich gar nicht kümmert, ob es ihm gelingt, Polizei, Wissenschaftler oder mich an der Nase herumzuführen. Dieser Brief hat vielleicht nur den Zweck verfolgt, allen weiszumachen, dass er von mir kommt.

Ich falte den Bogen in der Mitte zusammen, so wie ich ihn vorgefunden habe, und stecke ihn wieder in den Umschlag. Dieser ist wirklich ungewöhnlich groß, weshalb ich mich frage, was sonst noch darin war. Was soll ich Kathleen Lawler geschickt haben? Was hat sie erhalten, das angeblich von mir stammte? Wer tut so, als wäre er ich, und was bezweckt er damit? Ich erinnere mich an Tara Grimms vielsagende Andeutungen von gestern, ich sei so zugänglich. Außerdem hat Kathleen mich als großzügig bezeichnet, beides Bemerkungen, die mich ein wenig stutzig gemacht haben. Ich versuche, mir Kathleens genaue Worte ins Gedächtnis zu rufen. Sie sagte etwas über Menschen wie mich, die an Menschen wie sie dächten, und dass ich mich um sie kümmern würde. Damals dachte ich, sie spiele damit auf meinen Besuch an.

In Wirklichkeit aber hat sie sich für meinen Brief und das, was sich möglicherweise sonst noch darin befunden hat, bedankt. Sicher hat sie den gefälschten Brief erhalten, bevor ich sie gestern sah. Er ist am 26. Juni um sechzehn Uhr fünfundvierzig in Savannah abgestempelt worden. Abgeschickt wurde er von einem Ort, vermutlich einem Postamt, mit der Postleitzahl 31401. Vor fünf Tagen, am Sonntag, war ich zu Hause. Lucy hatte mich und Benton in eine Tequilabar eingeladen, die inzwischen ihre Lieblingskneipe ist. Lolita Cocina. Die Bedienung könnte sicherlich bezeugen, dass ich am fraglichen Abend dort war, also um sechzehn Uhr fünfundvierzig unmöglich fünfzehnhundert Kilometer weiter südlich in Savannah und um neunzehn Uhr pünktlich zum Abendessen zurück in Bostons Back Bay hätte sein können.

»Ich muss ein paar Sachen holen und außerdem kurz für kleine Jungs.« Marino drängt sich an mir vorbei.

»Dann muss ich Sie begleiten«, höre ich Officer Macons Stimme. Im gleichen Moment fällt mir ein, dass jemand behaupten könnte, Marino habe den Brief in meinem Auftrag verschickt. Schließlich war er am 26. Juni hier oder zumindest ganz in der Nähe in South Carolina.

Ich wende mich wieder Chang zu, der in der Tür steht und mich mit dunklen Augen mustert.

»Wenn es Sie nicht stört, würde ich mir gern noch ein paar Dinge ansehen. Dann bin ich hier fertig und zeige Ihnen meine Ausbeute«, sage ich zu ihm.

Er schaut auf die Uhr und dreht sich um, als Officer Macon Marino zur Toilette bringt.

»Ist der Transporter schon da?«, frage ich.

»Alles ist bereit.«

»Was ist mit Colin?«

»Ich glaube, der wartet nur noch auf Sie. Er will sich erst im Institut weiter mit ihr befassen.«

»Gut. Ich fotografiere noch ihre Hände, falls es Ihnen recht ist.«

»Ich habe genug Fotos gemacht.«

»Sicher. Aber wie Sie vielleicht schon festgestellt haben, übertreibe ich es gern«, erwidere ich.

»Was halten Sie in diesem Fall von einem richtigen Fotoapparat? Und wenn Sie schon beim Übertreiben sind: Es gibt hier auch einen Spind.«

»Einen Spind?« Suchend sehe ich mich in der Zelle um.

»Am Fußende des Betts befestigt.« Er deutet mit dem Finger darauf. »Unter der Bettdecke versteckt.«

»Da würde ich gern mal reinschauen.«

»Viel Vergnügen.«

»Ich beeile mich, damit Sie reinkommen und die Sachen mitnehmen können, die ins Labor müssen. Sie wollen bestimmt schnell raus hier.«

»Kein Problem. Ich liebe Gefängnisse. Sie erinnern mich an meine erste Ehe.«

Ich nehme die übrigen Gegenstände auf Kathleens Schreibtisch unter die Lupe. Ein dünner Stapel billiges weißes Papier und schlichte Umschläge. Ein durchsichtiger Bic-Kugelschreiber, ein Heft selbstklebender Briefmarken und ein aufgeklappter kleiner Block, der offenbar als Adressbuch dient. Ich erkenne keinen der Namen wieder, blättere weiter und suche nach Dawn Kincaid und Jack Fielding. Aber vergeblich. Hinter den meisten Namen stehen Adressen in Georgia, und als ich auf die Triple R Ranch am Stadtrand von Atlanta stoße, wird mir klar, wie alt dieses Adressbuch sein muss. Triple R war die Einrichtung, in der Kathleen Mitte bis Ende der siebziger Jahre als Therapeutin gearbeitet hat und Jack begegnet ist. Also ist es mindestens dreißig Jahre alt, denke ich, während ich weiterblättere. Die Leute, denen sie in letzter Zeit geschrieben hat, sind ganz sicher nicht hier verzeichnet. Falls sie ein aktuelles Adressbuch besessen hat, ist es nun spurlos verschwunden.

»Das sollten wir auch einpacken«, meine ich zu Ermittler Chang.

»Ja, das habe ich auch schon bemerkt.«

»Alt.«

»Richtig.« Er weiß, worauf ich hinauswill. »Natürlich könnte es auch sein, dass sie keine Freunde mehr hat, denen sie schreibt oder die sie anruft.«

»Mir hat man erzählt, dass sie gern Briefe geschrieben hat.« Ich öffne das Briefmarkenheftchen und stelle fest, dass sechs von zwanzig fehlen. »Sie hat in der Bibliothek gearbeitet, um Geld für den Gefängnisladen zu verdienen. Vielleicht hat ihr ja die Verwandtschaft hin und wieder etwas zugesteckt.« Das heißt, Dawn Kincaid.

»In den letzten fünf Monaten kam nichts von der Familie. Auch nicht nach ihrer Verlegung in den Hochsicherheitsbereich.«

»Nein«, stimme ich zu. Seit Kathleen in Haus Bravo saß, hatte sie keine Möglichkeit mehr, ihr Konto aufzufüllen. Und Dawn konnte vom Butler Hospital und davor vom Gefängnis in Cambridge aus auch nichts beitragen. »Es würde mich interessieren, wie viel Geld noch auf dem Konto ist und was sie in letzter Zeit gekauft hat«, sage ich.

»Gute Idee.«

Ich entdecke ein Taschenwörterbuch, ein Synonymwörterbuch und zwei Gedichtbände aus der Bibliothek, Wordsworth und Keats. Als Nächstes wende ich mich dem Bett zu, kauere mich ans Fußende

und schiebe Decke und Laken beiseite. Dabei achte ich auf Kathleen Lawlers Beine, die über die Kante hängen. Als ich mit der linken Schulter ihre Hüfte streife, fühlt sie sich warm an, allerdings nicht so warm wie die eines lebendigen Menschen. Sie kühlt von Minute zu Minute mehr ab.

Ich öffne den Spind, eine Metallschublade, gefüllt mit einem Sammelsurium von Krimskrams. Zeichnungen, Gedichte, Familienfotos. Einige zeigen ein reizendes blondes kleines Mädchen, das mit zunehmendem Alter immer hübscher wird und sich schließlich in eine zu stark geschminkte Verführerin mit üppigen Kurven und toten Augen verwandelt. Das Foto von Jack Fielding, das ich Kathleen gestern gegeben habe, liegt bei den anderen, als gehöre er zur Familie. Ich finde noch ein paar Jugendbilder von ihm, vielleicht hat er sie ihr in den Anfangsjahren geschickt. Sie sind abgegriffen und an den Rändern eingerissen, als habe sie jemand häufig zur Hand genommen.

Andere Tagebücher kann ich nicht entdecken, nur ein Heftchen mit Fünfzehn-Cent-Briefmarken und Briefpapier mit einem festlichen Dekor, das Karnevalsmützen und Luftballons darstellt. Es ist eine seltsame Wahl für eine Gefängnisinsassin und wurde vermutlich von jemandem gespendet, der darauf Einladungen zu einer Geburtstagsfeier verschickt hat. Aus dem Gefängnisladen stammt es ganz sicher nicht. Eine andere Möglichkeit ist, dass Kathleen es in der Zeit vor ihrer Haftstrafe gekauft hat. Das wäre auch eine Erklärung für die Fünfzehn-Cent-Briefmarken, auf denen ein Sandstrand mit einem gelb und rot gestreiften Sonnenschirm und einem strahlend blauen Himmel abgebildet ist, in dem eine Möwe schwebt.

Es ist bestimmt mindestens zwanzig Jahre her, dass ich das letzte Mal fünfzehn Cent für eine Briefmarke bezahlt habe. Also hat Kathleen sie entweder aus einem bestimmten Grund aufbewahrt, oder sie sind ein Geschenk. Ich erinnere mich an Kathleens Klagen über die hohen Portokosten. Ursprünglich hat das Heftchen zwanzig Marken enthalten. Die oberen zehn fehlen. Ich nehme den dünnen Stapel weißes Kopierpapier vom Schreibtisch, halte ein Blatt hoch und kann keine Abdrücke erkennen, die durch das Beschriften einer darauf liegenden Seite entstanden sein könnten. Als Nächstes versuche ich es mit dem Party-Briefpapier und drehe es in verschiedene Richtungen, bis ich ziemlich tiefe und deutliche Abdrücke ausmache. Das Datum *27. Juni* und die Anrede *Liebe Tochter*.

»... Ja, weil ich genau in Erfahrung bringen möchte, was sie getan hat«, höre ich Colin vor der offenen Zellentür zu Tara Grimm sagen. »Man hat Ihnen berichtet, sie sei eine Stunde lang im Käfig umhergegangen. Die gesamte Stunde lang. Schön und gut, aber wie bereits erwähnt, muss ich es direkt von der anwesenden Aufseherin hören. Hat sie Wasser getrunken? Wie viel? Wie oft hat sie Pause gemacht? Hat sie über Schwindel und Muskelschwäche, Kopfschmerzen oder Übelkeit geklagt? Hat sie sonst irgendwelche Beschwerden geäußert?«

»All diese Fragen habe ich ihr bereits gestellt und Ihnen die Antworten genau wiedergegeben«, ertönt Tara Grimms ruhige, melodische Stimme.

»Tut mir leid, aber das genügt mir nicht. Ich muss Sie bitten, die Aufseherin zu holen oder uns zu ihr zu bringen. Ich möchte selbst mit ihr sprechen. Außerdem will ich mir den Käfig ansehen, in dem der Hofgang stattfindet. Es wäre schön, wenn wir das jetzt sofort erledigen könnten, damit ich die Leiche ohne weitere Verzögerung abtransportieren lassen kann ...«

Ich kann einige Wörter auf dem Briefpapier erkennen, allerdings nicht alle. Um den genauen Wortlaut des Briefes zu ermitteln, den Kathleen auf das Dekopapier geschrieben hat, sind bessere Lichtverhältnisse nötig, als sie bei einem mit Maschendraht abgedeckten Fenster und einer schummrigen, in die Decke eingelassenen Zellenbeleuchtung herrschen. Wahrscheinlich wird das Licht mit einem Zentralschalter im Kontrollraum an- und ausgemacht, um zu verhindern, dass Häftlinge ihre Zelle verdunkeln und das Wachpersonal aus dem Hinterhalt angreifen. Ich sehe die Abdrücke einer eleganten Handschrift, die mir inzwischen vertraut ist.

*Ich weiß ... ein Scherz, richtig? ... also dachte ich, ich teile ... von PNG ... passt irgendwie ins Bild ... versucht, mich zu bestechen und zu überreden ... Wie geht es Dir ...*

PNG wie Persona non grata? Ein Mensch, der nicht willkommen ist? Während ich mich noch frage, wen Kathleen wohl meint, höre ich ein Rascheln. Marino kehrt in die Zelle zurück und stellt einen abgeschabten wasserdichten Hartschalenkoffer neben das Bett.

»Da ist bestimmt irgendwo eine Lupe drin«, sage ich, als er die strammen Schließen aufklappt. »Am besten eine mit zehnfacher Vergrößerung und LED. Die Beleuchtung hier drin ist nicht unbedingt das Wahre.«

Er fördert eine beleuchtete Lupe zutage. Nachdem ich sie eingeschaltet habe, untersuche ich sorgfältig Kathleen Lawlers blasse Hände. Die weichen, rosigen Handflächen, die Finger und die Fingerspitzen, die Hautfalten, das winzige Muster ihrer Fingerabdrücke und die bläulichen Venen sehen unter der Lupe zehnmal so groß aus. Ihre unlackierten Nägel sind leicht gerillt und sauber. Die wenigen weißen Fasern darunter können von ihrer Gefängniskleidung, dem Bettbezug oder den Bettlaken stammen. Unter dem rechten Daumennagel entdecke ich etwas Orangefarbenes.

»Könntest du mir eine kleine Pinzette und das Schmauchspuren- Testset holen? Falls Colin keines hat, frag Ermittler Chang«, bitte ich Marino, während ich die rechte Hand am zweiten Daumengelenk hochhalte. Der Körper kühlt ab, ist aber noch immer schlaffer als im Leben.

Marino kramt in der Ausrüstung herum. »Gefunden«, verkündet er.

Er legt mir die Pinzette in die nitrilverhüllte Handfläche wie eine OP-Schwester und reicht mir einen kleinen Metallpfropfen mit einer runden Scheibe aus selbstklebendem Karbonband darauf, mit dem man Schmauchspuren von Handflächen und Handrücken abnimmt. Ich weise ihn an, die Lupe über den Daumennagel zu halten, damit ich mit der Pinzette die weißen Fasern und die winzigen orangefarbenen pastenartigen Partikel herausholen kann, sammle sie mit dem klebrigen Pfropfen ein und verstau diese in einem kleinen Asservatenbeutel aus Plastik, den ich beschrifte und mit meinen Initialen abzeichne.

Dann kauere ich mich neben das Bett und betrachte die nackten Unterschenkel und Füße der Toten. Durch die Lupe betrachte ich eine Stelle am linken Fußrücken, wo sich einige hellrote Pusteln befinden.

»Vielleicht ist sie ja von etwas gestochen worden«, mutmaßt Marino.

»Für mich sieht es eher nach einer Verbrühung aus«, entgegne ich. »Verbrennungen ersten Grades, so als hätte sie sich eine heiße Flüssigkeit auf den Fuß getropft.«

»Wie hätte sie hier drin etwas heiß machen sollen?« Er beugt sich über die Leiche, um die fragliche Hautstelle zu begutachten. »Könnte es mit Wasser aus dem Waschbecken passiert sein?«

»Lass es mal laufen und probier es aus, aber ich bezweifle diese Möglichkeit.«

»Ist es in Ordnung, wenn ich das Wasser anmache?«

»Ich habe schon Proben vom Waschbecken genommen«, antwortet Chang von der Tür aus. »Also lassen Sie das Wasser ruhig laufen, damit Sie sehen, wie heiß es wird. Ob sie ein elektrisches Gerät hier drin gehabt hat?«, fügt er hinzu. »Vielleicht war es ja ein elektrischer Schlag.«

»Im Moment ist noch alles offen«, antworte ich.

»Ein Föhn oder eine Lockenschere. Jemand könnte ihr so etwas mitgebracht haben«, fährt Chang fort. »Das wäre zwar gegen die Vorschriften, aber auch eine Erklärung für den elektrischen Geruch.«

»Oder es ist ein batteriebetriebenes Gerät explodiert.« Marino stellt das Wasser an. »Wenn sich genügend Hitze aufstaut, kann alles, was eine Batterie hat, in die Luft gehen. Allerdings hätte sie in diesem Fall mehr abgekriegt als ein paar Pünktchen am Fuß. Bist du sicher, dass es keine Insektenstiche sind?« Er hält die Hand unter das laufende Wasser, um festzustellen, wie heiß es wird. »Denn das wäre logischer, weil sie erst draußen war und sich anschließend elend gefühlt hat. Mir ist so was schon öfter passiert. Eine verdammte Wespe kriecht mir in die Socke oder den Schuh und sticht, bis sie tot ist. Und einmal bin ich auf meiner Harley mit hundert Sachen in einen Bienenschwarm gefahren. Unter dem Helm gestochen zu werden, ist kein Spaß.«

»Ein kleines Ödem, minimale Schwellungen. Das sieht nach Verbrennungen aus, und zwar nach

frischen, die sich auf die oberste Hautschicht beschränken. Ersten Grades oder vielleicht zweiten, wenn auch nur oberflächlich. Es hat sicher weh getan«, erkläre ich.

»Daran lag es auf gar keinen Fall.« Marino dreht das Wasser ab. »Das wird gar nicht richtig heiß, bestenfalls lauwarm.«

»Könntest du dich erkundigen, ob sie die Möglichkeit hatte, sich irgendwie den Fuß zu verbrennen?«

Er schiebt sich an Chang vorbei hinaus auf den Flur. »Doc Scarpetta möchte wissen, ob sie sich vielleicht verbrannt hat«, höre ich ihn sagen.

»Wer?« Colins Stimme.

»Kathleen Lawler. Jemand hätte ihr zum Beispiel eine Tasse kochend heißen Kaffee geben können, und sie hat ihn sich dann über den Fuß geschüttet.«

»Warum?«, fragt Colin.

»Unmöglich«, protestiert Tara Grimm. »In Einzelhaft haben die Insassinnen keinen Zugang zu Mikrowellen. In Haus Bravo gibt es keine Mikrowellen, außer natürlich in der Küche, und zu der hatte sie keinen Zutritt. Sie konnte also unmöglich in Kontakt mit etwas kommen, das heiß genug war, um Verbrennungen hervorzurufen.

»Warum interessiert Sie das?« Colin erscheint in der Tür. Er hat den weißen Schutzanzug ausgezogen, schwitzt und macht keinen sehr glücklichen Eindruck.

»Sie hat Verbrennungen am linken Fuß«, erkläre ich. »So als hätte sie sich mit Flüssigkeit bespritzt.«

»Die schauen wir uns im Institut gründlicher an.« Er verschwindet wieder.

»Hatte sie Socken und Schuhe an?«, frage ich ins Leere hinein.

Tara Grimm kommt an die Zellentür.

»Wir hätten ihr nie Schuhe und Socken ausgezogen. Vermutlich hat sie das nach dem Hofgang selbst getan. Wir haben nichts an ihr verändert«, erwidert sie.

»Eine Socke und einen Schuh über eine Brandwunde zu ziehen, ist sicher nicht sehr angenehm«, merke ich an. »Hat sie beim Hofgang gehinkt oder über Schmerzen geklagt?«

»Nur über die Hitze und dass sie müde sei.«

»Ich überlege nur, ob sie sich nach der Rückkehr in ihre Zelle verbrannt hat. Hat sie nach dem Hofgang geduscht?«

»Ich wiederhole es noch einmal: Nein, es ist nicht möglich«, leiert Tara. Ihr Tonfall ist unverhohlen feindselig. »Hier ist nichts, an dem sie sich hätte verbrennen können.«

»Hatte sie vielleicht irgendwann im Laufe des Vormittags ein Elektrogerät in ihrer Zelle?«

»Selbstverständlich nicht. In Haus Bravo sind die Zellen nicht mit Steckdosen ausgestattet. Sie konnte sich nicht verbrennen. Und wenn Sie noch so sehr darauf herumreiten, von mir werden Sie immer dasselbe zu hören bekommen.«

»Nun, sie hat sich aber offenbar verbrannt. Am linken Fuß«, entgegne ich.

»Mit Verbrennungen kenne ich mich nicht aus. Außerdem ist es völlig ausgeschlossen. Sie müssen sich irren.« Tara fixiert mich mit Blicken. »Hier gibt es nichts, um sich daran zu verbrennen«, beharrt sie. »Sicher sind es Moskitostiche.«

»Es sind keine Stiche.«

Ich taste Kathleens Kopf ab. Meine in violetten Handschuhen steckenden Hände gleiten über die Konturen ihres Schädels und ihren Hals entlang. Wie immer benutze ich meinen Tastsinn, um auch die winzigste Verletzung aufzuspüren, wie zum Beispiel einen Bruch oder eine schwammige, feuchte Stelle, die auf eine von den Haaren verdeckte Blutung hinweisen könnte. Die Tote ist warm, und ihr Kopf bewegt sich unter meiner Hand. Ihre Lippen sind leicht geöffnet, als schliefe sie und könnte jeden Moment die Augen aufschlagen und zu sprechen anfangen. Ich entdecke keine Verletzungen und auch sonst nichts Ungewöhnliches und bitte Marino um die Kamera und ein durchsichtiges, achtzehn Zentimeter langes Lineal.

Dann fotografiere ich die Leiche, wobei ich mich hauptsächlich auf die Hand konzentriere, an der ich die orangefarbene Masse und die weißen Fasern unter den Fingernägeln sichergestellt habe. Nachdem ich auch Fotos von den Verbrennungen an ihrem nackten linken Fuß gemacht habe, stülpe ich eine braune Papiertüte darüber und auch eine über jede Hand und sichere sie an Handgelenken und Knöcheln mit Gummibändern, damit auf dem Transport in den Autopsiesaal nichts hinzugefügt wird oder verlorengeht. Inzwischen beobachtet Tara Grimm jede meiner Bewegungen, ohne einen Hehl daraus zu machen. Die Hände in die Hüften gestemmt, steht sie in der Tür, während ich mehr Fotos schieße, als ich brauche, und mir Zeit lasse, um sie zu provozieren.

Colin öffnet die Hintertür des Coastal Regional Crime Laboratory, und wir treten in Hitze und gleißenden Sonnenschein hinaus. In der Ferne grollt Donner, und eine aufgewühlte dunkle Wolkenbank wälzt sich heran. Es ist kurz nach vier Uhr nachmittags. Ein böiger Südwestwind weht mit einer Geschwindigkeit von dreißig Knoten und macht Lucys Helikopter schwer zu schaffen, wie sie mir am Telefon mitteilt.

»Wir mussten in Lumberton zwischenlanden und zum dritten Mal auftanken, nachdem wir schon in den Rocky Mountains wegen des starken Regens und der miesen Sicht eine Zwangspause gemacht hatten«, verkündet sie. »Grenzenlose Langweile über Wäldern und Schweinefarmen. Überall Qualm von den Brandrodungen. Ich glaube, das nächste Mal nimmt Benton den Bus.«

»Marino ist vor ein paar Minuten zum Flughafen gefahren. Es sieht aus, als ob wir hier gleich ein ordentliches Unwetter kriegen«, erkläre ich meiner Nichte, während ich Colin über die große asphaltierte Fläche folge, die als Mitarbeiterparkplatz und Lieferzone dient.

»Wir kommen schon klar«, sagt Lucy. »Freie Sicht. In ein bis eineinviertel Stunden sind wir da, falls ich nicht um Gamecock Charlie herumgeleitet werde und ab Myrtle Beach die Küste entlangfliegen muss. Die Strecke ist zwar malerisch, dauert aber länger.«

Gamecock Charlie ist ein militärischer Luftraum. Er wird für geheime Ausbildungszwecke und Manöver genutzt, die für zivile Flugzeuge eine Gefahr bedeuten würden. Um einen militärischen Luftraum, in dem gerade Übungen stattfinden, macht man besser einen Bogen.

»Und nach dem, was ich auf dem Militärfunk gehört habe, ist da heute etwas los«, fährt Lucy fort. »Ich habe wirklich keine Lust, mitten in eine Abfangaktion, Tiefflugmanöver und luftakrobatische Darbietungen hineinzugeraten.«

»Das freut mich aber sehr.«

»Ganz zu schweigen davon, dass man vor Drohnen auf der Hut sein muss. Ein paar der Dinger, die da durch die Luft sausen, werden von einem Computer in Kalifornien ferngesteuert. Ist dir schon mal aufgefallen, wie viele Militärstützpunkte und Sperrgebiete es hier gibt? Und Hochsitze. Wahrscheinlich weißt du noch nicht, wie es passiert ist.« Damit meint sie Kathleen Lawlers Tod. »Du klingst nicht sehr zufrieden.

»Hoffentlich kriegen wir es bald raus.«

»Normalerweise hoffst du nicht nur.«

»Hier läuft gar nichts normal. Im Gefängnis hat man alles getan, um uns das Leben schwerzumachen, und ich klinge unzufrieden, weil ich es bin.« Ich denke an Tara Grimms Gesicht, als sie sich mit finsterner Miene in der Zellentür aufgebaut hat, und an das anschließende Gespräch mit der Aufseherin, deren Aufgabe es war, Kathleen während ihres Hofgangs zu bewachen.

Laut Officer Slater, einer dicken Frau mit aufsässiger Art und verstocktem Blick, ist an diesem Morgen zwischen acht und neun nichts Außergewöhnliches vorgefallen. Kathleen Lawler sei »so wie immer«, seit sie in Haus Bravo lebt, zum Hofgang geführt worden, sagte sie uns, nachdem wir vor unserem Aufbruch den dazu bestimmten Käfig besichtigt hatten. Ich erkundige mich nach Hinweisen darauf, dass Kathleen sich vielleicht krank oder unwohl gefühlt habe.

Habe sie zum Beispiel über Müdigkeit, Schwindel und Atemnot geklagt? Bestehe die Möglichkeit eines Insektenstichs? Habe sie gehumpelt? Schien sie Schmerzen zu haben? Habe sie sich überhaupt zu ihrem Befinden am heutigen Morgen geäußert? Officer Slater erwiderte, Kathleen habe über die Hitze gejamert, und wiederholte ansonsten nur das, was wir inzwischen schon zimal gehört haben.

Kathleen sei im Käfig im Kreis herumgegangen und habe sich immer wieder an den Maschendraht gelehnt. Officer Slater fügte hinzu, Kathleen habe sich einige Male gebückt, um sich die Schuhe zu binden. Möglicherweise habe sie Schwierigkeiten mit ihrem Fuß gehabt. Von einer Verbrennung habe sie jedoch



nicht gesprochen. In Haus Bravo habe sie nämlich keine Gelegenheit gehabt, sich zu verbrennen, plapperte Officer Slater mit übertriebenem Nachdruck Tara Grimms Worte nach.

»Keine Ahnung, wie Sie auf so etwas kommen«, sagte Officer Slater zu mir und sah dabei die Direktorin an. »Die Gefangenen in Haus Bravo haben keinen Zugang zu Mikrowellen, und das Wasser aus dem Hahn ist nicht heiß genug, um sich daran zu verbrennen. Hin und wieder hat Kathleen um einen Schluck Wasser gebeten und gesagt, ihre Kehle sei ein wenig trocken, vielleicht vom Staub oder von Pollen. Vielleicht brüte sie ja auch eine Grippe aus, denn sie fühle sich ein wenig schläfrig.«

»Was könnte Kathleen mit schläfrig gemeint haben?«, hakte ich nach, was die Aufseherin zu verärgern schien. »Na, schläfrig eben«, wiederholte sie, als bereue sie ihre Äußerung und wolle sie gern zurücknehmen. Es bestehe ein Unterschied zwischen Schläfrigkeit und Erschöpfung, erklärte ich ihr. Körperliche Anstrengung und Krankheit könnten zu Erschöpfung führen, ergänzte ich. Doch Schläfrigkeit äußere sich meiner Definition nach dadurch, dass man Schwierigkeiten habe, die Augen offen zu halten, was auf Schlafmangel oder auch auf einen zu niedrigen Blutzuckerspiegel schließen lasse.

Officer Slaters Reaktion bestand darin, dass sie Tara Grimm einen Blick zuwarf und dann Colin und mir antwortete, Kathleen habe sich beschwert, es sei ein Fehler gewesen, etwas zu essen, bevor sie in die Hitze hinausgegangen sei. Vielleicht habe sie wegen der zu reichhaltigen Mahlzeit Verdauungsstörungen und Sodbrennen, sie sei nicht sicher. Allerdings habe Kathleen sich immer über das Essen im GPFW beklagt, teilte Officer Slater uns mit.

Kathleen habe über das Essen »genörgelt«, ganz gleich ob es ihr in Haus Bravo in die Zelle gebracht wurde oder ob sie die Mahlzeiten im Speisesaal einnahm. Ständig habe sie über Essen geredet. Entweder sei es schlecht oder nicht genug gewesen, »aber etwas zu meckern hatte sie immer«, verkündete Officer Slater. Ihr Tonfall und ihr unsteter Blick beim Reden haben in mir dasselbe Gefühl ausgelöst, das ich auch bei meinem gestrigen Gespräch mit Kathleen hatte: Officer Slater hielt sich an die Anweisungen der Direktorin, nicht an die Wahrheit.

»Was macht Benton gerade?«, frage ich Lucy.

»Er telefoniert mit der Außenstelle des FBI in Boston.«

»Gibt es Neuigkeiten?« Ich will wissen, wie es um Dawn Kincaid steht.

»Keine Ahnung. Er steht auf der Rampe, damit ihn niemand hört, aber er macht ein ziemlich ernstes Gesicht. Möchtest du mit ihm reden?«

»Ich will euch nicht aufhalten. Wir sprechen, wenn ihr da seid. Allerdings könntest du hier jemandem begegnen.« Damit spiele ich darauf an, dass sie Jaime Berger in die Arme laufen könnte, die es bis jetzt noch nicht für nötig befunden hat, meine Anrufe zu beantworten.

»Das ist vielleicht eher für sie ein Problem«, antwortet Lucy.

»Ich würde es vorziehen, wenn es für niemanden ein Problem wäre. Ich habe keine Lust auf eine Szene.«

»Ich muss den Sprit bezahlen.«

Der Geruch nach Kreosot und von der Sonne aufgeheizten Müllcontainern steigt mir in die Nase, als Colin und ich die Leichenhalle erreichen. Sie ist ein fensterloses Gebäude aus hellgelben Betonbausteinen, auf der einen Seite flankiert von einer Klimaanlage und einem leistungsstarken Notstromgenerator. Auf der anderen befindet sich die Anlieferungszone. Jenseits des Zauns schwanken hohe Nadelbäume im Wind. In der Ferne zucken Blitze zwischen schwarzen Wolkenbergen. Im Südwesten kann ich Regenfronten erkennen. Ein starkes Unwetter zieht von Florida heran. Das gewaltige Rolltor aus Metall ist offen. Wir gehen über eine betonierte Fläche zu einer anderen Tür, die Colin mit einem Schlüssel öffnet.

»Wir obduzieren im Jahr vielleicht zwei von ihnen und führen bei noch einmal fünf oder sechs eine Leichenschau durch, bevor wir den Totenschein ausstellen«, fährt er fort. Als Lucy anrief, war er gerade dabei, mir die übliche Vorgehensweise zu erklären, wenn im GPFW jemand stirbt.

»Ich an Ihrer Stelle würde jeden Todesfall seit Tara Grimms Amtsantritt noch einmal unter die Lupe nehmen.«

»Hauptsächlich haben wir es mit Krebs, Lungenerkrankungen, Erkrankungen der Leber und Herzversagen zu tun«, spricht Colin weiter. »Georgia ist nicht gerade bekannt dafür, Gefangenen mit tödlichen Krankheiten Haftverschonung zu gewähren. Das hätte uns gerade noch gefehlt. Ein Schwerverbrecher wird vorzeitig entlassen, weil er Krebs im Endstadium hat, und dann raubt er eine Bank aus oder erschießt jemanden.«

»Wenn eine Gefangene nicht im Hospiz eines hundertprozentig natürlichen Todes gestorben ist, würde ich nachforschen«, beharre ich.

»Ich denke darüber nach.«

»Ich würde jeden Fall noch einmal aufgreifen, der auch nur den kleinsten Grund für Zweifel bietet.«

»Damals gab es ehrlich gesagt keinen, doch Sie haben mich, rückblickend betrachtet, auf etwas gebracht. Shania Plames«, verkündet er. »Eine wirklich tragische Geschichte. Sie litt an Wochenbettdepression und Wahnvorstellungen und hat schließlich ihre Kinder getötet. Sie hat alle drei am Balkongeländer erhängt. Ihr Mann war Inhaber einer Fliesenhandlung in Ludowici und auf einem Angelausflug. Stellen Sie sich vor, beim Nachhausekommen so etwas vorzufinden.«

Er wirft einen Blick in das große schwarze Buch im Einlieferungsbereich, der mit einer Bodenwaage und einer begehbaren Kühlkammer ausgestattet ist. Außerdem gibt es hier noch ein kleines Büro mit Aktenschalen.

»Gut, sie ist da.« Er meint Kathleen Lawler.

»Ich nehme an, Shania Plames gehört auch zu denen, die im GPFW plötzlich verstorben sind.«

»Im Todestrakt«, erwidert er. »Vor etwa vier Jahren hat sie sich eines Morgens nach dem Hofgang selbst erdrosselt, indem sie sich ein Hosenbein um den Hals und das andere um die Knöchel gewickelt hat. Dann hat sie sich auf den Bauch gelegt. Das Gewicht ihrer Beine, die über die Bettkante hingen, hat genug Druck auf ihre Halsschlagader ausgeübt, um die Sauerstoffzufuhr zum Gehirn zu unterbrechen.«

Wir folgen einem weiß gekachelten Flur, von dem Umkleideräume, Toiletten, verschiedene Lagerräume und der Autopsiesaal für verwesende Leichen mit seinem einsamen Tisch und einer Kühl-Gefrier-Kombination abgehen. Colin erklärt weiter, es handle sich um eine ungewöhnlich kreative und buchstäblich todsichere Selbstmordmethode. Nachdem er mir jede Einzelheit geschildert hat, an die er sich noch erinnert, berichtet er von einem weiteren Fall, Rea Abernathy, die erst im letzten Jahr mit dem Kopf in der Toilettenschüssel aufgefunden wurde. Todesursache Ersticken.

»Sie wies kein Einschnürmal auf, doch das war zu erwarten, da sie sich ja angeblich mit einem breiten und verhältnismäßig weichen Stück Stoff stranguliert hat«, erläutert Colin den Fall Shania Plames. »Innere Verletzungen im Halsbereich fehlten ebenso, was bei einem Selbstmord durch teilweises Erhängen oder Erdrosseln durch das Einnehmen einer bestimmten Körperhaltung nicht selten vorkommt. Auch bei Rea Abernathy konnte ich keine Verletzungen oder andere Hinweise feststellen, die mir weitergeholfen hätten.«

Wie bei Barrie Lou Rivers basierten seine Befunde hauptsächlich auf der Vorgeschichte und entstanden nach dem Ausschlussverfahren.

»Nicht unbedingt die Art und Weise, wie ich forensische Medizin praktizieren will«, fügt Colin mit finsterner Miene hinzu, als wir ein Vorzimmer betreten, das mit tiefen Waschbecken aus Stahl, roten Tonnen für kontaminierte Abfälle, Wäschekörben und Regalen voller Einweg-Schutzkleidung ausgestattet ist. »Verdammt frustrierend.«

»Warum war Rea Abernathy im Gefängnis?«, erkundige ich mich.

»Sie hat jemanden damit beauftragt, ihren Mann im Swimmingpool zu ertränken. Es sollte wie ein Unfall aussehen, tat es aber nicht. Er hatte nämlich eine riesige Beule am Hinterkopf, ein großes intrakraniales Hämatom, und war bereits tot, als er ins Wasser gefallen ist. Außerdem hatte sie eine

Affäre mit dem Mann, den sie dafür bezahlt hat.«

»Und was ist mit ihr? Sie ist doch sicher nicht in der Toilette ertrunken?«

»Das wäre nicht möglich gewesen. Gefängnist Toiletten sind flach und länglich. Wie alles in den Zellen sind die Toiletten selbstmordsicher konstruiert. Man müsste sein Gesicht schon ganz tief hineinhalten, um zu ertrinken oder zu ersticken. Und das geht eigentlich nur, wenn einen jemand gewaltsam hinunterdrückt. Dafür gab es jedoch keine Hinweise, keine Verletzungen, wie ich bereits sagte. Es hieß, ihr sei übel gewesen und sie sei an Erbrochenem erstickt. Vielleicht habe sie ja auch absichtlich versucht, sich zu übergeben. Man deutete an, sie könnte an einer Essstörung gelitten haben. Womöglich habe sie auch das Bewusstsein verloren oder Herzrhythmusstörungen bekommen.«

»Immer ausgehend davon, dass sie noch gelebt hat, als sie in der Toilettenschüssel landete.«

»Von etwas auszugehen, entspricht eigentlich nicht meiner beruflichen Vorgehensweise«, erwidert Colin bedrückt. »Aber ich hatte nichts in der Hand. Die toxikologische Untersuchung war ohne Befund. Wieder eine Diagnose nach dem Ausschlussverfahren.«

»Dazu das Symbolhafte«, ergänze ich. »Ihr Mann ist angeblich ertrunken, und sie endet mit dem Kopf in der Toilettenschüssel, was zumindest für einen Laien auf den ersten Blick auch wie ein Tod durch Ertrinken aussieht. Shania Plames hängt erst ihre Kinder auf und dann sich selbst.« Ich erinnere mich an Tara Grimms Worte, einem Kind oder einem Tier Schaden zuzufügen, sei unverzeihlich. Das Leben sei ein Geschenk, das einem gegeben und wieder genommen werden könne. »Barrie Lou Rivers vergiftet andere Menschen mit Thunfischsandwiches und bekommt eines als Henkersmahlzeit serviert«, füge ich hinzu.

Wir ziehen Ärmelschoner, flüssigkeitsabweisende Schürzen, Überschuhe, Chirurghauben und Masken an.

»Ich fand es früher besser, als man sich nicht mit den vielen Klamotten abplagen musste«, schimpft Colin.

»Nicht dass es nicht nötig gewesen wäre.« Ich bedecke Nase und Mund mit einer Chirurghautmaske. »Wir wussten es einfach nicht besser.« Ich setze eine Schutzbrille auf.

»Heutzutage muss man vorsichtiger sein, das steht fest«, räumt er ein, und ich merke ihm an, dass er sich elend fühlt. »Ich warte förmlich auf irgendeine unbekannte Horrorseuche, die unsere Kräfte überfordert. Chemikalien und Krankheiten als Waffen einzusetzen! Da können die da oben noch so kluge Reden schwingen. Niemand ist auf eine so gewaltige Anzahl ansteckender oder verseuchter Leichen vorbereitet.«

»Die Technologie kann nicht richten, was sie zuvor zerstört hat. Wenn wirklich der schlimmstmögliche Fall eintreten sollte, werden wir große Probleme bekommen«, stimme ich zu.

»Und das sagen sogar Sie mit Ihrem topmodern ausgestatteten Institut. Aber es ist nun mal eine Tatsache, dass gegen die Natur des Menschen kein Kraut gewachsen ist«, stellt er fest. »In der Frage, was Menschen einander inzwischen antun können, kriegt man den Geist nicht mehr zurück in die verdammte Flasche.«

»Der Geist war nie in der Flasche, Colin. Ich bin nicht einmal sicher, ob überhaupt eine Flasche existiert.«

Auf dem Weg vorbei an der offenen Tür des Röntgenraums erhasche ich einen Blick auf einen Fluoreszenzschirm mit einem C-förmigen Schwenkarm, den ich mittlerweile nicht mehr benutze. Allerdings würde uns die neueste Technik wie Computertomographie oder Magnetomographie mit 3-D-Software, selbst wenn sie uns zur Verfügung stünde, hier auch nicht weiterbringen. Ganz gleich, woran Kathleen Lawler auch gestorben sein mag, ein CT, ein MRI oder eine andere bildgebende Methode würde den Grund wahrscheinlich nicht sichtbar machen. Ich hoffe, dass Sammy Chang schon damit angefangen hat, Unterlagen und Proben an die verschiedenen Labors zu verteilen.

Im Autopsiesaal ist ein muskulöser, mit einem fleckigen OP-Anzug und einer blutigen Plastikschrürze

bekleideter junger Mann damit beschäftigt, eine Leiche zuzunähen. Wie ich annehme, handelt es sich um das Opfer des Verkehrsunfalls von heute Morgen. Der Kopf ist verformt wie eine zerdrückte Blechdose, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die blutige Haut bildet einen starken Kontrast zu dem sterilen kalten Beton und dem schimmernden Metall, wie sie für Leichenhallen typisch sind.

Das Alter des Opfers kann ich nicht schätzen. Doch das Haar des Mannes ist pechschwarz, und er ist schlank und gut gebaut, als sei ihm seine körperliche Fitness sehr wichtig gewesen. Die ersten Anzeichen für den Zerfall von Blut und Zellen, von menschlicher Substanz, die sich der Verwesung ergibt, steigen mir in die Nase. Bei jedem Stich mit weißem Garn blitzt die lange OP-Nadel auf. Wasser tropft stetig in ein Stahlbecken. Am anderen Ende des Raums liegt Kathleen Lawler, die Umrisse eines Körpers in einem weißen Leichensack, auf einer Bahre.

»Wissen wir, warum wir ihn obduziert haben, anstatt nur eine Leichenschau durchzuführen?«, fragt Colin den Assistenten, der eine Bulldogge, das Emblem des Marine Corps, seitlich am Hals eintätowiert trägt und einen Bürstenhaarschnitt hat. »Von seinem Kopf ist ja nicht mehr viel übrig. Es sieht beinahe so aus, als wäre er mit einer Schrotflinte in Konflikt geraten. Eine Leichenschau hätte doch sicher genügt. Wie genau lauteten die Zweifel bei diesem Verkehrsunfall, der nun Georgias Steuerzahler Geld kostet?«

»Ob er einen Herzinfarkt hatte und deshalb während der Hauptverkehrszeit in den Gegenverkehr hineingerast ist.« Er näht mit großen Stichen und erzeugt dabei ein Y-förmiges Muster, das vom Brustbein bis zum Becken reicht. »Er war letzte Woche wegen Schmerzen in der Brust im Krankenhaus.«

»Und welche Schlüsse haben wir gezogen?«

»Hey, ich ziehe keine Schlüsse. Dazu verdiene ich nicht gut genug.«

»Hier verdient keiner genug«, erwidert Colin.

»Der Laster hat ihn plattgewalzt, und er ist an Herzversagen gestorben, weil sein Herz schlappgemacht hat.«

»Was ist mit Atemstillstand? George, ich glaube, Dr. Scarpetta kennen Sie noch nicht.« Colins Miene ist finster.

»Ja, zu atmen aufgehört hat er eindeutig. Nett, Sie kennenzulernen. Ich ärgere ihn nur ein bisschen. Sonst wird er größtenwahnsinnig. « George zwinkert mir zu und näht weiter. »Wie oft predigen Sie den Medizinstudenten, die hier Praktikum machen, dass Herz- und Atemstillstand keine Todesursachen sind?« Er ahmt seinen Chef nach. »Wenn zehnmal auf einen geschossen wird, setzen zwar Atmung und Herz aus, aber das war es nicht, was einen umgebracht hat«, zieht er Colin auf. Doch der lacht nicht, ja er schmunzelt nicht einmal.

»Ich bin hier gleich fertig«, fügt George, ein wenig ernster, hinzu. »Brauchen Sie mich beim nächsten Kunden?«

Er durchtrennt den dicken Zwirn mit der scharfen, gebogenen Spitze einer langen Nadel und bohrt sie in einen Styroporklotz.

»Wenn nicht, würde ich nämlich gern die Materiallieferung von heute Morgen wegräumen. Außerdem möchte ich die Anlieferungszone ordentlich mit dem Hochdruckreiniger sauber machen. Für die Gläser mit den Proben müssen wir uns auch bald etwas einfallen lassen. Ich erinnere Sie nur ungern ständig daran. Aber wir wollen doch nicht, dass die dämlichen Regale zusammenbrechen und Formalin, Scherben und Körperteile überall herumspritzen«, meint er zu mir.

»Sie kennen ja mein Verhältnis zum Ausmisten. Warten Sie noch eine Weile. Dr. Scarpetta und ich fangen an und schauen, wie es läuft.« Colins Miene ist hart, und ich erkenne an seinen Augen, was in ihm vorgeht.

Er fragt sich, ob er etwas übersehen hat, und stellt sich die Frage, die jeder, der sich mit den Toten beschäftigt, fürchtet. Wenn wir eine Fehldiagnose stellen, könnte noch jemand zu Tode kommen. War es eine Kohlenmonoxidvergiftung oder ein Mord? Indem wir das herausfinden, können wir vielleicht verhindern, dass sich solch eine Tat wiederholt.

»Haben Sie die Proben aus diesen alten Fällen noch?«, erkundige ich mich nach Barrie Lou Rivers, Shania Plames und Rea Abernathy.

»Den Mageninhalt habe ich leider nicht aufbewahrt. Ich hätte ihn einfrieren sollen. Jetzt könnte ich mich ohrfeigen.«

Wir gehen über einen mit hellbraunem Kunstharzlack versiegelten Boden, auf dem drei weitere auf Sockeln montierte Tische stehen. Über den daran befestigten Waschbecken hängen beleuchtete Dunstabzugshauben. Neben jedem Tisch parkt ein Rollwagen mit ordentlich aufgereihten Instrumenten, Asservatenröhrchen und Behältern, einem Schneidebrett, einer Stichsäge, die mit einer Steckerleiste über dem Tisch verbunden ist, und einem leuchtend roten Behälter mit Nadeln. An den Wänden hängen Schränke, Leuchtkästen und Geräte zur Reinigung der Luft. Außerdem gibt es noch Trockenschränke für Beweisstücke und Arbeitsplatten und Klappstühle aus Metall, falls ein Formular ausgefüllt werden muss.

»Ich habe hier zwar nichts zu sagen, aber bei mir steht die Frage ganz oben auf der Liste, mit welchen Substanzen sie in Kontakt gekommen sein könnte«, meine ich zu Colin. »Eine grauweiße kalkige Masse, die nach durchgeschmorter Elektroisolation roch. Es wäre sehr hilfreich, den Rückstand in ihrem Waschbecken so schnell wie möglich analysieren zu lassen. Das Zeug roch eindeutig nicht wie etwas, das in ihre Zelle gehört. Sie haben doch sicher den nötigen Einfluss, um das zu veranlassen.«

»Sammy hat genug Einfluss für uns beide. Außerdem freuen sich die Leute in den kriminaltechnischen Labors über jede Herausforderung. Heutzutage dreht sich ja alles nur noch um die gottverdammte DNA, auch wenn sie nicht immer des Rätsels Lösung ist. Aber erzählen Sie das mal den Staatsanwälten und vor allem der Polizei. Ich vermute, dass unsere Kriminaltechniker sich sofort an die Arbeit machen werden. Ich selbst habe zwar nichts gerochen, vertraue Ihrer Sensorik aber vollkommen. Spontan fällt mir allerdings kein Gift ein, das wie eine durchgeschmorte Elektroisolation riecht.«

»Was war es dann?«, hake ich nach. »Was hat sie da in die Finger bekommen und wie? Schließlich hat sie im Hochsicherheitsbereich von Haus Bravo nicht die Möglichkeit, die allgemeinen Aufenthaltsräume zu betreten, sich unter die anderen Gefangenen zu mischen und sich verbotene Gegenstände zu beschaffen.«

»Also lautet unsere erste Frage, wer Zugang zu ihrer Zelle hatte. Das beschäftigt mich immer, wenn jemand in Haft stirbt. Auch unter auf den ersten Blick völlig normalen Umständen, und mit denen haben wir es hier eindeutig nicht zu tun«, entgegnet er. »So viel steht inzwischen fest.«

Auf einer Ablage stehen Kartons mit Handschuhen unterschiedlicher Größe. Während ich für jeden von uns ein Paar hole, öffnet Colin den Leichensack. Plastik raschelt, als er den Reißverschluss bis ganz unten aufzieht. Ich helfe ihm, Kathleen Lawler auf den Stahl Tisch zu legen. Dann geht er zu den Behältern an der Wand, sammelt Formulare ein und befestigt sie an einem Klemmbrett. Unterdessen entferne ich die Gummibänder an Handgelenken und Knöcheln der Toten und die braunen Papiertüten, mit denen ich die Hände und den linken Fuß geschützt habe, falte sie zusammen und verpacke sie für den Abtransport in die Kriminaltechnik. Anschließend reiße ich ein großes Stück von der weißen Papierrolle aus dem Spender auf der Arbeitsplatte ab und bedecke damit den Tisch neben dem, den wir benutzen.

Die Leiche ist zwar erheblich abgekühlt, doch noch immer schlaff und leicht zu bewegen, als wir sie ausziehen und jedes Kleidungsstück auf den abgedeckten Nachbartisch legen. Das durchgeknöpfte weiße Uniformhemd, auf dessen Rückseite in großen dunkelblauen Buchstaben das Wort HÄFTLING aufgedruckt ist. Eine weiße Hose mit Knöpfen statt Reißverschluss und den blauen Initialen GPFW auf den Seiten der Beine. Ein BH. Ein Höschen. Ich nehme mir eine Lupe vom Wagen und schalte die OP-Lampe ein. Unter dem Vergrößerungsglas entdecke ich einen blassen, orangefarbenen Schmierer, so als hätte Kathleen sich die Hand am rechten Hosenbein abgewischt. Ich hole eine Kamera aus dem Regal, lege ein Lineal neben den Fleck und rücke ihn unter die Lichtquelle.

»Ich weiß nicht, wo man hier Lebensmittel testen lassen kann«, sage ich zu Colin. »Es sieht aus wie Käse, aber wir sollten das überprüfen. Ich werde keinen Abstrich nehmen. Das muss die Kriminaltechnik erledigen. Sie hatte auch etwas Orangefarbenes unter dem Fingernagel. Könnte dasselbe Zeug sein. Vielleicht hat sie kurz vor ihrem Tod irgendetwas gegessen oder angefasst.

»Das GBI beauftragt ein privates Labor in Atlanta, das Lebensmittel, Kosmetika und andere Konsumartikel analysiert«, erwidert er. »Ob die Häftlinge im Gefängnisladen Käsestangen oder Schmelzkäse kaufen können?«

»Dieses Gelborange deutet klar auf Cheddar oder einen Streichkäse mit Cheddargeschmack hin. Ich habe in der Zelle zwar weder Käse noch Käsestangen bemerkt, doch das heißt nicht, dass nicht vorher welche da gewesen sein könnten. Natürlich wären wir schlauer, wenn ihr Müllbeutel nicht verschwunden wäre. Wurden im Fall Plames eigentlich Petechien in den Augen oder im Gesicht festgestellt?«, komme ich noch einmal auf Shania Plames' Tod zu sprechen, während ich zu dem Tisch mit Kathleen Lawlers Leiche zurückkehre.

»Nichts. Aber das muss bei einem Selbstmord durch Erhängen mit vollständig eingedrückten Gefäßen nichts heißen.«

»Bei der Eigenkonstruktion, die Sie geschildert haben, also der um Hals und Beine gewickelten Hose, würde ich nicht von vollständig eingedrückten Gefäßen ausgehen. Schließlich hat sie sich nicht erhängt oder mit einem Seil erdrosselt.«

»Es war schon sehr merkwürdig«, stimmt er mir ernst zu.

»Inszeniert vielleicht?«

»Auf diesen Gedanken bin ich damals nicht gekommen.«

»Warum auch? Ich hätte vermutlich auch keinen Verdacht geschöpft.«

»Das soll nicht heißen, dass ich Manipulationen ausschließe«, fährt er fort. »Allerdings hätte ich in diesem Fall Kampfspuren erwartet. Anzeichen dafür, dass sie überwältigt worden ist. Aber sie hatte nicht einen Kratzer.«

»Ich frage mich, ob sie womöglich bereits tot war, als man sie gefesselt und in der Haltung, in der sie aufgefunden wurde, aufs Bett gelegt hat.«

»Inzwischen halte ich vieles für möglich«, entgegnet er bedrückt.

Ich messe die Tätowierung rechts am Unterleib ab. Die Glöckchenfee aus *Peter Pan* hat eine Flügelspannweite von zwanzig Zentimetern. Da das Bild stark in die Breite gezogen ist, hat Kathleen es sich offenbar in schlankeren Zeiten stechen lassen.

»Und wenn sie wirklich tot war, als man sie auf dem Bett drapiert hat«, füge ich hinzu, weil mir Shania Plames nicht aus dem Kopf will, »bleibt die Frage nach der Todesursache.«

»Einer Todesursache, bei der nichts auf ein Verbrechen oder andere ungewöhnliche Umstände hinweist.« Colin schiebt die Maske, die um seinen Hals hängt, über Mund und Nase. »Und die weder bei einer Autopsie noch bei einer toxikologischen Untersuchung festgestellt wird.«

»Es gibt zahlreiche Gifte, auf die ein Standard-Drogentest nicht reagiert«, erwidere ich, während wir die Leiche auf die Seite drehen, um den Rücken zu betrachten. »Etwas, das ziemlich schnell wirkt und zu Symptomen führt, die niemand wirklich ernst nimmt, weil entweder die Zeugen unzuverlässig sind oder das Opfer sich nicht richtig bemerkbar machen konnte. Vielleicht trifft ja auch beides zu.« Ich vermesse eine andere Tätowierung, die ein Einhorn darstellt. »Und das Wichtigste: Es muss etwas sein, das man ganz sicher nicht überlebt. Das Opfer kann nichts mehr verraten. Schließlich wurde nie ein gescheiterter Versuch gemeldet.«

»Zumindest nicht unseres Wissens nach«, entgegnet er. »Allerdings würden wir es nicht erfahren, wenn jemand im Gefängnis schwer erkrankt und nicht daran stirbt. Dass jemand dem Tod knapp von der Schippe gesprungen ist, wird uns nicht gemeldet.«

Er drückt mit den Fingern auf einen Arm und einen Unterschenkel und notiert sich, dass eine leicht weißlich verfärbte Stelle zurückbleibt. Dann öffnet er die Augenlider und vermisst die Pupillen mit einem Plastiklineal.

»Gleichmäßig geweitet, sechs Millimeter«, verkündet er. »Bei Opiaten können die Pupillen nach dem Tod theoretisch auch verengt sein, obwohl ich das selbst noch nie gesehen habe. Andere Drogen führen zu einer Weitung. Doch die Pupillen von Toten sind ohnehin geweitet.« Mit dem Skalpell nimmt er rasch einen Einschnitt von Schlüsselbein zu Schlüsselbein und dann den Körper hinunter vor. »Wir sichern Proben von allem, was wir kriegen können. Wir untersuchen sie auf sexuellen Missbrauch. Wir testen sie auf alles, was uns verdammt noch mal einfällt.« Er fängt an, Gewebe zurückzuschlagen, und führt das Skalpell mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, während er in der linken die Zange hält.

»Welcher Schrank?«, erkundige ich mich, worauf er mit einem blutigen behandschuhten Zeigefinger darauf deutet.

Ich hole das Testset zum Sichern von biologischen Spuren, untersuche die Leiche auf Anzeichen von sexuellem Missbrauch, nehme Abstriche von jeder Körperöffnung, fotografiere und beschrifte die Asservatentüten.

»Wenn ich schon dabei bin, nehme ich Proben aus Nase und Mund für die Toxikologie«, teile ich Colin mit. »Und von den Haaren.«

Als er den Brustkorb heraushebt und ihn in einen Plastikeimer zu seinen Füßen legt, kommt George, der Assistent, mit Filmen herein, die er an den Leuchtkästen befestigt. Ich gehe hin, um sie mir anzuschauen.

»Ein alter Schienbeinbruch, rechts. Nichts aus jüngerer Zeit. Die typischen arthritischen Veränderungen.« Ich mustere die leuchtend weißen Knochen und die schattenhaften Umrisse von Organen im nächsten Leuchtkasten. »Ihr Magen ist ziemlich voll. Das hätte ich nicht erwartet. Schließlich hat sie morgens um Viertel vor sechs gefrühstückt und ist etwa sechs Stunden später, gegen Mittag, gestorben. Verzögerte Entleerung des Magens.« Ich kehre zum Autopsietisch zurück und greife zum Skalpell. »Etwas hat die Verdauung mehr oder weniger zum Erliegen gebracht. Auch Barrie Lou Rivers' letzte Mahlzeit war unverdaut. Was ist mit den anderen beiden?« Ich meine Shania Plames und Rea Abernathy.

»Ich erinnere mich noch undeutlich. Ja. Unverdaute Nahrung. Bei Barrie Lou Rivers war es eindeutig so. Ich habe es auf den Stress geschoben«, antwortet Colin. »Das habe ich bei Hinrichtungen schon öfter gesehen. Der Häftling isst seine Henkersmahlzeit, verdaut sie aber aus lauter Angst nicht mehr. Es

wundert mich sowieso, wie die noch etwas essen können. Wenn ich gleich hingerichtet werden sollte, würde ich keinen Bissen mehr runterkriegen. Höchstens eine Flasche Bourbon und eine gute kubanische Zigarre.«

Ich schneide einen Schlitz in den Magen und kippe den Inhalt in einen Karton. »Nun, sie hat eindeutig nicht das gegessen, was ihr angeblich morgens in die Zelle gebracht wurde.«

»Keine Eier mit Grieß?« Colin betrachtet den Inhalt des Kartons, während er mit beiden Händen die Leber aus der Edelstahlschale der elektronischen Waage hebt. Dann nimmt er ein Autopsiemesser mit langem Griff und breiter Klinge.

»Zweihundertachtzig Milliliter. Stückchen, die nach Huhn aussehen, Nudeln und etwas Orangefarbenes.«

»Orange wie das Obst? Auf dem Frühstückstablett soll eine Orange gewesen sein.« Er schneidet Scheiben von der Leber ab.

»Nein, nicht so ein Orange. Ich kann keinen Hinweis auf Obst entdecken«, erwidere ich. »Orangefarben eben. Wie Käse. Und dieselbe Farbe wie die Rückstände, die ich unter ihren Fingernägeln und auf der Hose gefunden habe. Woher mag sie heute Morgen Hühnchen, Nudeln und Käse gehabt haben?«

»Eine ganz leichte Verfettung der Leber, angesichts der Umstände nicht schlecht. Allerdings ist die Leber bei drei von vier Alkoholikern in Ordnung«, sagt er und beginnt mit der Lunge. »Also haben die im Gefängnis uns, was ihr heutiges Frühstück anging, belogen. Hühnchen und Nudeln? Keine Ahnung.« Er holt einen Lungenflügel aus der Schale und wischt sich die blutigen Hände an einem Handtuch ab. »Wenn sie ermordet wurde, war der Täter doch sicher schlau genug, um zu wissen, dass sie früher oder später hier landet und wir feststellen können, was es zu essen gab.« Er notiert das Gewicht auf seinem Klemmbrett.

»Nicht jeder ist so umsichtig. Außerdem hat sie ja offenbar heute Morgen zwischen halb sechs und sechs gegessen, wenn in Haus Bravo das Frühstück verteilt wird.« Ich beschrifte einen Karton für die Toxikologie. »Sicher hat der Täter angenommen, dass sie die Mahlzeit bis zu ihrem Tod verdaut haben würde, was normalerweise ja auch geschehen wäre.«

»Sie leidet an einer leichten Verengung, ein kleines Ödem.« Er zerteilt einen Lungenflügel. »Vergrößerung der alveolaren Kapillargefäße, rosige, schaumige Flüssigkeit in den Lungenbläschen. Typisch für akuten Atemstillstand.«

»Und auch bei Herzversagen. Ihr Herz ist erstaunlich gut.« Ich fange an, es auf dem großen Schneidebrett zu sezieren. »Ein wenig blass. Keine Vernarbungen. Die Gefäße zum Großteil unbeschädigt. Klappen, Sehnenfäden, Papillarmuskeln ohne Befund«, diktiere ich. »Die Dicke der Kammerwand sowie der Durchmesser der Kammern liegen im Rahmen. Große Ausgangsgefäße zum Großteil durchgängig. Keine krankhafte Veränderung des Myocardiums.«

»Das hätte ich nicht gedacht.« Wieder wischt Colin sich die Hände ab und schreibt es auf. »Also kein Infarkt. Offenbar führen alle Wege in die Toxikologie.«

»Ich sehe hier auch nicht den kleinsten Hinweis auf einen Infarkt. Sie können ja noch einen Blick auf die histologischen Befunde werfen. Wegen der Theorie, dass sich die Myozyten nach einem myocardialen Infarkt teilen. Aber ich bin normalerweise skeptisch, wenn ich keine anatomischen Anzeichen entdecken kann. Und da sind keine. Die Aorta ist minimal von Arteriosklerose betroffen.« Ich blicke auf, als sich die Türen zum Autopsiesaal öffnen. »Nichts, aber auch gar nichts deutet meiner Ansicht nach darauf hin, dass sie an einer Herzkrankheit gestorben ist.« George kommt herein, und ich höre vertraute Stimmen.

Sofort erkenne ich Bentons weichen Bariton, und meine Laune hebt sich, als ich ihn, in zerknitterter Cargohose, grünem Polohemd, schlank und attraktiv, vor mir sehe. Sein silbergraues Haar ist zurückgestrichen und vermutlich nach der Fahrt in einem Transporter ohne Klimaanlage schweißnass. Es spielt keine Rolle, dass wir uns in einem sterilen Autopsiesaal befinden, wo es nach Tod riecht, dass mein weißer Kittel und meine Handschuhe voller Blut sind, dass Kathleen Lawlers Leiche aufgeschnitten



daliert und dass sich ihre seziierten Organe in einem Eimer unter dem Tisch befinden.

Ich bin glücklicherweise, dass Benton hier ist. Allerdings möchte ich ihn jetzt nicht in meiner Nähe haben, und der Grund dafür ist nicht, dass wir gerade in einem Autopsiesaal und mit einer Obduktion beschäftigt sind. Im nächsten Moment erscheint Lucy, schlank und düster, in einem schwarzen Pilotenoverall. Das rotbraune Haar fällt ihr offen über die Schultern und schimmert im Licht der Deckenbeleuchtung rosig. Die beiden verharren am anderen Ende des Raums.

»Ihr müsst da drüben bleiben«, weise ich sie dennoch an. Ich erkenne an Bentons Art, dass etwas nicht stimmt. Offenbar ist etwas Schlimmes geschehen.

»Dawn Kincaid ist ins Koma gefallen«, sagt er. »Ich bin nach der Landung verständigt worden. Es heißt, sie sei gehirntot, man sei aber noch nicht vollständig sicher. Sie habe sich am Abend zuvor unwohl gefühlt und über ihr unverständliche Mattigkeit geklagt. Und heute Morgen wurde sie leblos aufgefunden.« Er spricht laut, damit Colin und ich ihn verstehen können.

Ich denke an Jaime Bergers Gesicht gestern Abend, kurz bevor ich ihre Wohnung verlassen habe. Sie wirkte schläfrig, und ihre Pupillen waren geweitet.

»Allem Anschein nach war ihr Gehirn zu lange ohne Sauerstoff«, fährt Benton fort, und ich höre Jaimes Stimme, als ich mich gegen eins von ihr verabschiedet habe. Sie hat mit schwerer Zunge gesprochen, ja, gelallt. »Als sie in ihre Zelle kamen, hatte sie schon aufgehört zu atmen. Man konnte sie zwar wiederbeleben, aber sie hat das Bewusstsein nicht mehr erlangt.«

Ich erinnere mich an die Sushi-Tüte, die ich hinauf in die Wohnung getragen habe. Eine fremde Frau hat sie mir überreicht, und ich habe sie ohne zu überlegen angenommen.

»Ich dachte, es hätte sich um einen Asthmaanfall gehandelt ...«, setze ich an.

»Anfangs hat man nicht alle Informationen herausgegeben, und auch jetzt hält man sich sehr bedeckt«, unterbricht Benton. »Zunächst vermutete man wirklich einen Asthmaanfall, doch dann hat sich ihr Zustand drastisch verschlechtert. Die Mitarbeiter im Hospital haben es mit einer Dosis Epinephrin versucht, weil sie von einem anaphylaktischen Schock ausgingen. Es trat aber keine Besserung ein. Sie konnte weder sprechen noch atmen. Man befürchtet, sie könnte vergiftet worden sein.«

Ich sehe vor mir, wie die Frau mit dem beleuchteten Helm ihr Fahrrad an einen Laternenmast lehnt.

»Niemand hat eine Erklärung dafür, wie sie im Butler Hospital an ein Gift hätte geraten sollen«, fährt Benton fort.

Eine KurierfahrerIn hat mir eine Tüte mit Sushi in die Hand gedrückt. Ich habe noch dunkel im Gedächtnis, dass ich ein eigenartiges Gefühl hatte. Aber ich habe nicht darauf geachtet, weil gestern bereits so viel Merkwürdiges geschehen war. Den ganzen Tag lang, angefangen vom Morgen, als Benton mich in Boston zum Flughafen gefahren hat, hat ein seltsames Ereignis das andere gejagt. Und dann fällt mir der Rest der Szene wieder ein. Jaime kam in ihre Wohnung spaziert, nachdem Marino und ich uns fast eine Stunde lang unterhalten hatten. Sie schien nichts von der Sushi-Bestellung zu wissen. Und ich habe nicht nachgehakt.

Ich lege das Skalpell weg. »Hat heute jemand mit Jaime gesprochen? Ich nämlich nicht, und sie hat auch nicht hier angerufen.«

Niemand antwortet.

»Eigentlich wollte sie heute ins Labor kommen. Ich habe ihr eine Nachricht hinterlassen, aber sie hat nicht zurückgerufen.«

»Benton hat es auf der Fahrt hierher versucht, aber es hat sich niemand gemeldet«, erwidert Lucy, und ihre Miene verrät mir, dass sie den Grund für meine Frage kennt.

Ich werfe die schmutzigen Sachen in den Müll und ziehe die Handschuhe aus.

»Verständigen Sie den Rettungsdienst. Vielleicht können Sie auch Sammy Chang erreichen. Er soll sich dort mit uns treffen«, wende ich mich an Colin. »Sie sollen auf jeden Fall einen Krankenwagen schicken.« Ich gebe ihm die Adresse.

Zwei Streifenwagen und Sammy Changs weißer SUV stehen vor dem achtstöckigen Backsteingebäude. Doch die Blaulichter sind nicht eingeschaltet, und nichts weist auf eine Tragödie hin. Ich höre auch nicht, dass sich Sirenen nähern, nur das Dröhnen des Transporters und das dumpfe Geräusch der Scheibenwischer. Wegen der geschlossenen Fenster ist es heiß und stickig im Wagen. Das Gebläse lässt die schwüle Luft nur zirkulieren. Es regnet so stark, dass es wie in einer Autowaschanlage klingt. Donner grollt und kracht, die Altstadt ist in Nebel gehüllt.

Chang und zwei Beamte von der Savannah-Chatham Metropolitan Police haben unter dem Vordach auf den Stufen Schutz vor dem Wolkenbruch gesucht. Sie stehen vor derselben Tür, die sich gestern Abend für mich öffnete, als die Kurierfahrerin auf dem Rad scheinbar aus dem Nichts auftauchte wie ein Phantom. Lucy, Benton, Marino und ich klettern aus dem Transporter und treten hinaus in Regen und Wind. Dicke Tropfen prasseln auf den dampfenden, mit Backsteinen gepflasterten Gehweg herab. Das Geräusch ist so laut wie das Klatschen applaudierender Hände.

»Polizei. Ist jemand zu Hause? Polizei!«, ruft einer der Polizisten und drückt dabei auf den Knopf der Gegensprechanlage. »Nein, sie meldet sich nicht.«

»Hat jemand einen Krankenwagen gerufen?«, frage ich laut. Inzwischen ist das Gewitter fast über unseren Köpfen. Der Regen fällt zischend auf Straße und Gehweg und strömt vom Vordach hinunter.

»Ob es hier eine Hausverwaltung gibt?«, meint einer der Polizisten. »Die haben sicher einen Schlüssel.«

»In den meisten dieser alten Häuser ist sie nicht im selben Gebäude«, erwidert Chang.

»Wir könnten es ja bei den Nachbarn versuchen ...«

Im nächsten Moment drängt sich Marino, den Schlüssel in der Hand, an allen vorbei und stößt die uniformierten Polizisten beinahe zur Seite.

»Hoppla, immer mit der Ruhe. Wer sind Sie?«

Ich nehme nur am Rande wahr, dass Chang erklärt, wer wir sind und was wir hier wollen, während Marino die Tür aufschließt. Undeutlich spüre ich meine klatschnassen schwarzen Sachen und die Stiefel. Ich kämme mir das Haar mit den Fingern zurück und höre dabei Wörter wie *FBI* und *Boston* und *Chief Medical Examiner, arbeitet mit Dr. Dengate zusammen*. Wir hasten zum Aufzug. Lucy ist dicht hinter mir. Sie presst die Hand an meinen Rücken, schiebt mich weiter und hält sich gleichzeitig an mir fest. Ich spüre, was die Berührung bedeutet, und die Verzweiflung, die von ihrer Handfläche an meinem Rücken ausgeht. Das hat sie schon lange nicht mehr getan, nur damals, als kleines Mädchen, wenn sie mich beschützen wollte, Angst hatte oder befürchtete, in einer Menschenmenge von mir getrennt zu werden.

Seit Marino und ich Jaime heute Morgen gegen eins verlassen haben, haben wir nichts mehr von ihr gehört. Kein Anruf, keine SMS, nichts. Doch es könnte eine vernünftige Erklärung dafür geben, wie ich Lucy gegenüber beteuert habe. Wir bräuchten nicht gleich den Teufel an die Wand zu malen. Obwohl ich in Wahrheit mit dem Schlimmsten rechne. Mein momentaner Zustand ist mir so schmerzlich vertraut wie ein bedrückender alter Freund, ein düsterer Begleiter, das tragische Leitmotiv meines Lebenswegs. Es ist ein Gefühl, als versänke alles immer tiefer in der Dunkelheit, in einem Ort ohne Licht und Boden.

Auf der zwanzigminütigen Fahrt hierher hat sich Lucy zusammengerissen. Allerdings ist sie blass, als sei ihr übel, und sie wirkt gleichzeitig verängstigt und zornig. Ich sehe, wie verschiedene Gefühle in ihren ausdrucksstarken grünen Augen aufblitzen, und habe einer ihrer Äußerungen während der Fahrt entnommen, welches Chaos in ihr tobt. Sie hat erzählt, sie habe zuletzt vor sechs Monaten mit Jaime gesprochen und ihr dabei vorgeworfen, sie lasse sich aus den falschen Gründen auf eine Sache ein. *Auf was einlassen?*, fragte ich. *Darauf, Leute zu verteidigen und sie freizukriegen, indem sie ihre Lügen in Wahrheiten ummünzt, falls es nötig wird, denn das tut sie auch bei sich selbst*, sagte Lucy in dem

dröhnenden, stickigen Transporter, als es anfang zu regnen, und ihr Tonfall war zornig und voller Angst. *Ich habe sie gewarnt, weil es für mich so offensichtlich war, sprach sie weiter. Ich habe ihr genau erklärt, was sie da täte, und sie hat es trotzdem getan.*

»Geh voran«, sagt Benton zu Marino.

*Sie wurde immer waghalsiger, verkündete Lucy, während wir in das Unwetter hineinfuhren. Ihre Stimme zitterte leicht, als sei sie außer Atem.*

»Hatte sie in letzter Zeit Probleme?«, erkundigt sich einer der Polizisten bei Marino. »Private, finanzielle oder sonstige?«

»Nein.«

»Wette, sie macht nur einen Ausflug und hat niemandem Bescheid gegeben.«

»Das passt nicht zu ihr«, protestiert Lucy. »Auf gar keinen Fall, verdammt.«

»Und ihr Telefon hat sie zu Hause vergessen. Oder der Akku ist leer. Haben Sie eine Vorstellung davon, wie oft das hier passiert?«

»Sie macht keinen Scheißausflug«, zischt Lucy, die hinter mir steht.

Marino wischt sich das nasse Gesicht am Ärmel ab. Sein Blick huscht umher, wie immer, wenn er trotz seiner abweisenden, unhöflichen Art ausgesprochen besorgt ist. Die Fahrstuhltüren öffnen sich, und alle bis auf Lucy und Benton drängen sich hinein. »Ich komme mit«, sagt Lucy zu mir.

»Ich muss zuerst allein reingehen.«

»Ich will aber mit.«

»Nicht jetzt.«

»Ich muss!«, beharrt sie. Benton legt den Arm um sie und zieht sie an sich. Das tut er nicht nur, um sie zu trösten. Er will auch verhindern, dass sie sich losreißt, die Treppe hinaufläuft und sich Zutritt zur Wohnung verschafft.

»Ich rufe an, sobald ich drinnen bin«, verspreche ich Lucy durch den Spalt zwischen den zugleitenden Türen. Dann ist sie fort. Der Schmerz in meiner Brust ist unbeschreiblich heftig.

Der aus schimmerndem altem Holz und poliertem Messing bestehende Aufzug setzt sich ruckartig in Bewegung, während ich den Polizisten erkläre, dass sich Jaime Berger bei niemandem gemeldet hat. Und ein solches Verhalten passe einfach nicht zu ihr. Sie sei heute in Dr. Dengates Institut erwartet worden und nicht erschienen, ohne abzusagen. Ich betone, dass Jaime eine bekannte Staatsanwältin aus New York ist und dass wir Grund haben, um ihr Leben zu fürchten.

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«, fragt einer der Polizisten Marino.

»Gestern Nacht.«

»Und war da etwas Außergewöhnliches?«

»Nein.«

»Haben sich alle vertragen?«

»Ja.«

»Es gab also keinen Streit?«

»Nein.«

»Vielleicht eine kleine Auseinandersetzung?«

»Verschonen Sie mich mit diesem Mist«, knurrt Marino die Polizisten an, als der Aufzug mit einem Ruck stehenbleibt.

Ich habe furchtbare Angst und weiß gleichzeitig, was uns erwartet. Dann hasten wir aus dem Aufzug zum Ende des Flurs, wo Marino die schwere Eichentür aufschließt.

»Jaime?«, dröhnt seine laute Stimme, als wir die Wohnung betreten. Sofort bemerke ich, dass die Alarmanlage nicht eingeschaltet ist. »Scheiße!« Marino wirft einen Blick auf das Tastenfeld an der Tür und nimmt die unheilverkündende Information ebenfalls wahr. Sein gebräuntes Gesicht ist schweißnass. Seine Uniform hat vom Regen einen gräulichen Ton angenommen. »Sie schaltet sie immer ein. Auch wenn

sie zu Hause ist. Hallo! Jaime, bist du da? Scheiße.«

In der Küche sieht es genauso aus wie letzte Nacht, als ich gegangen bin. Der einzige Unterschied ist ein Döschen mit Tabletten gegen Magenübersäuerung, das ganz sicher noch nicht dort stand, als ich das Essen weggeräumt und das Geschirr gespült habe. Außerdem befindet sich ihre große schwarze Handtasche nicht mehr an der Stuhllehne, wo sie sie am Schulterriemen aufgehängt hat, als sie mit dem Essen vom Broughton and Bull nach Hause kam. Jetzt liegt die Tasche auf dem Ledersofa im Wohnzimmer. Der Inhalt ist auf dem Couchtisch verstreut. Allerdings halten wir uns nicht damit auf, nachzuschauen, ob etwas fehlt oder was sie gesucht haben könnte. Chang und ich folgen Marino, der mit weiten Schritten über den Flur mit dem Parkettboden ins Schlafzimmer läuft.

Durch die offene Tür erkenne ich ein schlittenförmiges Bett mit zerknitterter grünbrauner Bettwäsche und Jaime in einem rotbraunen Bademantel, der verrutscht ist und offensteht. Sie liegt auf dem Bauch, die Hüften sind zur Seite verdreht, Arme und Beine baumeln über die Bettkante. Ihre Körperhaltung ist nicht die eines Menschen, der im Schlaf gestorben ist, und erinnert an die von Kathleen Lawler, so als habe sie ihre letzten Minuten in einem qualvollen Todeskampf verbracht. Die Nachttischlampen brennen. Die Vorhänge sind zugezogen.

»Scheiße«, wiederholt Marino. »Mein Gott«, fügt er hinzu, während ich näherkomme. Der Geruch von geröstetem Obst und Torf steigt mir in die Nase. Eine Flüssigkeit, vermutlich Scotch, ist auf dem Nachttisch verschüttet. Daneben befinden sich ein umgekipptes Glas und die Ladestation für das schnurlose Telefon.

Ich berühre ihren Hals, um den Puls zu fühlen, aber ihr Körper ist kalt und die Totenstarre schon weit fortgeschritten. Ich sehe Chang und dann einen der uniformierten Polizisten an, der gerade hereinkommt.

»Ich bin gleich zurück«, sagt Chang zu mir. »Ich muss etwas aus dem Auto holen«, fügt er hinzu und geht.

Der Polizist starrt auf die Leiche, die über die rechte Bettkante hängt. Er macht einen Schritt vorwärts und nimmt das Funkgerät vom Gürtel.

»Bleiben Sie zurück, und fassen Sie nichts an«, zischt Marino.

»Hey, immer mit der Ruhe.«

»Es gibt keinen Grund für Sie, in diesem Zimmer zu sein, verdammt, also raus hier«, bricht es aus Marino heraus.

»Reg dich nicht auf«, sage ich zu Marino. »Bitte.«

»Verdammt, ich kann es einfach nicht glauben.«

»Je weniger Menschen Kontakt mit der Leiche haben, desto besser«, wende ich mich an den Polizisten. »Wir wissen wirklich nicht, womit wir es hier zu tun haben«, füge ich hinzu, worauf er einige Schritte zurückweicht und an der Türschwelle stehen bleibt. Marino betrachtet die Tote und wendet dann den Blick ab. Sein Gesicht ist stark gerötet.

»Soll das heißen, dass es etwas ist, das wir uns holen könnten? Etwas Ansteckendes?«, fragt der Polizist.

»Ich bin nicht sicher, und deshalb ist es das Beste, wenn Sie Abstand halten und nichts berühren.« Ich lasse den Blick über ihren Körper gleiten, kann jedoch nichts Aufschlussreiches erkennen. Nichts, das mir weiterhelfen würde. »Lucy und Benton sollen draußen warten«, sage ich zu Marino. »Lucy braucht sich das nicht anzutun. Am besten schließt du die Wohnungstür ab.«

»O mein Gott!« Marinos Stimme zittert, seine Augen sind blutunterlaufen und glänzen.

»Sei so gut und schließ die Tür ab«, fordere ich Marino erneut auf. »Und Sie bitten Ihren Partner, draußen Posten zu beziehen, damit niemand die Wohnung betritt«, wende ich mich an den Polizisten, der kurzes rotes Haar und tiefblaue Augen hat. »Mehr können wir nicht tun. Und wir sollten nichts anfassen. Das hier ist ein verdächtiger Todesfall, weshalb wir die Wohnung wie einen Tatort behandeln müssen. Ich fürchte, dass Gift im Spiel ist. Also machen wir erst einmal eine Pause, um keine Beweismittel zu

vernichten. Mir wäre es wirklich lieber, wenn Sie hinausgehen würden, weil wir nicht wissen, womit wir es zu tun haben«, wiederhole ich. Als Marino den Raum verlässt, hallen seine Schritte laut auf dem Parkett wider.

»Was bringt Sie darauf, dass hier ein Verbrechen stattgefunden hat?« Der rothaarige Polizist schaut sich um, rührt sich aber nicht vom Fleck. Nach meiner Warnung hat er offenbar keine große Lust mehr, sich der Leiche zu nähern oder sich in diesem Zimmer aufzuhalten. »Abgesehen von ihrer ausgekippten Handtasche. Aber wenn sie jemanden reingelassen hat, der sie beraubt hat, muss sie denjenigen ja gekannt haben. Wie wäre er sonst unten zur Tür hereingekommen?«

»Wir können nicht sagen, ob jemand hier war.«

»Also könnte das Gift noch in der Wohnung sein.«

»Ja.«

»Vielleicht war es ja eine Überdosis, und sie hat ihre Tasche nach den Tabletten durchwühlt.« Der Polizist verharrt wie angewurzelt auf der Schwelle. »Vielleicht sollte ich mal im Bad nachschauen.« Er wirft einen Blick auf die halboffene Tür links vom Bett, bewegt sich aber nicht.

»Das lassen Sie besser. Ich möchte, dass Sie mir hier Gesellschaft leisten.« Ich tippe Bentons Telefonnummer ein.

»Ich hatte letztes Jahr einen Todesfall. Eine Frau hatte zu viel Oxycodon eingeworfen. Sah ganz ähnlich aus. Alles war unverändert, nur dass sie überall nach Drogen gekramt hatte. In den Schubladen, in ihrer Handtasche. Sie lag tot quer über dem Bett auf der Überdecke. Ein wirklich hübsches Mädchen, das Tänzerin werden wollte. Doch dann ist sie oxycodonabhängig geworden.«

Ich drücke auf *Anrufen*, während ich das Badezimmer betrachte. Doch ich gehe nicht hinein. Durch den Türspalt dringt Licht. Auch die Nachttischlampen im Schlafzimmer brennen. Jaime war gestern nicht im Bett, und wenn doch, ist sie irgendwann wieder aufgestanden.

»Es hieß, es sei ein Unfall, aber ich habe es für Selbstmord gehalten. Ihr Freund hatte sich gerade von ihr getrennt, und sie hatte jede Menge Probleme«, redet der Polizist weiter. Er könnte genauso gut Selbstgespräche führen.

»Lucy darf die Wohnung nicht betreten«, sage ich zu Benton, sobald er abnimmt. Er weiß sofort, was ich meine, und schweigt. »Ich habe keinen guten Rat für dich«, füge ich hinzu, weil ich keine Ahnung habe, wie er es Lucy beibringen soll.

Sicher kennt sie jetzt die Wahrheit, wenn sie es nicht schon geahnt hat. Es ist eine Frage, auf die es nur zwei Antworten gibt: Jaime liegt tot in dieser Wohnung oder eben nicht, und Lucy ist im Bilde. Es dämmert ihr in dieser Minute, während Benton zuhört, wie ich ihm am Telefon meine Beobachtungen schildere. Ich stelle mir vor, wie er ins Leere starrt und mir lauscht. Lucy geht vom Schlimmsten aus, und ich bin hilflos. Ich kann im Moment nicht zu ihr und mich um sie kümmern, weil ich mich mit den Vorfällen in dieser Wohnung befassen muss. Ich muss mich mit Jaime beschäftigen. Und herausfinden, was möglicherweise als Nächstes geschieht.

Ich mustere ihre Leiche auf dem Bett. Der offene Bademantel ist ihr über die Hüften gerutscht. Darunter ist sie nackt. So unerträglich ich es auch finde, dass der rothaarige Polizist auf der Schwelle oder sonst jemand sie so sieht, darf ich sie nicht berühren. Auch sonst nichts im Raum. Also stelle ich mich neben das Fenster und bewege mich nicht vom Fleck.

»Bitte bleib bei Lucy. Ich komme, so schnell ich kann«, sage ich am Telefon zu Benton. »Wenn du es schaffst, sie ins Hotel zu bringen, treffe ich euch dort. Das ist wahrscheinlich der beste Plan. Sie soll sich nicht hier herumtreiben, und du kannst auch nichts tun.« Es interessiert mich nicht, dass er beim FBI ist, und auch nicht, wie viel Einfluss er hat. »Nicht hier und jetzt. Bitte pass auf sie auf.«

»Natürlich.«

»Wir sehen uns im Hotel.«

»Gut.«

Ich füge hinzu, dass er die Zimmer wechseln soll. Wenn möglich, brauche ich eine Suite mit einer Kochnische. Außerdem Zimmer mit Verbindungstür, denn ich bin sicher, dass wir Vorsichtsmaßnahmen ergreifen müssen. Und das Wichtigste ist, dass wir dann zusammen sind.

»Ich erledige das«, verspricht Benton.

»Für uns alle«, wiederhole ich. »Und könntest du vielleicht einen Mietwagen oder einen Dienstwagen besorgen? Wir brauchen ein Auto und können nicht ständig in Marinos Transporter herumfahren. Keine Ahnung, wie lange das hier dauern wird.«

»Er könnte Probleme kriegen.« Bentons Tonfall ist ruhig und verrät nichts.

Ohne es direkt auszusprechen, teilt er mir mit, dass Marino Schwierigkeiten mit der Polizei bekommen könnte, falls Jaime tatsächlich ermordet worden ist. Man könnte ihn wie einen Verdächtigen behandeln. Immerhin hatte er die Schlüssel zum Haus und zu ihrer Wohnung. Er kannte vermutlich den Code der Alarmanlage. Außerdem war er eng mit ihr befreundet, und die Polizei hat bereits gefragt, ob die beiden vielleicht letzte Nacht einen Streit oder eine Auseinandersetzung hatten. In anderen Worten, die Cops nehmen an, dass sie ein Paar waren.

Marino wird nicht der einzige Verdächtige sein. Schließlich habe ich gestern Abend die Sushi-Lieferung nach oben gebracht. Ich könnte Jaime den Tod in einer weißen Papiertüte überreicht haben.

»Ich bleibe hier und tue mein Bestes«, sage ich.

Ich beende das Telefonat und stehe allein im Schlafzimmer, wo Jaines Leiche liegt und der Polizist vom Savannah-Chatham Police Department auf der Schwelle wartet. Auf seinem Namensschild steht T. J. Harley. Er lässt den Blick über die Leiche und durch den Raum schweifen und hat keine Ahnung, wonach er eigentlich suchen und ob er wie verlangt bei mir bleiben, sich lieber zu seinem Partner gesellen oder seinen Vorgesetzten oder einen Detective von der Mordkommission anrufen soll. An seinen Augen erkenne ich, dass sich seine Gedanken überschlagen.

»Was, außer der durchwühlten Handtasche, bringt Sie darauf, dass es ein verdächtiger Todesfall sein könnte?«, fragt er.

»Wir wissen nicht, ob sich jemand an der Handtasche zu schaffen gemacht hat. Sie könnte es auch selbst gewesen sein«, erwidere ich.

»Wonach hat sie gesucht, wenn nicht nach Tabletten?«

»Wir wissen nicht, ob es eine Überdosis ist.«

»Hatte sie immer viel Bargeld dabei?«

»Keine Ahnung, was in ihrer Brieftasche ist und wie viel Geld sie mit sich herumgetragen hat«, antworte ich.

»Das ist nämlich ein mögliches Motiv.«

»Wir wissen nicht, ob etwas gestohlen wurde.«

»Ob sie erwürgt oder erstickt worden ist?«

»Keine Strangulierungsmaße, keine Petechien«, erkläre ich. »Nach dem Augenschein zu urteilen, gibt es keine Hinweise darauf. Aber sie muss sorgfältig untersucht werden. Eine Autopsie. Im Moment können wir noch nichts über die Todesursache sagen.«

»Und was wissen Sie über ihre Beziehung zu ihrem Freund?« Er meint Marino.

»Er hat für sie gearbeitet, als er beim NYPD war, und sie seit kurzem als Berater unterstützt. Verständlicherweise ist er bestürzt.«

»NYPD?«

»Ermittlungen. Er war der Abteilung für Sexualdelikte zugeteilt, die sie geleitet hat.«

»Also hatten die beiden vielleicht etwas miteinander«, stellt er fest.

»Als Erstes sollten wir herausfinden, ob sie gestern Abend Sushi bestellt hat«, entgegne ich. »Und keine voreiligen Schlüsse ziehen. Wir dürfen nicht automatisch annehmen, dass ein ihr nahestehender Mensch große Probleme und deshalb etwas Schreckliches getan hat.«

»Meistens ist es aber so.«

»Meistens? Ich würde sagen, oft, aber nicht immer oder meistens.«

»Nein, wirklich.« Er ist sich seiner Sache sehr sicher. »Man nimmt zuerst das nähere Umfeld unter die Lupe.«

»Man schaut sich dort um, wohin die Beweise deuten«, widerspreche ich.

»Das mit dem Sushi war ein Witz, oder?«

»Nein.«

»Oh. Ich dachte schon, sie wollten andeuten, es könnte am rohen Fisch liegen. Also ich würde das Zeug ja nicht anrühren. Vor allem nicht jetzt. Ölpest. Radioaktives Wasser. Vielleicht esse ich ja gar keinen Fisch mehr. Auch nicht gekocht.«

»Im Müll sind Behälter vom Lieferservice, eine Tüte und die Quittung. Im Kühlschrank stehen die Reste«, teile ich ihm mit. »Bitte sorgen Sie dafür, dass weder Sie noch Ihr Partner etwas davon anfassen. Ich würde Ihnen raten, sich von der Küche fernzuhalten und alles Ermittler Chang oder Dr. Dengate zu überlassen. Wer immer auch damit beauftragt wird.«

»Ja, Sammy ist der Ermittler, nicht ich. Auf gar keinen Fall mache ich mich an seinem Tatort zu schaffen. Nicht dass ich das nicht könnte. Vielleicht besuche ich bald einen Lehrgang. Ich glaube nämlich, dass ich mich gut dafür eignen würde. Sie wissen schon, das Auge fürs Detail. Das ist das Allerwichtigste. Ich bin richtig zwanghaft, was Details betrifft. Ich habe schon mal mit ihm zusammengearbeitet. In dem Fall mit der Überdosis, von dem ich Ihnen erzählt habe.« Officer Harley greift zum Funkgerät. »Könnte Kontakt mit einer gefährlichen Substanz sein. Fass nichts an, weder in der Küche noch im Mülleimer oder sonst irgendwo«, sagt er.

»Was?«, hallt die Stimme seines Partners durchs Schlafzimmer.

»Fass einfach nichts an. Verstanden?«

»Zehn-vier.«

Ich beschließe, mich nicht mehr zum Thema Sushi oder über meine Befürchtungen zu äußern. Auch meinen gestrigen Abend mit Jaime werde ich nicht schildern. Das spare ich mir für Chang, Colin oder sonst jemanden auf. Marino und ich werden getrennt voneinander aussagen müssen, vielleicht vor einem Detective von der Mordkommission Savannahs, aber nicht vor Officer J. T. Harley, der zwar nett, aber naiv und viel zu sehr darauf versessen ist, Sherlock Holmes zu spielen. Chang wird sich darum kümmern, dass unsere Vernehmung von einer kompetenten Person durchgeführt wird, abhängig davon, in wessen Zuständigkeitsbereich die Ermittlungen fallen. Wahrscheinlich werden das GBI und die örtliche Polizei zusammenarbeiten. Und später wird sich das FBI einschalten. Falls Jaimes Tod mit den Vorgängen in Massachusetts zusammenhängt – insbesondere mit dem mutmaßlichen Giftanschlag auf Dawn Kincaid –, sind mehrere Bundesstaaten beteiligt. Dann wird das FBI die Ermittlungen in Savannah in die Hand nehmen und möglicherweise alles an sich reißen wie schon oben im Norden.

Durch einen Spalt zwischen den zugezogenen Gardinen spähe ich hinunter auf die Straße, wo Chang seine Tatortausrüstung aus dem SUV holt. Regen prasselt auf das Dach wie kleine Kieselsteine, und über der niedrigen Silhouette aus Privathäusern, historischen Gebäuden und Bäumen zucken Blitze. Der Donner klingt wie ein Trommelwirbel aus der Ferne. Ich weiß genau, was ich tun würde, wenn Cambridge nicht fünfzehnhundert Kilometer weit weg wäre.

Ich würde anordnen, sofort den Laster mit unserem mobilen Autopsiemodul an Bord zum Tatort zu fahren. Doch aufgrund der Distanz ist das so gut wie unmöglich, denn Colin Dengate wird mit der Autopsie keine zwei Tage warten wollen. Und das sollte er auch nicht. Wir wollen und dürfen keine Zeit verlieren, denn wir brauchen Serum, Gewebeproben und den Mageninhalt. Natürlich gibt es in der Nähe von Atlanta noch das Zentrum für Seuchenbekämpfung und Gesundheitsvorsorge, doch auf dessen Lastwagen wird Colin vermutlich ebenfalls nicht warten wollen. Schließlich haben wir die Toten berührt, ohne dass sich Folgen gezeigt hätten. Auch die anderen Personen, die mit ihnen in Kontakt gekommen

sind, scheinen wohl auf zu sein. Ich war in Kathleen Lawlers Gefängniszelle, habe sie angefasst, die Luft dort geatmet und an der Substanz in ihrem Waschbecken geschnuppert. Ich bin mit ihrem Blut, ihrem Mageninhalt, ihrem Körper in Berührung gekommen und fühle mich nicht krank. Marino, Colin und Chang ebenfalls nicht. Nichts weist darauf hin, dass uns Gefahr droht.

Das Gift, das Kathleen, Jaime und Dawn Kincaid vermutlich verabreicht wurde – angenommen, dass es sich um dasselbe handelt –, wirkt verhältnismäßig schnell. Es bringt die Verdauung zum Erliegen und verursacht Atemnot. Offenbar ist es etwas, das zu Lähmungserscheinungen führt, und wird über Lebensmittel oder Getränke verabreicht. Ich erinnere mich, wie Jaime aussah, als ich mich heute Morgen gegen eins von ihr verabschiedet habe. Ihre Lider waren schwer. Ihre Sprache war verwaschen. Ihre Pupillen waren geweitet. Ich habe das auf den Alkohol geschoben, doch die Tabletten gegen Übersäuerung auf der Küchentheke deuten darauf hin, dass sie Magenbeschwerden hatte. Und darüber hat auch Kathleen geklagt, wenn ihre Zellennachbarin die Wahrheit sagt.

»Wissen Sie, die untersuchen jetzt alle unsere Tatorte, seit sie einen Lehrgang an dieser Forensikakademie in Knoxville gemacht haben, wo auch die Body Farm ist ...«, sagt Officer Harley.

Er redet und redet, doch ich höre nur mit halbem Ohr hin, während ich weiter durchs Fenster in den stürmischen Spätnachmittag hinausschaue. Der Wind peitscht die Bäume, und Autoscheinwerfer nähern sich auf der Abercorn Street. Dann kommt der Land Rover in Sicht.

»Jeder Ermittler am GBI ist dort ausgebildet worden, einfach jeder. Deshalb haben wir vermutlich die besten Tatortexperten in den gesamten Vereinigten Staaten«, prahlt Officer Harley, als ließe ihn die Tote auf dem Bett völlig kalt. Oder als habe sich hier nicht gerade eine Tragödie abgespielt.

Officer Harley kannte Jaime Berger nicht. Er hat keine Ahnung, wer sie ist, wer wir anderen sind und was wir einander bedeutet haben. Während Colin parkt und die Scheinwerfer abschaltet, spüre ich, wie sich etwas in mir verändert. Ich empfinde eine gleichgültige Ruhe und Distanziertheit, so wie immer, wenn mir etwas zu viel wird und ich trotzdem funktionieren muss. Und zwar auf höchstem Niveau. Ich weiß, was mir bevorsteht, schließlich bin ich nicht auf den Kopf gefallen. Die Hände in den Taschen meiner Cargohose, erinnere ich mich daran, wie sich Jaimes Schatten gestern Nacht hinter den geschlossenen Vorhängen dieses Zimmers bewegt hat.

Marino und ich saßen in seinem Transporter unten auf der Straße, während ihre Umrisse hin und her glitten, als ginge sie nervös im Zimmer umher. Dann hat sie sich ausgezogen. Die Sachen, die sie bei unserem Besuch anhatte, liegen auf einem Stuhl neben der Kommode, achtlos hingeworfen, so wie man es tut, wenn man betrunken, aufgebracht oder in Eile ist oder sich nicht wohl fühlt. Danach hat sie den rotbraunen Bademantel angezogen, in dem sie später sterben sollte, und uns aus einem Fenster im Wohnzimmer nachgeblickt. Und ich wusste nichts. Ich hatte keine Ahnung, was vorgefallen war und welche Rolle ich vermutlich dabei gespielt habe.



Ich wende mich vom Fenster ab. Jaime Berger liegt noch immer in derselben unnatürlichen Stellung da: über die Bettkante hängend wie auf einem Gemälde von Dalí.

Ihre biologische Existenz ist vorbei. Fleisch und Blut werden bereits abgebaut wie eine Kulisse, wenn nach dem letzten Akt eines Dramas der Vorhang gefallen ist. Sie ist fort, und nichts kann sie zurückholen. Nun müssen wir uns mit ihren sterblichen Überresten befassen. Damit kenne ich mich aus, und ich will unbedingt helfen. Allerdings gibt es da einige Komplikationen.

»Ich fasse nichts an und unternehme auch sonst nichts ohne Anweisung«, teile ich Officer Harley mit. »Dr. Dengate ist gerade vorgefahren. Doch Sie müssen bleiben, wo Sie sind. Falls ich einen anderen Teil der Wohnung betreten sollte, müssen Sie mich begleiten«, erinnere ich ihn noch einmal. »Ermittler Chang oder Sie dürfen mir nicht von der Seite weichen. Außerdem muss einer von Ihnen bereit sein, das nötigenfalls auch zu beschwören.«

»Ja, Ma'am.« Er starrt mich an, als frage er sich, was ich alles anstellen werde, das eine Bewachung und das Ablegen von Eiden nötig machen könnte.

»Ich war letzte Nacht hier. Nicht in diesem Zimmer, aber in der Wohnung, und bin vermutlich die Letzte, die sie lebend gesehen hat.«

»Das mag ich an diesem Beruf.« Als er sich an den Türrahmen lehnt, scharrt sein Gürtel mit den Gerätschaften am Holz. »Man weiß nie, was kommt. Ich bin schon zu Einsätzen erschienen und habe festgestellt, dass ich das Opfer kannte. Vor kurzem ist ein Typ, mit dem ich auf der High School war, bei einem Motorradunfall gestorben. Das war wirklich schräg.«

Wie gern würde ich ihre Leiche bewegen, sie zudecken und sie anders hinlegen, damit sie nicht, gebogen wie eine Haarnadel, Arme und Kopf über die Bettkante baumeln lässt. Gesicht und Hals sind dunkelviolett verfärbt, weil das Blut als Folge der Schwerkraft nach unten gesackt ist, nachdem der Kreislauf versagt hat. Ihre Lippen sind leicht geöffnet, die oberen Schneidezähne sind zu erkennen. Ein Auge ist geschossen, das andere steht einen Spaltbreit offen. Der Tod verhöhnt Jaime Bergers vollkommene Schönheit und macht sie auf obszöne und groteske Weise zu einem Zerrbild. Ich möchte nicht, dass Lucy sie so sieht. Nicht einmal auf einem Foto. Wieder fallen mir das umgekippte Glas und das leere Ladegerät des Telefons auf. Als ich mich auf den Boden knie, entdecke ich den Hörer ein paar Zentimeter unter dem Bett, als ob Jaime danach getastet und ihn dabei vom Nachttisch gestoßen hätte. Ich hebe ihn nicht auf, denn ich will nichts anfassen.

»Ich war von kurz vor neun bis kurz vor eins gestern Abend im Wohnzimmer und in der Küche«, teile ich Officer Harley mit. »Bevor ich ging, war ich auch noch im Gäste-WC. Während ich hier war, habe ich einige Dinge berührt. Papiere. Küchenutensilien. Ich werde Ermittler Chang darauf hinweisen.«

»Also sind Sie aus Boston hergekommen, um sich mit ihr zu treffen.«

»Nein, ich bin aus einem anderen Grund in Savannah. Und da ich schon einmal hier war, wollte sie mich sehen.« Mehr werde ich einem gewöhnlichen Streifenbeamten, der die Ermittlungen nicht leiten wird, keinesfalls verraten. »Uns verbindet eine lange, ziemlich komplizierte Vergangenheit, die ich dem zuständigen Ermittler gern schildern werde, wenn es so weit ist. Bis dahin bleiben Sie einfach in meiner Nähe, damit ich für alles einen Zeugen habe.«

»Klar. Sie können natürlich auch draußen warten, wenn Sie ...«

»Jetzt bin ich schon einmal in der Wohnung und möchte helfen, wo ich kann«, entgegne ich mit Nachdruck.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre ich längst gegangen. Ich achte nicht auf meine innere Stimme, die mir rät, von hier zu verschwinden und mich nicht noch weiter in die Sache verwickeln zu lassen. Doch ich fühle mich moralisch dazu verpflichtet, die Ursache von Jaimes Tod herauszufinden. Es geht nicht nur um

sie, denn sie kann ich nicht mehr retten. Ich mache mir Sorgen um andere.

Giftmorde kommen selten vor und sind gefürchtet, weil sich der Anschlag häufig nicht gegen eine bestimmte Person richtet. Und selbst wenn doch, stirbt möglicherweise trotzdem ein anderer. Barrie Lou Rivers war es offenbar gleichgültig, wer ihre mit Arsen versetzten Thunfischsandwiches aß. Ihre grausame, einer verschobenen Logik folgende Tat war nicht als individueller Vergeltungsschlag gedacht, denn die Speisen von ihrem Imbissstand konnten von jedem X-Beliebigen erworben werden. Erschwerend kommt hinzu, dass Gift weder Fingerabdrücke noch DNA-Spuren hinterlässt. Es hat, anders als eine Kugel oder eine Messerklinge, auch fast nie eine feste Größe oder Form und verursacht keine Spuren, die man wie eine Wunde vermessen kann. Ich hatte im Laufe meines Berufslebens nur mit einer Handvoll von Giftmorden zu tun; eine frustrierende und beängstigende Angelegenheit. Den Täter aufzuhalten, war ein Wettlauf gegen die Zeit.

Inzwischen ist Sammy Chang zurück und stellt seinen Tatortkoffer auf den Boden im Schlafzimmer. Dann reicht er mir Handschuhe, als ob wir Partner wären. Ich ziehe zwei Paar übereinander und stecke die Hände in die Taschen. Auf dem Flur erklingen wieder Schritte.

»Das Telefon liegt unter dem Bett.« Ich deute darauf. Im nächsten Moment kommt Colin herein. Er trägt Straßenkleidung: ein kariertes Hemd und eine hellgraue Hose, eine dunkelblaue Windjacke mit der Aufschrift GBI und eine Brille mit Regentropfen auf den Gläsern.

In der Hand hält er denselben Hartschalenkoffer, den er heute schon im Gefängnis dabei hatte. Nachdem er ihn abgestellt hat, wendet er sich an mich. »Womit haben wir es zu tun?«

»Keine offensichtlichen Verletzungen, doch ich habe sie noch nicht untersucht. Offenbar hat sie nach dem Telefon getastet und dabei vielleicht ihr Glas umgeworfen«, antworte ich. »Scotch, glaube ich. Als ich mich heute am frühen Morgen von ihr verabschiedet habe, hat sie Scotch getrunken. Das Telefon ist unter dem Bett.«

»Hat sie den Scotch selbst eingeschenkt?« Chang beugt sich vor und hebt mit einer behandschuhten Hand die Bettlaken an.

»Ja, und den Wein auch.«

»Mich interessiert nur, wessen Fingerabdrücke und DNA an den fraglichen Gegenständen sein könnten.«

»Sie beide brauchen wir hier drin nicht mehr«, sagt Colin zu Officer Harley. »Vielen Dank für Ihre Hilfe, aber je weniger Leute hier herumstehen, desto besser, okay? Ich muss sicher nicht darauf hinweisen, dass Sie in dieser Wohnung nichts essen, nichts trinken und nichts anfassen dürfen. Mittlerweile haben wir mehrere Opfer, die mit irgendeiner unbekannten Substanz in Kontakt gekommen sind.«

»Also gehen Sie nicht von Drogen aus?«, erwidert Officer Harley. »Ich habe keine Tablettendöschen oder so etwas entdeckt. Aber ich habe keine Schränke oder Schubladen aufgemacht und mich auch sonst nicht umgeschaut. Wenn Sie möchten, könnte ich ja im Badezimmer und in der Hausapotheke nachsehen.«

»Wie ich bereits sagte, kennen wir die Substanz nicht«, erwidert Colin. »Es könnten Drogen sein. Allerdings auch etwas anderes.«

»Wir kommen jetzt allein zurecht«, teilt Chang dem Polizisten mit. »Doch Sie beide sollten draußen den Flur absichern. Wir möchten nicht, dass jemand hier hereinspaziert. Schließlich könnten auch noch andere einen Schlüssel haben.«

»Als Marino und ich gestern bei ihr zu Abend gegessen haben, wurde Sushi geliefert«, berichte ich Colin und Chang. Ich habe mich ans Fenster zurückgezogen, um nicht beim Fotografieren im Weg zu sein. Außerdem braucht Colin genug Platz, um seinen Tatortkoffer zu öffnen, denn er schickt sich gerade an, die Leiche zu untersuchen. »Es wäre sicher eine gute Idee, bei Savannah Sushi Fusion nachzufragen. Aber falls Sie allein weitermachen wollen ...? Schließlich besuchte ich gestern am späten Nachmittag Kathleen Lawler, und heute Vormittag war sie tot. Und letzte Nacht war ich bis eins bei Jaime, und jetzt lebt sie

ebenfalls nicht mehr.«

»Sofern Sie nicht vorhaben, ein Geständnis abzulegen«, meint Colin und zieht Handschuhe an, »würde ich nicht im Traum daran denken, Sie in Verbindung mit dem Tod dieser Menschen zu bringen. Normalerweise würde ich sagen, dass Ihre Anwesenheit keine gute Idee ist, da Sie die Tote persönlich kannten und sie gestern Abend besucht haben. Aber bei Ihnen liegt der Fall anders. Vielleicht haben Sie etwas Hilfreiches beobachtet. Es liegt also ganz an Ihnen, ob Sie lieber gehen möchten.«

»Meine größte Sorge ist, dass es weitere Opfer geben könnte«, antworte ich. »Insbesondere, wenn wir es mit einer Giftmordserie zu tun haben, was ich befürchte.«

»Damit sind Sie nicht allein.«

»Vermutlich sind Sie die Einzige, die sagen kann, ob hier etwas verändert wurde«, wendet sich Chang an mich. »Also wäre es wohl das Beste, wenn wir uns gemeinsam anschauen.« Die Kamera blitzt und die Blende klickt, als er den Telefonhörer unter dem Bett fotografiert.

Im Laufe des Tages habe ich Hochachtung vor Sammy Chang bekommen und kann mir denken, was in ihm vorgeht. Er ist ein fähiger Ermittler, klug, aufmerksam und sehr gut ausgebildet. Es gehört zu seinem Beruf, alles gnadenlos sachlich zu betrachten. Auch wenn er noch so große Stücke auf mich hält, wäre es dumm von ihm, nicht so viele Informationen wie möglich aus mir herauszuholen.

»Bis jetzt kann ich keinen Hinweis darauf entdecken, dass seit meinem und Marinos Besuch jemand außer Jaime in der Wohnung gewesen ist«, beginne ich.

»Läuft etwas zwischen den beiden?«, fragt Chang.

»Nicht dass ich wüsste, und ich kann es mir auch nur schwer vorstellen. Er hat zwei Wochen Urlaub am CFC genommen, um ihr hier mit dem Fall Jordan zu helfen. So weit mir bekannt ist, haben sie in dieser Wohnung zusammengearbeitet.«

Chang mustert den Telefonhörer, den er unter dem Bett hervorgeangelt hat. Dabei hält er ihn zwischen zwei behandschuhten Fingerspitzen, um ihn so wenig wie möglich zu berühren. »Vermutlich ist das Zeitverschwendung«, meint er. »Denn wahrscheinlich ist sie die Einzige, die ihn angefasst hat. Aber vielleicht sollte ich ihn mitnehmen, um auf Nummer sicher zu gehen. Was würden Sie tun?« Er sieht mich an.

»Ich würde ihn auf Fingerabdrücke und DNA untersuchen lassen. Außerdem würde ich Abstriche für eine chemische Analyse nehmen.«

»Könnte jemand das Telefon vergiftet haben?«, fragt er, ohne eine Miene zu verziehen.

»Chemische und biologische Giftstoffe können auch über die Haut und die Schleimhäute aufgenommen werden. Obwohl ich in diesem Fall daran zweifle. Dann hätten wir inzwischen mehr Opfer. Zum Beispiel uns.«

»Und Sie haben dieses Telefon hier nicht irgendwann benutzt. « Sein behandschuhter Finger drückt auf den Menüknopf.

»Ich war gestern Abend nicht in diesem Teil der Wohnung.«

»Um ein Uhr zweiunddreißig heute Morgen wurde eine Nummer mit Vorwahl neun-eins-sieben angerufen.« Chang überprüft die letzten von Jaimes Telefon getätigten Anrufe. »Offenbar war das der letzte Anruf von diesem Apparat.« Er liest die Nummer laut vor, während er sie sich notiert.

Sie kommt mir bekannt vor, doch ich brauche einen Moment, bis der Groschen fällt.

»Lucy. Meine Nichte. Das ist ihre alte Mobilfunknummer, als sie noch in New York wohnte. Nach dem Umzug nach Boston hat sie die Nummer geändert. Das war Anfang dieses Jahres, im Januar vielleicht. Ich bin nicht sicher, ob sie unter dieser Nummer noch erreichbar ist.«

Anscheinend wusste Jaime nicht, dass Lucy eine neue Nummer hat. Sieht aus, als hätte sie es ernst gemeint, als sie den Kontakt mit Lucy endgültig abbrach. Bis heute am frühen Morgen.

»Haben Sie eine Idee, warum sie versucht haben könnte, Ihre Nichte morgens um ein Uhr zweiunddreißig anzurufen?«

»Jaime und ich haben über sie geredet«, erkläre ich. »Und zwar über ihre Beziehung und warum sie geendet hat. Vielleicht ist sie ja sentimental geworden. Keine Ahnung.«

»Was für eine Beziehung?«

»Sie waren einige Jahre lang zusammen.«

»Was heißt zusammen?«

»Lebensgefährtinnen. Ein Paar.«

Chang verstaubt den Hörer in einem Asservatenbeutel. »Und wann sind Sie gestern Nacht gegangen?«

»Etwa gegen eins.«

»Also ungefähr eine halbe Stunde bevor sie die alte Nummer Ihrer Nichte angerufen und beim Auflegen das Telefon fallen gelassen hat, sodass es unter dem Bett gelandet ist. Das könnte darauf hindeuten, dass sie in diesem Moment ein Problem gehabt haben muss. Oder sehr betrunken war.«

»Das wäre möglich«, bestätige ich.

»Waren Sie vor Ihrem gestrigen Besuch schon einmal in dieser Wohnung?«

»Ich habe Ihnen doch bereits erzählt, dass ich gestern das erste Mal hier war«, erinnere ich ihn.

»Was ist mit Pete Marino?«

»Mir ist nicht bekannt, dass er irgendwann gestern Nacht noch einmal hier war«, erwidere ich. »Aber ich war nicht die ganze Zeit über mit ihm zusammen. Er hat mich bei meiner Ankunft hier erwartet.«

»Interessant, dass er einen Schlüssel hat.« Chang steht auf und fängt an, den Asservatenbeutel zu beschriften.

»Vermutlich, weil die Wohnung auch das Büro der beiden war.«

»Wie lief das gestrige Essen ab?«, erkundigt er sich.

»Jaime hat alles, bis auf das Sushi, selbst mitgebracht und es uns im Wohnzimmer serviert. Danach, es muss so gegen halb elf oder vielleicht Viertel vor elf gewesen sein, hat Marino uns eine Weile allein gelassen. Er fuhr etwa um eins vor dem Haus vor, um mich abzuholen. Jaime wirkte ein wenig betrunken. Sie hatte Wein und Scotch intus, und ihre Sprache war leicht verwaschen. Mittlerweile denke ich, dass dies nicht nur am Alkohol lag. Erweiterte Pupillen. Sprachschwierigkeiten. Sie hatte Mühe, die Augen offen zu halten. Das war etwa zweieinhalb oder drei Stunden nachdem sie das Sushi gegessen hatte.«

»Erweiterte Pupillen können durch alle möglichen Drogen hervorgerufen werden.« Colin drückt mit dem Finger auf einen Arm und ein Bein und notiert sich den Grad der weißen Verfärbung. »Amphetamine, Kokain, Beruhigungsmittel. Und natürlich Alkohol. Haben Sie vielleicht bemerkt, ob sie während Ihres Besuchs irgendetwas eingenommen hat?«

»Ich habe nichts dergleichen gesehen und auch keinen Grund zu dieser Vermutung. Sie hat getrunken. Einige Gläser Wein und auch ein paar Scotch.«

»Was war, nachdem Sie gegangen sind? Was haben Sie gemacht? Wo sind Sie hin?«, fragt Chang.

Ich erkläre ihm, dass wir eine Weile damit verbracht haben, zum früheren Haus der Jordans zu fahren und den Fall zu erörtern. Gegen zwei Uhr seien wir dann ins Hotel zurückgekehrt.

»Haben Sie gesehen, wie Marino in sein Zimmer ging?«

»Er hatte etwas im Auto vergessen und wollte es holen. Ich bin allein im Lift zu meinem Zimmer gefahren.«

»Er hat sie also ins Hotel begleitet und ist dann zu seinem Auto zurückgekehrt.«

»Es war ein Parkwächter vor Ort, der wissen müsste, ob Marino wieder weggefahren ist. Außerdem hatte der Transporter schwere technische Mängel, weshalb er ihn heute Morgen in die Werkstatt gebracht hat.«

»Die Raumtemperatur beträgt dreiundzwanzig Grad. Die Körpertemperatur fünfundzwanzig«, verkündet Colin, während er Bergers Leiche von der Bettkante schiebt.

Ihre Arme und Beine sperren sich, sodass er Gewalt anwenden muss, um sie zu bewegen. Ich kann es kaum mit ansehen. Und das, obwohl ich schon unzählige Male die Leichenstarre gebrochen habe und

eigentlich keinen Gedanken daran verschwende, wenn ich die Toten zwingen, ihre Abwehrhaltung aufzugeben. Aber jetzt halte ich den Anblick kaum aus. Ich denke an die Sushitüte, die ich nach oben gebracht habe, und fühle mich schuldig. Warum bin ich nicht stutzig geworden, als diese Frau gestern Abend auf der dunklen Straße aufgetaucht ist? *Warum habe ich nicht nachgehakt, als Jaime angedeutet hat, sie habe gar kein Sushi bestellt?*

»Sollte ich hier sonst noch auf etwas achten?«, fragt mich Chang.

»Das umgekippte Glas. Und ich würde auch Proben von der Flüssigkeit auf dem Nachttisch nehmen, die offenbar verschütteter Scotch ist. Doch vielleicht sollten Sie damit warten, bis wir uns mit den Essensresten und dem Inhalt des Mülleimers befassen. Alles, was sie gegessen und getrunken haben könnte, muss untersucht werden.«

Die verspiegelten Türen des Badezimmerschränkens stehen weit offen. Der Inhalt ist wild über die Regale, die Ablage aus Granit, das Waschbecken und den Boden verstreut, als hätte ein Sturmwind hier getobt. Eine Nagelhautschere, eine Pinzette, Nagelfeilen, Augentropfen, Zahnpasta, Zahnseide, rezeptfreie Schmerztabletten, Peelingcremes und Gesichtswasserflaschen liegen herum. Außerdem noch rezeptpflichtige Medikamente wie das Schlafmittel Zolpidem und der Angstlöser Tavor. Jaime litt an Schlafstörungen. Sie stand unter Anspannung, war eitel und konnte sich mit dem Älterwerden nicht anfreunden. Doch nichts, was sie vorrätig hatte, um ihre üblichen Beschwerden und Unpässlichkeiten zu bekämpfen, konnte den Feind niederringen, der sich in den letzten Stunden und Minuten ihres Lebens ihrer bemächtigte.

Als ich ihr Sterben anhand des chaotischen Durcheinanders zu rekonstruieren versuche, komme ich zu dem Schluss, dass sie irgendwann in den frühen Morgenstunden an schweren Symptomen gelitten haben muss. Deshalb hat sie verzweifelt nach irgendetwas gesucht, um die Angst und die akuten körperlichen Beschwerden zu lindern. Ich stelle mir vor, wie sie ihre Handtasche ausgekippt und irgendein Medikament gegen ihre Qualen gesucht hat. Danach ist sie offenbar ins Bad gelaufen, um etwas zu finden, das ihr Erlösung verschafft. In ihrer Panik hat sie Gegenstände von den Regalen gefegt. Und ich war nicht für sie da.

Ich bin nicht geblieben, sondern habe fluchtartig das Haus verlassen. In meiner Erleichterung, der Situation zu entrinnen, habe ich lieber draußen in der Dunkelheit unter einem Baum darauf gewartet, dass Marino mich abholt. Ständig muss ich daran denken, dass ich die Warnsignale vielleicht richtig gedeutet hätte, wenn ich nicht so gekränkt und wütend gewesen wäre. Möglicherweise hätte ich bemerkt, dass etwas im Argen lag und dass Jaime nicht einfach nur betrunken war. Ich wollte Lucy verteidigen. Sie war schon immer meine Schwachstelle. Und nun ist die Frau tot, die sie geliebt hat, ja, die vielleicht sogar die Liebe ihres Lebens gewesen ist.

»Darf ich?«, bitte ich Chang um die Erlaubnis, mich umzuschauen und Dinge zur Hand zu nehmen, während er fotografiert.

Wenn ich bei Jaimes gesundheitlichem Zusammenbruch dabei gewesen wäre, hätte ich sie retten können. Ich habe Anzeichen und Symptome ignoriert und weiß nicht, wie ich das meiner Nichte sagen soll.

»Klar, nur zu«, erwidert er. »Haben Sie Grund zu der Annahme, dass sie hier in dieser Wohnung irgendetwas aufbewahrt hat, auf das es jemand abgesehen haben könnte? Ich habe im Wohnzimmer einige Computer und dazu Papiere bemerkt, die wie Fallakten und vertrauliche Dokumente aussahen. Sind in den Computern möglicherweise geheime Daten gespeichert?«

»Ich habe keine Ahnung von den Daten in ihren Computern, nicht mal, ob es überhaupt ihre sind.«

Ich hätte einen Rettungswagen rufen und eine Mund-zu- Mund-Beatmung durchführen können. Ich hätte für sie atmen können, bis die Sanitäter sie mit Sauerstoff versorgt und in die Notaufnahme gebracht hätten. Sie sollte jetzt, angeschlossen an ein Beatmungsgerät, im Krankenhaus liegen und auf dem Weg der Besserung sein – und nicht kalt und steif in ihrem Bett. Ich werde Lucy gestehen müssen, dass ich Jaime und sie im Stich gelassen habe. Vielleicht wird Lucy mir ja nie verzeihen. Daraus würde ich ihr keinen Vorwurf machen. All die Jahre hat sie mir immer wieder dasselbe gepredigt, weil ich es einfach nicht lassen konnte: *Kämpfe nicht meine Kämpfe. Fühle nicht meine Gefühle. Versuch nicht ständig, alles ins Lot zu bringen, weil du es damit nur noch schlimmer machst.*

Und ich habe es schlimmer gemacht. Noch schlimmer hätte ich es gar nicht machen können. »Ich denke, Sie wissen, was Jaime in Savannah wollte«, sage ich zu Chang. »Aber um Ihre Frage zu beantworten: Ich weiß wirklich nicht, ob sich in dieser Wohnung etwas befunden hat, für das sich jemand interessiert haben

könnte. Dasselbe gilt für die Computer im Wohnzimmer.«

»Hat sie während Ihres Besuchs geäußert, dass sie vielleicht von jemand verfolgt wird?«

»Nur dass sie auf ihre Sicherheit bedacht sei«, erwidere ich. »Doch sie hat keine bestimmte Person oder Sache erwähnt, vor der sie Angst hatte.«

»Hat sie möglicherweise Schmuck oder andere Wertgegenstände aus New York mitgebracht? Ihre Uhr liegt noch da.« Er deutet auf eine goldene Armbanduhr von Cartier mit schwarzem Lederband auf der Anrichte neben einem Glas, das ein wenig Wasser enthält. »Die würde einen Dieb doch sicherlich interessieren. Ob sie im betrunkenen Zustand angefangen hat, ein Medikament oder sonst etwas zu suchen?«

Ich nehme eine Packung Betadorm aus dem Waschbecken und stelle fest, dass der obere Rand aufgerissen ist, als sei die Person, die das getan hat, in panischer Hast gewesen. Auf dem Boden liegt ein silberner Folienstreifen, in dem zwei Tabletten fehlen.

»Inzwischen bin ich nicht mehr sicher, ob sie betrunken war. Zumindest nicht so sehr, wie es den Anschein hatte.« Ich mustere das Preisschild auf der Betadormschachtel. Monck's Pharmacy. Falls es keine Kette ist, ist das der Drugstore neben der Waffenhandlung in der Ladenzeile unweit des GPFW.

»Sie hat das hier gekauft. Vielleicht hatte sie ja Allergien«, sagt er. »Wissen Sie, wann sie die Wohnung in Savannah gemietet hat?«

»Sie hat mir gegenüber angedeutet, es sei vor einigen Monaten gewesen.«

»Möglicherweise im April oder im Mai. Diesen Frühling war der Pollenflug wirklich eine Plage. Es sah aus, als wäre alles mit gelbgrüner Farbe eingenebelt worden. Eine Weile konnte ich nicht mehr draußen joggen oder radfahren. Wenn ich die Pollen eingeatmet habe, sind mir Augen und Kehle zugeschwollen.«

»Nach der aufgerissenen Schachtel und dem Folienstreifen auf dem Boden zu urteilen, hat sie letzte Nacht offenbar Betadorm geschluckt«, sage ich zu ihm. »Gleich zwei Tabletten. Also muss sie unter starken Symptomen, möglicherweise an Atemnot, gelitten haben. Doch das wissen wir erst, wenn bei der toxikologischen Untersuchung Diphenhydramin entdeckt wird.«

»Vielleicht hatte sie ja eine schwere allergische Reaktion auf etwas, was sie gegessen hat. Das Sushi? War sie allergisch auf Meeresfrüchte?«

»Oder sie hat aus Atemnot, Schluckbeschwerden und starker Müdigkeit auf eine allergische Reaktion geschlossen«, erkläre ich ihm, während ich weitere Kosmetika zur Hand nehme, um festzustellen, wo sie gekauft worden sind. »Wie Sie wissen, hieß es heute Morgen im Gefängnis, dass Kathleen Lawler nach dem Hofgang Schwierigkeiten beim Atmen hatte. Sie soll auch über Sprachstörungen und Müdigkeit geklagt haben. Bei diesen Symptomen könnte eine schlaaffe Lähmung vorgelegen haben.«

»Und was genau ist das?«

»Die Nerven stimulieren die Muskeln nicht mehr. Für gewöhnlich fängt es am Kopf an. Die Lider werden schwer, man sieht verschwommen oder doppelt, und man entwickelt Sprechstörungen und Schluckbeschwerden. Wenn die Lähmung weiter nach unten wandert, kommt es zu Atemnot, gefolgt von Lungenversagen und Tod.«

»Und wodurch wird es ausgelöst? Was für eine Substanz könnte die Symptome verursachen, die Sie gerade geschildert haben?«

»Ich muss da spontan an ein Nervengift denken.«

Ich erzähle ihm von Dawn Kincaid, Kathleen Lawlers leiblicher Tochter, die in Massachusetts wegen mehrerer Gewaltverbrechen, unter anderem eines Mordanschlags auf mich, angeklagt ist. Heute Morgen habe Sie in ihrer Zelle im Butler Hospital über Atembeschwerden geklagt und einen Atemstillstand erlitten. Dem Vernehmen nach sei sie hirntot, und ich erkläre Chang, die dortigen Behörden gingen von einer Vergiftung aus.

»Mir ist nicht bekannt, dass Jaime allergisch auf Meeresfrüchte war, außer sie hatte diese

Überempfindlichkeit erst seit kurzem«, fahre ich fort. »Allerdings kann eine anaphylaktische Reaktion auf Meeresfrüchte zu einer schlaffen Lähmung und zum Tod führen. Wie andere Gifte auch. Offenbar hat Jaime häufig im selben Drugstore eingekauft, bei Monck's. Man sollte alles, was sie von dort hatte, gründlich unter die Lupe nehmen. Das heißt, sämtliche Kosmetika, und die rezeptfreien und rezeptpflichtigen Medikamente, nur um auszuschließen, dass sie es absichtlich getan oder dass jemand eines der Produkte manipuliert hat.«

»Sie meinen im Ladenregal?«

»Wir müssen alle Möglichkeiten in Betracht ziehen und eine sorgfältige Bestandsaufnahme aller Gegenstände in dieser Wohnung durchführen«, wiederhole ich. »Schließlich wollen wir kein Gift übersehen und es versehentlich liegen lassen.«

»Halten Sie einen Selbstmord für möglich?«

»Das glaube ich nicht.«

»Oder könnte sie versehentlich etwas genommen haben?«

»Jemand hat sie vergiftet, und zwar absichtlich und mit Vorsatz. Für mich lautet die wichtigste Frage: womit?«

»Gut, dann gehen wir mal davon aus, dass ihr jemand etwas ins Essen getan hat«, erwidert er. »Was, meinen Sie, könnte das gewesen sein? Was gibt es denn für Nervengifte? Nennen Sie mir ein paar Beispiele.«

»Jedes Gift, das Nervengewebe zerstört«, erkläre ich. »Die Liste ist lang. Benzol, Aceton, Ethylen, Glycol, Kodein, Phosphat, Arsen.«

Ich glaube allerdings nicht, dass Jaime in Kontakt mit Benzol, Frostschutzmittel oder einem Haushaltsprodukt wie Nagellackentferner gekommen ist. Ihr wurde auch kein Unkrautvernichtungsmittel oder Hustensaft ins Sushi oder in den Scotch gemischt. Solche Vergiftungen sind normalerweise Folge eines Versehens oder einer Handlung im Affekt und nicht der Stoff, aus dem meine Alpträume sind. Die Dinge, vor denen ich mich fürchte, sind weitaus gefährlicher. Chemische und biologische Kriegsführung. Massenvernichtungswaffen, die aus Wasser, Pulver oder Gas bestehen und uns mit dem töten, was wir trinken, berühren oder einatmen. Oder essen. Ich erwähne Saxitoxin, Ricin, Fugu und Ciguatera und weise Sammy Chang auch auf Botulinumtoxin hin, das stärkste Gift der Welt mit dem Handelsnamen Botox.

»Man kann sich von Sushi doch auch eine Fischvergiftung holen, oder?« Er öffnet die Tür der Duschkabine.

»Clostridium botulinum, der anaerobe Organismus, der das Nervengift produziert, ist allgegenwärtig. Das Bakterium steckt in der Erde und im Bodensatz von Seen und Teichen. Nahezu jedes Nahrungsmittel und jede Flüssigkeit können damit verunreinigt werden. Falls das der Grund war, ist die Wirkung jedoch ungewöhnlich schnell eingetreten. Normalerweise setzen die Symptome frühestens nach sechs Stunden ein, meistens dauert es zwischen zwölf und sechsunddreißig Stunden.«

»Wie zum Beispiel bei den Konservendosen, die sich wölben, weil sich drinnen Gas gebildet hat«, antwortet er. »Wegen Botulismus.«

»Von Lebensmitteln übertragener Botulismus wird auf Fehler beim Konservieren, miserable Hygiene bei der Zubereitung oder auf mit Knoblauch oder Kräutern versetzte Öle zurückgeführt, die dann nicht gekühlt wurden. Auch auf schlecht gewaschenes rohes Gemüse oder in Alufolie gegarte Kartoffeln, die vor dem Servieren abgekühlt sind. Man kann ihn sich aus einer Menge von Quellen holen.«

»Würden Sie dieses Bakterium dann irgendwie züchten und es jemandem ins Essen tun, damit er an Botulismus stirbt?«, fragt Chang.

»Ich habe keine Ahnung, wie der Täter vorgegangen ist. Vorausgesetzt, wir haben es überhaupt mit Botulinumtoxin zu tun.«

»Aber das befürchten Sie.«

»Wir müssen es jedenfalls sehr ernst nehmen. Ausgesprochen ernst.«



»Wird es bei Giftmorden häufig verwendet?«

»Nein«, erwidere ich. »Mir ist kein Fall bekannt. Allerdings wäre Botulinumtoxin schwierig nachzuweisen, wenn man die Vorgeschichte nicht kennt und keinen Grund für diesen Verdacht hat.«

»Okay. Aber warum hat sie denn keinen Rettungswagen gerufen, wenn sie keine Luft mehr gekriegt hat und an all diesen anderen schrecklichen Symptomen litt?« Er fotografiert die Badesalze und Kerzen am Wannenrand. Lavendel und Vanille. Eukalyptus und Balsam.

»Sie würden sich wundern, wie viele Leute das nicht tun«, entgegne ich. »Sie glauben, dass es schon wieder wird oder dass es sich mit Hausmitteln kurieren lässt. Und irgendwann ist es dann zu spät.«

Ich öffne das Bikalm-Döschen. Der übliche Aufkleber, auf dem die Namen des Patienten und des Arztes sowie das Datum vermerkt sind, verrät mir, dass das Rezept vor zehn Tagen eingelöst wurde, und zwar in demselben Drugstore mit integrierter Apotheke unweit des Gefängnisses, wo ich gestern das öffentliche Telefon benutzt habe. Dreißig Tabletten zu je zehn Milligramm. Ich zähle sie.

»Es sind noch achtzehn übrig.« Ich schütte die Tabletten zurück in das Döschen und nehme mir das Tavor vor. »Um dieselbe Uhrzeit und in derselben Apotheke eingelöst, wo sie offenbar ihre meisten Einkäufe erledigt hat. Monck's. Ein Apotheker namens Herb Monck.«

Vermutlich der Inhaber. Ich erinnere mich an den Mann im weißen Kittel, bei dem ich gestern das Ibuprofen gekauft habe. Eine Apotheke, die auch liefert, fällt mir ein. *Noch am selben Tag frei Haus*, haben die Schilder im Laden versprochen. Ich frage mich, ob Jaime sich nicht nur Lebensmittel hat liefern lassen.

»Achtzehn Tabletten zu einem Milligramm übrig«, teile ich Chang mit. »Der Arzt, der ihr die beiden Medikamente verschrieben hat, heißt Carl Diego.«

»Wenn sich jemand umbringen will, schluckt er meistens den gesamten Inhalt der Dose.« Chang zieht die Handschuhe aus und greift in die Tasche seiner Cargohose. »Dann wollen wir mal sehen, wer dieser Dr. Diego ist.« Er holt sein Black- Berry heraus.

»Keinerlei Hinweis auf eine Überdosis mit Selbstmordabsichten«, betone ich.

Als ich Schubladen und Schränke öffne, stoße ich auf Parfum- und Kosmetikprobchen. Sicher hat Jaime sie kostenlos im Kaufhaus oder, was noch wahrscheinlicher ist, beim Einkaufen im Internet bekommen. Das Leben frei Haus. Und schließlich der Tod, getarnt als Sushitüte und an mich übergeben.

»Ein Doc in New York, in der Eighty-first East. Vielleicht ihr Hausarzt oben im Norden, der ihr das Rezept hierhergeschickt hat.« Chang sucht im Internet. »Falls ihr absichtlich etwas ins Essen getan wurde, muss es geruch- und geschmacklos gewesen sein, richtig? Insbesondere bei Sushi.«

»Ja«, stimme ich zu. »Geschmacklos, so weit wir wissen.«

»Was soll das heißen?«

»Wenn man ein Gift schmeckt, ist man anschließend wohl kaum noch in der Lage, den Geschmack zu beschreiben.«

»Und welche starken Gifte kämen da in Frage?« Er steckt das BlackBerry wieder ein, zieht frische Handschuhe an, verstaut die gebrauchten in einer Asservatentüte und verschließt diese, damit sie gefahrlos entsorgt werden können.

»Chemische und biologische Kampfstoffe, die in Labors hergestellt und von unserem eigenen Militär als Waffe eingesetzt werden. Der Gedanke daran ist furchterregend.«

Wir kehren zurück ins Schlafzimmer, wo Colin auf und ab geht und dem Transportdienst telefonische Anweisungen gibt. Er hat Jaimes Leiche mit einem Einweglaken abgedeckt, eine Geste voller Respekt, zu der er nicht verpflichtet gewesen wäre. Der Widerspruch fällt mir auf. Er hat Jaime gegenüber mehr Einfühlungsvermögen bewiesen, als sie es je getan hat.

»Sie sollten sie in mindestens zwei Leichensäcke verpacken«, spricht er ins Telefon, während er vor den Fenstern auf und ab geht. Da die Vorhänge noch geschlossen sind, lässt sich die Tageszeit schlecht schätzen. Ich stelle fest, dass es unverändert heftig weiterregnet. Die Tropfen prasseln auf das Dach und gegen die Scheiben. »Ja, richtig, genau dieselben Vorsichtsmaßnahmen wie bei Quarantäne, weil wir noch nicht wissen, womit wir es zu tun haben.«

»Fentanyl und Rohypnol, also K.-o.-Tropfen, und Nervengase wie Tabun und Sarin, außerdem Anthrax«, arbeite ich mit Chang die Liste durch. »Allerdings wirken einige davon extrem schnell. Wenn ihr also jemand Rohypnol oder Fentanyl ins Essen getan hätte, hätte sie das Abendessen nicht überlebt. Ich denke, wir sollten hauptsächlich nach Clostridium botulinum Ausschau halten.«

»Botulismus. Weshalb steht das bei Ihnen ganz oben auf der Liste?«

»Wegen der geschilderten Symptome.«

»Es ist eine seltsame Vorstellung, jemanden mit einem Bakterium zu vergiften.«

»Nicht mit dem Bakterium selbst, sondern mit dem Toxin, das es produziert«, verbessere ich ihn. »Das wäre eine Möglichkeit. Beim Militär existieren bereits einschlägige Pläne. Man setzt nicht das Bakterium als Waffe ein, man nimmt das Gift, das geruch-, geschmacklos und außerdem einfach zu beschaffen ist, weshalb sich die Herkunft schwer nachvollziehen lässt. Für einen Maustest haben wir keine Zeit. Übrigens nicht sehr nett, so etwas mit einer Maus zu machen. Man spritzt ihr nämlich ein Serum und wartet ein paar Tage ab, um zu sehen, ob sie stirbt.«

Colin hält die Hand über die Sprechmuschel. »Was war das mit Botulismus?«, fragt er mich.

Ich erkläre ihm, dass wir die Leiche darauf testen sollten.

»Haben Sie eine bestimmte Vermutung?«

Ich antworte, ich hätte eine Ahnung.

Er nickt und telefoniert weiter mit dem Transportdienst. »Genau. Auf die übliche Methode mit einer Bahre und Säcken, die wirklich dicht sind. Ich weiß, dass das auf keinen hundertprozentig zutrifft. Also nehmen Sie zwei oder drei. Anschließend sterilisieren Sie sie mit Dampf oder verbrennen sie. Ebenso wie die getragene Schutzkleidung, die Handschuhe und was sonst noch alles kontaminiert wurde. Dasselbe Prozedere, als wenn Sie es mit Hepatitis, HIV, Meningitis oder einer Blutvergiftung zu tun hätten. Verwenden Sie die Säcke um Himmels willen nicht wieder, darauf muss ich bestehen. Und reinigen und desinfizieren Sie alles gründlich. Bleiche ... Ja, das würde ich.«

»Ihre Vermutung?«, erkundigt sich Chang.

»Es ist ein Gift, das aggressiv wirkt. Eine Blitzattacke«, entgegne ich. »Testen Sie auf alles, was Ihnen einfällt. Aber zuerst auf Botulinum, alle Serotypen. Und das so schnell wie möglich. Das heißt, sofort. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden sind zwei Menschen gestorben und einer liegt auf der Intensivstation. Wir können es uns nicht leisten, tagelang auf ein altmodisches Testergebnis zu warten, wenn es neuere und schnellere Methoden gibt. Monoklonale Antikörper oder Elektrochemilumineszenz, die meines Wissens nach am USAMRID, dem Militärischen Forschungszentrum für Infektionskrankheiten in Fort Detrick, durchgeführt wird. Ich kann mich gern mit dem Institut in Verbindung setzen und auch meine Hilfe bei den Tests anbieten. Allerdings wäre das CDC die schnellste und praktischste Lösung. Weniger Papierkrieg. Außerdem gibt es dort sicher ein Analysegerät für biologische Wirkstoffe wie Botulinum, Nervengifte, von Staphylokokken erzeugtes Enterotoxin, Ricin und Anthrax.«

»USAMRID?« Colin hat sein Telefonat beendet. »Was hat denn das Militär damit zu tun? Was zum Teufel soll das mit Clostridium botulinum? Und habe ich da gerade Anthrax gehört?«

»Ich spiele nur die verschiedenen Möglichkeiten durch, und zwar nicht nur im Zusammenhang mit diesem Fall, sondern auch mit anderen«, erwidere ich. »Genauer gesagt, sind es drei Fälle, bei denen die geschilderten Symptome ähnlich, wenn nicht gar identisch sind.«

»Gehen Sie von einer Gefährdung der nationalen Sicherheit oder von Terrorismus aus? Denn ansonsten wird man sich bei USAMRID nicht drum kümmern. Natürlich ist mir klar, dass Sie über die nötigen Beziehungen verfügen.«

»Im Moment lautet die korrekte Antwort, dass wir den Feind nicht kennen«, erkläre ich ihm. »Allerdings muss ich auch an Barrie Lou Rivers und ihre beiden Mitgefangenen denken, die plötzlich und unter verdächtigen Umständen im GPFW gestorben sind. Die Betroffenen klagen über Beschwerden und bekommen dann rasch keine Luft mehr. Die Autopsie und der übliche Drogentest bleiben ohne Befund. Ich nehme an, dass Sie keine Proben auf Botulinumtoxin haben untersuchen lassen.«

»Wir alle haben keinen Grund dafür gesehen«, entgegnet Colin.

»Im Moment habe ich den Verdacht, dass hier ein Serienmörder am Werk ist, der seine Opfer mit Gift tötet. Niemand hofft mehr als ich selbst, dass ich mich irre«, füge ich hinzu. Dann beschreibe ich Colin und Chang die Kurierfahrerinnen, die gestern Abend mit dem Fahrrad eintraf, als ich gerade das Haus betreten wollte.

Später hätte ich dann den Eindruck gewonnen, dass Jaime das Sushi gar nicht bestellt hatte. Allerdings habe die Kurierfahrerinnen gesagt, das Restaurant kenne Jaimes Kreditkartennummer, da sie sich regelmäßig etwas nach Hause liefern ließe.

»Rückblickend betrachtet«, ergänze ich, »finde ich, dass diese Frau mir ungefragt eine Menge Details verraten hat. Zu viele Details. Ich kann mich noch dunkel erinnern, dass mir das ein wenig merkwürdig erschienen ist. Etwas stimmte da nicht.«

»Vielleicht hat sie sich Ihnen gegenüber nur als Kurierfahrerinnen ausgegeben und war in Wirklichkeit gar keine«, wendet Colin ein. »Die Person könnte das Essen bestellt, abgeholt, vergiftet und dann so getan haben, als liefere sie es aus.«

»Wenn die Täterin im Restaurant arbeitet, lässt sich das ziemlich leicht nachvollziehen«, merkt Chang an. »Das wäre sehr riskant und ausgesprochen dumm von ihr.«

»Ich befürchte eher, dass es keine Mitarbeiterin des Restaurants war«, erwidert Colin. »Denn dann wird es verdammt schwierig, sie zu finden. Und wenn diese Person das schon länger treibt, ist sie alles andere als dumm.«

»Sie musste ihre Lebensgewohnheiten kennen.« Chang betrachtet die zugedeckte Leiche auf dem Bett. »Zum Beispiel, wo sie ihr Essen bestellt, was ihre Vorlieben sind, wo sie wohnt und so weiter. Hat Marino erwähnt, ob sie in der Gegend irgendwelche Freunde hat?«

Ich verneine und betone noch einmal, dass das Sushi gestern Abend offenbar nicht eingeplant war. Allem Anschein nach hatte Jaime nicht die Absicht, Sushi zu essen oder es uns anzubieten, da sie wusste, dass weder Marino noch ich es mögen. Danach berichte ich, mir sei bei meiner Ankunft in der Wohnung mit- geteilt worden, Jaime sei zu Fuß zu einem nahe gelegenen Restaurant gegangen, um etwas Essbares zu holen. Als sie zurückkehrte, habe sie mehr als genug für uns drei bei sich gehabt. Doch vor die Alternative Sushi gestellt, habe sie gewitzelt, sie sei danach süchtig, bestelle es mindestens dreimal pro Woche. Sie sei die Einzige von uns gewesen, die davon gegessen hat.

»Kathleen Lawler hat auch etwas Außerplanmäßiges gegessen«, füge ich hinzu. »Ihr Mageninhalt setzte sich aus Hühnchen, Nudeln und möglicherweise Käse zusammen, während an die anderen Gefangenen das übliche Frühstück, also Rührei aus Trockeneimasse und Grieß, ausgeteilt wurde.«

»Sie hat das Hühnchen und die Nudeln nicht im Gefängnisladen gekauft«, ergänzt Chang. »Außerdem war ihr Müllbeutel verschwunden, und in ihrem Waschbecken haben wir komisches Zeug gefunden.«

»Sofern man sie nicht mit der Aussicht auf ein Festmahl in einen anderen Raum gebracht hat, muss ihr jemand Hühnchen, Nudeln und wahrscheinlich Schmelzkäse in ihrer Zelle serviert haben«, erkläre ich den beiden. »Vermutlich ist Ihnen aufgefallen, dass Jaime an Eingangstür und Wohnungstür Überwachungskameras hat installieren lassen. Die Frage ist, ob sie auch aufzeichnen. Das kann uns Marino sicher beantworten. Ich glaube, er hat ihr beim Einbau geholfen. Vielleicht steht hier ja auch irgendwo ein digitaler Videorecorder.«

»Die Kameras sind ihre? Auch die am Eingang? Gehört die nicht dem Hausbesitzer?«

»Nein, ihr.«

»Ausgezeichnet«, erwidert Chang. »Erinnern Sie sich, wie die Frau ausgesehen hat?«

»Es war dunkel, und alles ging sehr schnell. Sie hatte eine Beleuchtung am Helm, ein Fahrrad und eine Art Tasche oder Rucksack, in der das Essen war. Weiß, weiblich, ziemlich jung. Schwarze Hose, helles Hemd. Sie hat mir die Tüte überreicht und mir gesagt, was sich darin befand. Ich habe ihr zehn Dollar Trinkgeld gegeben. Dann habe ich das Haus betreten und bin mit dem Aufzug nach oben in Jaimes Wohnung gefahren.«

»War an der Tüte etwas Ungewöhnliches?«, erkundigt sich Colin.

»Es war einfach eine weiße Tüte mit dem Namen des Restaurants darauf. Mit Heftklammern verschlossen. Die Quittung hing daran. Marino hat sie aufgemacht und das Sushi in den Kühlschrank gestellt. Jaime hat es wieder herausgenommen und den Großteil davon gegessen. Verschiedene Rollen und Seetangsalat. Von dem Seetangsalat müsste noch etwas übrig sein. Ich habe ihn in den Kühlschrank gestellt, als ich ihr gestern gegen halb oder Viertel vor eins beim Aufräumen geholfen habe. Wir müssen die Behälter aus dem Müll holen und alle Reste einsammeln.«

»Auch die Tüte und die Quittung«, sagt Chang. »Die müssen dringend im Labor auf Fingerabdrücke und DNA untersucht werden.«

»Meiner Schätzung nach ist sie seit mindestens zwölf Stunden tot.« Colin packt seinen Tatortkoffer zusammen. »Also seit dem frühen Morgen. Genauer kann ich den Zeitpunkt nicht festlegen. Ich würde sagen, so zwischen vier und fünf. Bis jetzt habe ich, mit Ausnahme ihres Todes, keinen Hinweis darauf entdeckt, was ihr zugestoßen ist. Und die anderen sind auch vergiftet worden?« Er meint Kathleen Lawler und Dawn Kincaid. »Wie ist das möglich? Wie kann jemand zwei Häftlinge vergiften, die fünfzehnhundert Kilometer voneinander entfernt einsitzen, und außerdem noch diese Frau umbringen?« Also Jaime. »Die gute Nachricht, wenn man in diesem Zusammenhang überhaupt davon sprechen kann, ist, dass die Droge oder das Gift offenbar über den Verdauungstrakt aufgenommen wurde, nicht durch Hautkontakt oder Einatmen. Also besteht für uns hoffentlich keine Gefahr.«

»Da bin ich aber erleichtert«, erwidert Chang. »Immerhin haben wir in der Zelle des einen Opfers herumgewühlt und werden uns gleich auf den Mülleimer des nächsten stürzen.«

Ich kehre ins Wohnzimmer zurück. Das Durcheinander auf dem Couchtisch erinnert an das im Badezimmer. Alles liegt wild herum, als ob Jaime ihre Handtasche auf den Kopf gestellt und einfach ausgekippt hätte. Ein Döschen rezeptfreie Schmerztabletten. Lippenstifte. Eine Puderdose. Eine Haarbürste. Ein Parfümfläschchen. Pfefferminzbonbons. Gesichtspflegetücher. Einige leere Päckchen Blasenpflaster, Junizac gegen Gastritis und Sudafed gegen verstopfte Nebenhöhlen. Chang untersucht ihre Brieftasche aus Krokodier, die Kreditkarten und Bargeld enthält, und meldet, dass offenbar nichts gestohlen wurde. Ich teile ihm mit, dass er sich auch nach einer Waffe umschauchen soll. Der Revolver, den er aus einem Seitenfach der großen braunen Ledertasche zieht, ist ein .38er Smith & Wesson mit kurzem Lauf. Er richtet ihn auf die Zimmerdecke und betätigt den Auswurf, sodass sechs Kugeln auf seiner Handfläche landen.

»Speer Plus P Gold Dots«, verkündet er. »Die hat sich nicht lumpen lassen. Nur genützt hat ihr das auch nicht viel.«

»Ich würde gern mit dem Müll anfangen.« Ich gehe in die Küche. »Ich könnte jeden Essensbehälter in

einen Müllsack stecken. Letzte Nacht beim Aufräumen habe ich eine Rolle bemerkt. Mit Hundertzwanzig-Liter-Säcken müsste es fürs Erste klappen.«

Ich hole die schwarzen Müllsäcke aus dem Schränkchen unter der Spüle und fange an, sie auszuschütteln, um jeden Sushibehälter einzeln zu verpacken. Während ich mich am Mülleimer zu schaffen mache, öffnet Chang den Kühlschrank und späht hinein, ohne etwas anzufassen.

»Ich nehme an, dass Sie wasserdichtes Klebeband dabeihaben«, sage ich zu ihm, als mir der fischige Geruch verdorbener Meeresfrüchte aus dem Mülleimer entgegensteigt.

»Verdammt, das stinkt aber«, beschwert er sich.

»Sie hat letzte Nacht den Müll nicht mehr rausgebracht. Gott sei Dank. Wir müssen alles so wasserdicht wie möglich einwickeln«, erkläre ich. »Es darf auf keinen Fall tropfen, insbesondere dann nicht, wenn Sie die Beweisstücke in Ihrem Auto transportieren wollen.«

»Vielleicht gibt es ja noch eine bessere Methode.« Er nimmt Klebebandrollen aus seinem Tatortkoffer und legt sie auf die Arbeitsplatte. Dann setzt er eine Gesichtsmaske auf und reicht mir ebenfalls eine. »Ob wir die Schadstoffspezialisten hinzuziehen sollten?«

»Ich glaube, wir schaffen das auch so.«

Ich bedecke die Arbeitsfläche mit Plastiksäcken. Die Gesichtsmaske spare ich mir. Meine Nase ist meine Freundin, auch wenn mir nicht gefällt, was ich rieche.

»Ich habe beim Aufräumen alles berührt, und zwar ohne Handschuhe, weil ich keinen Grund dafür sah«, fahre ich fort. »Ich bin sicher, dass Colin jemanden beim CDC kennt. Wenn nicht, kann ich mich darum kümmern. Ich schlage vor, dort anzurufen und die Entscheidung, wie der Transport vonstatten gehen soll, denen zu überlassen. Schließlich werden wir in bei der Autopsie sichergestellten Körperflüssigkeiten und Gewebeproben, in Lebensmitteln und an den Lebensmittelbehältern möglicherweise auf Krankheitserreger oder Gifte stoßen. Also ist der erste Schritt, alles so dicht wie möglich in drei Schichten von Säcken zu verpacken und zu dokumentieren. Auf jeden Fall müssen die Sachen so schnell wie möglich ins Labor und in den Kühlschrank.«

»Mit so etwas kommen wir zum Glück normalerweise nicht in Berührung. Ich habe keine Spezialbehälter dafür.«

»Dann tun wir eben unser Bestes. Zum Beispiel so.« Ich hole den Karton mit dem vom gestrigen Abend übriggebliebenen Seetangsalat aus dem Kühlschrank und vergewissere mich, dass er fest verschlossen ist. »Der kommt jetzt in einen Sack, den ich darumwickeln und mit Klebeband in ein ordentliches Päckchen verwandeln werde. Das wandert dann in einen zweiten Sack, und die Sache wird wiederholt. Und zu guter Letzt passiert noch einmal das Gleiche mit einem dritten Sack«, erkläre ich. »Ich kümmere mich darum. Sie können mir entweder helfen oder zuschauen. Wenn es Ihnen lieber ist, kann Colin das übernehmen.«

»Wozu soll ich hier dienstverpflichtet werden?« Colin kommt aus dem Flur herein.

»Haben Sie eine Idee, wie wir das Zeug ins Labor schaffen sollen?«, fragt Chang. »Sie sagt, es muss in den Kühlschrank.«

»Offenbar haben Sie keine Lust, giftigen Müll in ihrem schicken klimatisierten SUV herumzुकutschieren.«

»Eigentlich nicht.«

»Ich packe die Sachen hinten in mein Auto«, er bietet sich Colin. »Frische Luft. Und danach spritze ich alles ordentlich mit dem Gartenschlauch ab. Das habe ich schließlich schon öfter gemacht.«

Chang schleppt seinen Tatortkoffer zum Schreibtisch, neben dem Stapel von Ziehharmonikaordnern mit ihren verschiedenfarbigen Rückseiten liegen, und beginnt, die beiden Laptops zu untersuchen. Er nimmt Abstriche von Tastaturen und Mousepads und prüft, ob sich jemand Zugang zu Jaimes Computern verschafft hat.

»Die nehme ich mit«, verkündet Chang, »aber zuerst werfe ich mal einen Blick darauf. Die Dateien

sind nicht passwortgeschützt. « Er bewegt den behandschuhten Finger auf dem Mousepad. »Bingo! Wenn Ihre Kurierfaherin echt ist, werden wir sie bald kennenlernen. Das Schätzchen hier hat eine DVRKarte. Offenbar ist es mit den beiden Überwachungskameras vernetzt.«

Ich öffne weitere schwarze Müllsäcke und verpacke mit Colins Hilfe jeden Behälter, den ich heute Morgen in den Müll geworfen habe.

»Die Aufnahmen sind sogar mit Ton«, teilt Chang uns mit. »Die Kamera draußen ist ein tolles Teil. Fangen wir damit an, festzustellen, wer so alles hier war. Weitwinkel, kippbar und um dreihundertsechzig Grad drehbar. Und thermisches Infrarotlicht, sodass sie auch bei völliger Dunkelheit, Nebel, Qualm oder Dunst funktioniert. Wann sind Sie gestern Abend angekommen?«

»Gegen neun.« Ich krame die Essstäbchen aus dem Müll.

»Wahrscheinlich sollten wir ihr Whiskyglas auch einpacken«, meint Colin. »Und Abstriche vom Nachttisch nehmen, wie Sie gesagt haben. Das dürfen wir auf keinen Fall vergessen.«

»Der Scotch steht da drin« – ich deute auf den Schrank –, »aber ich bezweifle, dass er unser Übeltäter ist, weil die Flasche noch nicht angebrochen war. Und hier ist die Weinflasche.« Ich nehme sie aus dem Müll und stelle sie auf einen Plastiksack. Die Erinnerung an den Pinot Noir und das Gespräch auf dem Sofa krampft mir den Magen zusammen und raubt mir beinahe den Atem.

»Es geht doch nichts über Meeresfrüchte von gestern.« Colin verzieht das Gesicht.

»Shrimpsuppe. Kammuscheln.«

»Da ist mir jede Wasserleiche lieber. Das stinkt ja bestialisch.« Er tütet einen leeren Behälter ein.

»Das ist echt seltsam«, sagt Chang vom Schreibtisch aus. »Was ist mit ihrem Kopf passiert? Also, so was hab ich noch nie gesehen. Mist.«

Wir ziehen die verschmutzten Handschuhe aus und gehen zu ihm hin.

»Ich spule zurück zu der Stelle, an der sie vor die Linse der Kamera gerät.« Changs Finger bewegt sich auf dem Mousepad.

Die hochauflösenden Bilder weisen bemerkenswert scharfe Schattierungen von Weiß und Grau auf. Die Eingangstür des Backsteinhauses. Das Eisengeländer der Vortreppe. Der Gehweg. Die Bäume. Das Geräusch eines vorbeifahrenden Autos. Aufblitzende Scheinwerfer. Und da ist sie. Eine schemenhafte Gestalt auf der Straße. Chang hält den Film an.

»Okay. Sie ist da unten links, genau vor dem Haus.« Er deutet aus dem Fenster auf die Straße. »Man erkennt sie und das Fahrrad kaum.« Er zeigt auf den oberen linken Bildrand.

»Das da sind Sie, wie Sie auf die Gegensprechanlage drücken. Sie kommt näher. Allerdings fährt sie nicht auf dem Rad, sondern schiebt es über die Straße«, stellt Colin fest. »Sehr seltsam.«

»Außerdem ist das Fahrrad unbeleuchtet«, ergänze ich, während ich die Aufnahme betrachte. »Als ob sie unbemerkt bleiben will.«

»Das ist vermutlich der Grund«, stimmt Colin zu.

»Es kommt noch besser.« Chang berührt das Mousepad. Der Film geht weiter. »Oder eher schlimmer.«

Die Gestalt in der Ferne bewegt sich weiter die Straße entlang. Ich kann zwar ihre Umrisse ausmachen, allerdings kein Gesicht. Ein grauer Schatten schiebt die Silhouette eines Fahrrads näher heran. Ich bemerke, dass sie die rechte Hand hebt. Und im nächsten Moment blitzt etwas auf. Es ist ein blendend weißes Licht, das aussieht wie ein weißer Feuerball und ihren Kopf einhüllt.

»Der Helm«, entfährt es mir. »Sie hat die Beleuchtung an ihrem Helm eingeschaltet.«

»Warum sollte jemand die Beleuchtung am Helm einschalten, wenn er gar nicht fährt?«, wundert sich Colin. »Und weshalb damit warten, bis man am Ziel ist?«

»Sie würden das vermutlich nicht tun«, erwidert Chang. »Aber sie hatte offenbar ihre Gründe dafür.«

Es ist fast neun, als Marino und ich das Hotel erreichen. Hinten in seinem Transporter türmen sich Tüten mit Lebensmitteln sowie Wasserkästen, Töpfe, Pfannen, Küchenutensilien, ein Mini-Backofen und ein tragbarer Gaskocher.

Während Chang und Colin die Beweismittel abtransportierten, hat er mich vor dem Haus abgeholt. Zuerst waren wir bei Walmart, um die Dinge zu erwerben, die ich für unbedingt notwendig hielt, um unser Lager aufzuschlagen. Danach haben wir im Supermarkt eine Grundausrüstung an Lebensmitteln gekauft, und anschließend waren wir in einem Getränkemarkt. Zu guter Letzt sind wir noch zu dem Laden in der Drayton Street gefahren, den Jaime wegen seiner Auswahl an alkoholfreien Bieren empfohlen hatte.

Der Chippewa Market ist nur wenige Häuserblocks von Jaimes Wohnung und der früheren Villa der Jordans entfernt und liegt gleich um die Ecke von dem Übergangswohnheim in der Liberty Street, wo Lola Daggette einquartiert war, als sie wegen Mordes festgenommen wurde. Allerdings befindet sich das Restaurant Savannah Sushi Fusion gute zwanzig Kilometer südwestlich von Jaimes Haus, also genau genommen viel näher am GPFW als an Savannahs fünf Quadratkilometer großer historischer Altstadt.

»Die Örtlichkeiten wollen uns etwas mitteilen. Es steckt ein bestimmter Grund dahinter, eine Botschaft«, sage ich zu Marino, als wir aus dem Auto steigen und in die schwülwarme Nacht hinaustreten. Wasser gurgelt in den Rinnsteinen, tropft von den Bäumen und bildet auf den Straßen, die auf Höhe des Meeresspiegels liegen, Pfützen mit dem Durchmesser kleiner Teiche. »Jaime hat feste Strukturen durcheinandergebracht und ist dabei dem Bösen in die Quere gekommen. Dieser Sushiladen passt nicht ins Bild. Er ist viele Kilometer weit weg im Nordwesten, also in Richtung Flughafen oder Gefängnis. Vielleicht hat sie ihn ja deshalb entdeckt. Aber warum hat sie kein Restaurant näher an ihrer Wohnung genommen, wenn sie mehrmals wöchentlich etwas bestellt hat?«

»Laut Werbung gibt es dort das beste Sushi von Savannah«, antwortet Marino. »Das hat sie mir einmal erzählt, als ich bei ihr war und die Lieferung kam. Ich habe sie gefragt, wie sie nur so einen Mist essen kann, worauf sie meinte, es sei angeblich das Beste in der Stadt, allerdings nicht so gut wie das in New York.«

»Wie liefert man von dort aus etwas mit dem Fahrrad? Ein Teil der Strecke führt über den Highway. Ganz zu schweigen von der Entfernung und dem Wetter.«

»Hallo, ich brauche ein paar Gepäckwagen.« Marino ruft nach einem Pagen. »Dass ich jemand anderen das Zeug nach oben schleppen lasse, kommt nicht in die Tüte«, fügt er hinzu. »Wenn man sich solche Mühe gibt, alles abzusichern, muss man es ständig im Auge behalten. Auf diese Weise sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass jemand an unseren Sachen herumdoktern kann, auf null. Die werden glauben, dass wir es uns nicht leisten können, einen Hamburger oder eine Pizza essen zu gehen.«

Ich wittere überall Gefahren. In jeder Tasse Kaffee und jeder Wasserflasche, solange ich sie nicht selbst eingekauft habe. Bis wir Genaueres wissen, werden wir hier in Savannah bleiben, und zwar ohne uns von einem Restaurant oder vom Zimmerservice mit Essen und Getränken beliefern zu lassen. Außerdem werden wir weder Fastfood anrühren noch essen gehen. Ich habe auch darauf bestanden, dass unsere Zimmer nicht saubergemacht werden. Kein Fremder darf sie betreten, mit Ausnahme von Polizisten und FBI-Beamten, denen wir vertrauen. Also muss immer jemand anwesend sein, der verhindert, dass irgendwer hereinkommt oder etwas anfasst, da wir den Gegner noch nicht kennen. Wir werden unsere Betten selbst machen, den Müll selbst rausbringen, putzen, so gut wir können, und das essen, was ich koche, als ob wir unter Quarantäne stünden.

Marino schiebt zwei Gepäckwagen zur Heckklappe des Transporters. Dann fangen wir an, Geschirr, Gerätschaften, alkoholfreies Bier, Weinflaschen, Kaffee, frisches Gemüse und Obst, Fleisch, Käse, Nudeln, Gewürze, Konservendosen und Saucen auszuladen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass es ein Zufall ist.« Ich bin noch immer bei der geographischen Lage der Örtlichkeiten. »Eine Luftaufnahme wäre nicht schlecht. Lucy kann Google Street View auf ihrem Laptop aufrufen. Dann sehen wir uns alles aus der Nähe an, denn es hat sicher etwas zu bedeuten.« Wir rollen unsere überladenen Gepäckwagen durch die Hotelhalle, vorbei am Empfang und der gut besetzten Bar. Die Leute starren das uniformierte Paar an, das hier offenbar einen Außenposten einrichtet, was ja auch der Fall ist.

»Aber Jaime war nicht hier, als es passiert ist«, wendet Marino ein, während wir uns weiter zum gläsernen Aufzug quälen. »Im Jahr 2002, als die Jordans ermordet wurden, war sie nicht in der Stadt.« Er betätigt mehrmals den Aufzugknopf. »Also haben die Örtlichkeiten heute nicht mehr dieselbe Bedeutung wie damals. Du vergleichst Äpfel mit Birnen und siehst Gespenster. Allerdings ist das mit dem Sushiladen und dem Fahrrad wirklich seltsam.«

»Ich vergleiche nicht Äpfel mit Birnen.«

»Außer, dass es nicht so schwierig wäre, ihr Essen zu vergiften, wenn sie irgendwo Stammkundin war und sich häufig etwas nach Hause bringen ließ«, spricht er weiter. »Das ist in meinen Augen die einzige Verbindung. Ein Lokal, das sie oft beliefert hat, ganz gleich, wo es sich befindet.«

»Und woher würdest du wissen, dass Jaime Stammkundin war und sogar ihre Kreditkartennummer hinterlegt hatte, wenn du sie nie dort gesehen hättest, weil sie nicht in der Nähe wohnt? Außer, ihr hättet andere Berührungspunkte.«

»Schau«, meint Marino, als der Aufzug in der obersten Etage stoppt. »Es macht mich ganz krank, was mit ihr passiert ist, okay? Ich darf gar nicht daran denken, dass wir in ihrem verdammt Wohnzimmer gesessen und mit ihr zu Abend gegessen haben, ohne es zu ahnen. Mein Gott. Sie hat vor unseren Augen Gift genommen, und wir wussten nicht, dass sie gleich sterben würde. Verdammt. Und dann hat sie sich ganz allein gequält. Warum, zum Teufel, hat sie keinen Notarzt gerufen?« Er stellt sich dieselbe Frage wie Sammy Chang und vermutlich die meisten Menschen.

Wir schieben unsere Wagen über den Balkon, der rings um das Atrium des Hotels verläuft, und steuern auf die Zimmer zu, die uns als Hauptquartier dienen werden. Eine Suite für Benton und mich und jeweils ein Zimmer mit Verbindungstür rechts und links für Lucy und Marino.

»Sie hatte getrunken«, antworte ich, »und hat deshalb wahrscheinlich nicht klar gedacht. Doch die menschliche Natur ist ein noch wichtigerer Faktor. Es ist typisch, dass die Leute den drastischen Schritt, einen Notarzt zu rufen, vor sich her schieben. Seltsam daran ist, dass sie eher die Polizei verständigen als den Rettungsdienst oder die Feuerwehr, weil die meisten sich schämen, wenn sie sich verletzt oder versehentlich das Haus angezündet haben. Jemandem die Polizei auf den Hals zu hetzen macht ihnen weniger aus.«

»Ja, das stimmt allerdings.«

»Die Leute zögern es hinaus, lassen sich Zeit«, fahre ich fort, während wir unsere Wagen weiter vor uns her rollen. Die Hängepflanzen, mit denen die Balkone in allen Etagen begrünt sind, erinnern mich an den Efeu in Tara Grimms Büro, den sie wild wuchern lässt, um ihren Mitmenschen eine Lektion zu erteilen.

Sei vorsichtig, wenn etwas Wurzeln schlägt, denn irgendwann wird es von deinem ganzen Leben Besitz ergreifen. Offenbar hat auch in ihr etwas Wurzeln geschlagen.

»Sie hoffen, dass es schon wieder besser wird oder dass sie das Problem selbst lösen können, bis es dann zu spät ist«, erkläre ich Marino. »Bei Menschen in unserer Branche ist es noch schlimmer. Du, Jaime, Benton, Lucy und ich hätten allesamt Hemmungen, die Polizei oder einen Krankenwagen zu rufen. Wir wissen zu viel, sind schreckliche Patienten und befolgen normalerweise unsere eigenen Regeln nicht.«

»Ich weiß nicht. Wenn ich keine Luft mehr kriegen würde, würde ich wahrscheinlich schon anrufen«, erwidert Marino.



»Oder du würdest Betadorm oder Sudafed nehmen oder alles nach einem Inhalator oder einer Notfallspritze durchwühlen. Und wenn du dann merkst, dass das nichts nützt, wärest du vermutlich nicht mehr in der Lage, es jemandem zu erzählen.«

Offenbar hat Benton uns auf dem Balkon gehört, denn die Tür unserer Suite öffnet sich, noch ehe wir sie erreicht haben. Er kommt mit feuchten Haaren heraus, hat offensichtlich geduscht und sich umgezogen. Aber ich merke seinem Blick an, dass ihn der Vorfall belastet und er sich Sorgen macht. Sicher am meisten um Lucy. Ich habe seit unserem Gespräch vor dem Aufzug in Jaimes Haus nicht mehr mit ihr geredet.

»Wie ist der Stand der Dinge?«, erkundige ich mich nach meiner Nichte.

»Es geht so. Du siehst erschöpft aus.«

»Tut mir leid, ich hatte noch keine Gelegenheit zum Umkleiden, seit ich in der Wohnung war.« Es ist ein schlechtes Zeichen, dass von Lucy jede Spur fehlt.

Ganz sicher weiß sie, dass wir hier sind, und trotzdem bleibt sie in ihrem Zimmer.

»Inzwischen steht es mehr oder weniger fest, dass es an etwas liegt, das Jaime gegessen hat«, erkläre ich. »Ich tippe auf Botulinumtoxin in ihrem Essen und möglicherweise auch in dem von Kathleen Lawler. Das Massachusetts General Hospital sollte auch Dawn Kincaid darauf testen. Ich bin sicher, dass sie dort über fluoreszierende Tests verfügen, die hochempfindlich sind und schnell reagieren. Vielleicht solltest du jemanden dort darauf ansprechen. Einen der Agents, die mit ihrem Fall befasst sind«, schlage ich Benton vor.

»Offenbar lag ihre letzte Mahlzeit schon eine Weile zurück, als die Symptome einsetzten«, entgegnet er. »Ich glaube nicht, dass man von Gift im Essen ausgeht. Aber ich habe deinen Verdacht weitergegeben, dass wir es mit Botulismus zu tun haben könnten.«

»Vielleicht hat sie ja etwas getrunken«, wende ich ein.

»Kann sein.«

»Könntest du dir eine detaillierte Liste sämtlicher Gegenstände in ihrer Zelle und aller Dinge beschaffen, auf die sie sonst noch Zugriff hatte?«

»Dir wird man diese Informationen sicher nicht zugänglich machen«, gibt Benton zu bedenken. »Und mir vermutlich auch nicht, und zwar aus offensichtlichen Gründen. Schließlich hat Dawn Kincaid Vorwürfe gegen dich erhoben.«

»Dein einziger Fehler war, dass du nicht fest genug mit der Scheißtaschenlampe zugeschlagen hast«, platzt Marino dazwischen.

»Nun, an ihrem Zustand kann mir wenigstens niemand die Schuld geben«, entgegne ich. »Was ist mit dem Sushirestaurant? Wissen wir mehr darüber?«

»Kay, wer sollte *mir* etwas darüber erzählen?«, seufzt Benton.

»Klar, jetzt geht die große Heimlichtuerei los. Schließlich will ich ja nur verhindern, dass noch jemand ermordet wird.«

»Das wollen wir alle«, sagt er. »Allerdings ist deine Verbindung zu Dawn Kincaid, Kathleen Lawler und Jaime eine nicht unerhebliche Hürde, wenn es um den Austausch von Informationen geht. Du kannst nicht in diesen Fällen ermitteln, Kay.«

»Über meine Kleider und Schuhe kann ich zwar kein Nervengift wie Botulinumtoxin übertragen, aber ich ziehe mich jetzt trotzdem um«, erwidere ich. »Leider gibt es in den Zimmern keine Waschmaschinen und Trockner. Könntest du bitte die Müllsäcke holen, die ich gerade gekauft habe?«, bitte ich Benton. »Für meine Sachen. Dann gebe ich sie in die Wäscherei oder, noch besser, ich werfe sie weg. Vielleicht auch die Stiefel und alles andere. Kannst du mir einen Bademantel besorgen?«

»Ich glaube, ich mache mich auch mal frisch.« Marino nimmt sich zwei Dosen alkoholfreies Bier, ohne sich darum zu kümmern, dass sie nicht gekühlt sind, und marschiert durchs Wohnzimmer zu seiner Verbindungstür.

Ich krame Desinfektionstücher aus meiner Handtasche und wische mir, wie schon so oft heute, Gesicht, Hals und Hände ab, während Benton einen Bademantel für mich sucht und einen Müllsack entfaltet. Ich ziehe die Uniform aus, die ich nun schon seit Sonnenaufgang trage. In der Küchenzeile gibt es Schränke mit Geschirr und Besteck, einen Kühlschrank und eine Mikrowelle. Ich stelle Gaskocher und Mini-Backofen auf und fange an, Lebensmittel und Gerätschaften zu verstauen. Von Lucy fehlt noch immer jede Spur. Ihr Zimmer geht von der Essecke rechts vom Wohnzimmer ab. Die Tür ist geschlossen.

»Ich habe es nicht mehr in eine Apotheke geschafft.« Ich packe Töpfe aus und entferne Preisschilder. »Eine, die alles für die Hausapotheke führt, was man zur Hand haben sollte. Aber nach sechs hatte nichts mehr geöffnet. Ich schreibe Marino eine Liste. Dann kann er die Sachen morgen früh besorgen.«

»Offenbar hast du an alles gedacht«, entgegnet Benton mit einer Ruhe, die in mir ein unbehagliches Gefühl auslöst, so als kündige sie einen schweren Sturm an.

»Ein Beatmungsgerät mit Blasebalg. So eines muss ich unbedingt haben. Ein einfaches Prinzip, und doch kann es den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten. Früher hatte ich eines im Auto. Keine Ahnung, wo es geblieben ist. Nachlässigkeit ist schrecklich.«

»Lucy hat in ihrem Zimmer am Computer gearbeitet«, sagt Benton. »Sie ging joggen, und dann waren wir beide noch im Fitnessraum. Ich glaube, jetzt duscht sie. Wenigstens hatte sie das vor.«

Ich spüle ein neues Schneidebrett und zwei Töpfe.

»Kay, du musst anders an die Sache herangehen«, sagt Benton und stellt zwei Wasserflaschen in den Kühlschrank.

»An sie oder an das, was Jaime zugestoßen ist? Wie soll ich das schaffen, so lange alle nur wollen, dass ich mich raushalte?«

»Bitte block nicht ab.« Er kramt einen Korkenzieher aus der Schublade.

»Ich blocke nicht ab.« Ich schäle eine milde Zwiebel und wasche Paprikaschoten, während Benton eine Flasche Chianti auswählt. »Ich versuche nur, Verantwortung zu zeigen, das Richtige zu tun und unsere Sicherheit zu gewährleisten.« Benton öffnet die Weinflasche, und es sieht ganz danach aus, als würde sich unser letzter Abend in Cambridge, bevor ich gegen seinen Willen nach Savannah geflogen bin, wiederholen. Wir stehen in der Küche, kochen, zerkleinern Gemüse, erhitzen Wasser, trinken Wein, debattieren und vergessen dabei das Essen.

»Ich habe den ganzen Tag nicht mit Lucy gesprochen, weil ich unterwegs und beschäftigt war«, sage ich, während er mich beobachtet und darauf wartet, dass ich meinen wahren Gefühlen Luft mache. »Und ich fand es am besten, persönlich mit ihr zu reden, nicht am Telefon und in Marinos marodem Transporter«, füge ich hinzu.

Als Benton mir ein Glas Wein reicht, bin ich nicht in der Stimmung, daran zu nippen. Am liebsten würde ich das ganze Glas auf einmal hinunterstürzen. Schon der erste Schluck steigt mir zu Kopf.

»Ich weiß nicht, wie ich mit ihr reden soll.« Plötzlich bin ich den Tränen nah und so müde, dass ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann. »Was muss sie von mir denken, Benton? Wie gut ist sie über die Ereignisse im Bilde? Hat jemand ihr gesagt, dass Jaimes Sprache verwaschen war und ihr die Augen zufielen, als ich gestern Nacht bei ihr war? Und dass ich trotzdem gegangen bin? Dass ich so unbeschreiblich wütend auf sie war und deshalb einfach die Wohnung verlassen habe?«

Ich fange an, Mineralwasser in einen Topf zu gießen. Benton nimmt mir die Flasche aus der Hand, stellt sie weg und bringt den Topf zum Spülbecken.

»Es reicht«, meint er. »Ich bezweifle wirklich, dass das Leitungswasser vergiftet ist. Und falls ich mich irre, gibt es sowieso keine Möglichkeit, uns oder andere vor Schaden zu bewahren, okay?« Er füllt den Topf, setzt ihn auf den Kocher und schaltet das Gas ein. »Deine Wachsamkeit in allen Ehren, aber meinst du nicht, dass du es übertreibst?«

»Ich habe versagt, ich hätte mehr tun können.«

Ich streue Salz in das Wasser auf dem Kocher und öffne Tomatendosen.

»Du hast deinen sterbenden Vater gepflegt und konntest ihn trotz jahrelanger Bemühungen nicht retten, und damit hast du den Großteil deiner Kindheit verbracht.« Das hat Benton schon öfter gesagt. »Kinder nehmen sich die Dinge anders zu Herzen als Erwachsene. Erlebnisse prägen sich ein. Und wenn etwas Schlimmes passiert, das sie nicht verhindern können, geben sie sich die Schuld.«

Ich rühre frisches Basilikum und Oregano in die Sauce, doch meine Hände zittern. Trauer steigt in Wellen in mir hoch, aber vor allem bin ich von mir selbst enttäuscht. Da kann Benton noch so oft das Gegenteil beteuern, ich war nachlässig. Zum Teufel mit meiner Kindheit. Darauf kann ich meine mangelnde Achtsamkeit nicht schieben. Dafür gibt es keine Entschuldigung.

»Ich hätte Lucy anrufen sollen«, sage ich zu Benton. »Ich bin dem Problem seit unserer letzten Begegnung im Haus aus dem Weg gegangen.«

»Das ist verständlich.«

»Aber deshalb noch lange nicht richtig. Ich werde jetzt mit ihr reden, sofern sie sich nicht weigert. Und daraus könnte ich ihr keinen Vorwurf machen.«

»Sie gibt nicht dir die Schuld«, erwidert er. »Mit mir ist sie ziemlich unzufrieden, doch dich beschuldigt sie nicht. Ich habe einige Gespräche mit ihr geführt. Jetzt bist du dran.«

»Ich gebe mir aber die Schuld.«

»Damit musst du aufhören.«

»Ich war gestern Nacht zornig, Benton. Ich habe Jaime verlassen.«

»Hör auf damit, Kay.«

»Ich habe sie beinahe gehasst, weil sie Lucy so etwas angetan hat.«

»Du hättest allen Grund gehabt, sie wegen ihres Verhaltens dir gegenüber zu hassen«, entgegnet er. »Das mit Lucy ist schlimm genug, doch den Rest weißt du noch gar nicht.«

»Den Rest haben wir heute in ihrer Wohnung aufgefunden. Sie ist tot.«

»Der Rest beginnt in Chinatown, und zwar nicht erst vor knapp zwei Monaten, wie Jaime Marino weisgemacht hat, als er mit dem Zug nach New York gefahren ist, um sich mit ihr zu treffen. Es fing schon im März an, in anderen Worten kurz nachdem Dawn Kincaid versucht hat, dich umzubringen.«

»Chinatown?« Wovon redet er?

»Sie hat dich an der Nase herumgeführt, damit du nach Savannah kommst und ihr hilfst. Sie hat das FBI an der Nase herumgeführt. Und sie hat Marino an der Nase herumgeführt«, erklärt Benton. »Forlini's. Du erinnerst dich sicher an das Lokal, du warst schon öfter mit ihr dort.«

Forlini's ist ein beliebter Treffpunkt von Anwälten, Richtern, Polizisten und FBI-Leuten. Die Tische dort tragen die Namen von Polizeichefs, Feuerwehrleuten und ebenjenen Politikern, die Jaime angeblich aus dem Amt gejagt haben.

»Natürlich kenne ich nicht alle Einzelheiten, die sie dir letzte Nacht erzählt haben könnte«, fährt Benton fort. »Doch nach deiner Schilderung am Telefon habe ich mich ein wenig umgehört und Nachforschungen angestellt. Zum Beispiel, wie die Agents hießen, die sie zu Hause aufgesucht haben sollen, um sie nach dir auszufragen. Beide arbeiten in der New Yorker Außenstelle, und keiner von ihnen war je in ihrer Wohnung. Sie hat im Forlini's mit ihnen gesprochen, und zwar an einem Abend Anfang März, und sich bei ihnen eingeschmeichelt, was Jaime bekanntermaßen sehr gut konnte.«

»Indem sie ihnen Informationen über mich gegeben hat? Willst du darauf hinaus?« Ich suche eine Nudelsorte aus. »Damit ich in der schwächeren Position und deshalb auf ihre Hilfe angewiesen bin?«

»Ich glaube, allmählich geht dir ein Licht auf.« Bentons Miene ist gleichzeitig hart und traurig. Ich bemerke an der Haltung seiner Schultern und an seinem düsteren Gesichtsausdruck, wie enttäuscht er ist. Er hatte Jaime früher sehr gern, und mir ist klar, wie er sie inzwischen einschätzt, ganz gleich, ob sie noch lebt oder nicht.

»Das wäre wirklich unglaublich«, entgegne ich. »Dem FBI einzuflüstern, dass Dawn Kincaids Anschuldigungen möglicherweise der Wahrheit entsprechen könnten. Dass ich psychisch labil, gewalttätig

und von Eifersucht getrieben bin. Der Himmel weiß, was sie sonst noch erzählt hat. Warum sollte sie so etwas tun?«

»Sie wurde immer verzweifelter und unglücklicher«, antwortet Benton. »Wir könnten bis ans Ende unserer Tage an ihr herumanalysieren, ohne einen Schritt weiterzukommen. Jedenfalls hat sie sich falsch verhalten. Es war unverzeihlich, dich zu diffamieren und in Schwierigkeiten zu bringen, damit du tust, was sie will. Übrigens bist du nicht die Einzige, die sie in letzter Zeit diffamiert hat. Bei meinen Gesprächen mit den FBI-Beamten, die häufig Kontakt mit ihr hatten, sind mir einige Geschichten zu Ohren gekommen.«

»Hast du eine Erklärung dafür, was hier gespielt wird? Wer sie ermordet haben könnte? Wer dahintersteckt? Weiß das FBI etwas?«

»Ich will ganz offen sein, Kay, wir haben nicht den leisesten Schimmer.«

Ich zerdrücke frischen Knoblauch, träufle Olivenöl in die Sauce und suche nach dem Behälter mit dem geriebenen Parmigiano- Reggiano.

»Hilfst du mir, den Tisch zu decken?«, bitte ich Benton, als sich die Tür rechts von der Essecke öffnet. Ich halte in meiner Arbeit inne und verharre reglos.

Lucy trägt das nasse Haar aus der Stirn gekämmt. Sie ist barfuß und hat eine Pyjamahose und ein graues T-Shirt mit dem Aufdruck FBI an, das sie seit der FBI-Akademie besitzt.

Ich bringe keinen Ton heraus.

»Da ist etwas, dass du dir anschauen und anhören musst«, beginnt sie, als wäre nichts geschehen. Allerdings entgehen mir ihre verweinten Augen nicht.

»Ich habe mich in die Überwachungskameras eingeloggt«, sagt sie. Ich sehe Benton an. Seiner Miene ist nichts zu entnehmen, doch ich weiß, was er von dieser Aktion hält.

Er möchte nichts damit zu tun haben, kehrt uns den Rücken zu und fängt an, in der Tomatensauce herumzurühren. »Ich kümmere mich ums Essen«, meint er. »Ich glaube, ich erinnere mich noch daran, wie man Nudeln kocht. Ich gebe Bescheid, wenn alles fertig ist. Redet nur in Ruhe.«

»Hast du das Passwort von Marino?«, frage ich Lucy, als ich ihr in ihr Zimmer folge.

»Er braucht das nicht zu erfahren«, erwidert sie.

Zwei rote Schleppkähne schieben ein Transportschiff den Fluss entlang nach Westen. Die wie Bauklötze gestapelten bunten Container erinnern mich an die Pflichten, die ich erfüllen, und die Lasten, die ich tragen muss. Ich weiß nicht, ob ich damit nicht überfordert bin, und bete um Kraft.

Am Ufer flackern Lichter. Sterne stehen am Himmel, und der Mond scheint hell, als ich zu dem blau gepolsterten Lehnssessel, der einzigen freien Sitzgelegenheit in Lucys Zimmer, gehe. Ich ziehe ihn über den Teppich, weg vom Fenster mit Aussicht auf den Fluss, zum Schreibtisch, wo Lucy sich einen Arbeitsplatz eingerichtet hat. Dazu gehört auch ihr eigenes abgesichertes drahtloses Netzwerk. Auch wenn sie sich einhackt, wo es ihr gefällt, wird sie es niemals dulden, dass andere das Gleiche bei ihr tun.

»Reg dich nicht auf«, sagt sie, als ich mich setze.

»Wir müssen über gestern Nacht reden. Ich muss es loswerden.«

»Ich habe Marino nicht um das Passwort gebeten, weil ich ihn nicht in Schwierigkeiten bringen wollte. Außerdem hätte ich seine Hilfe sowieso nicht gebraucht«, fährt sie fort. »Und Benton muss eben blind und taub sein und das Gedächtnis verlieren. Der soll sich wieder einkriegen.«

»Wir müssen die Dinge ...« Ich möchte ihr mitteilen, dass wir die Dinge richtig angehen müssen, bekomme den Satz aber nicht heraus. Schließlich bin ich es gestern auch nicht richtig angegangen, habe also nicht das Recht, Lucy zu kritisieren. Oder überhaupt jemanden. »Benton möchte nur nicht, dass du in Schwierigkeiten gerätst«, füge ich hinzu. Es klingt albern.

»Dass ich untätig rumsitze, anstatt mir die Bilder aus den Überwachungskameras anzuschauen, kommt überhaupt nicht in Frage. Warum führt er sich immer auf wie das FBI höchstpersönlich?«

»Dann kennst du sie also schon.«

»Ich werde mich nicht an irgendwelche Regeln halten, während diese miese Schlampe versucht, dich fertigzumachen«, verkündet Lucy und betrachtet einen Computerbildschirm. »Sie läuft fröhlich draußen herum, während wir uns in diesem Hotel verbunkern und Angst vor dem Leitungswasser und dem Essen haben. Sie wird sicher weitemorden, wenn sie es nicht bereits getan hat. Um das zu erkennen, brauche ich kein Profiler zu sein wie Benton.«

Sie ist wütend auf ihn, und ich weiß warum. »Wer ist sie?«, erkundige ich mich.

»Keine Ahnung, aber ich kriege es raus«, entgegnet sie.

»Hat Benton eine Vermutung, wer sie sein könnte? Mir gegenüber hat er das verneint. Das FBI tappe im Dunkeln.«

»Ich finde es raus, und dann knöpfe ich sie mir vor.« Lucy berührt das Mousepad des Laptops und tippt ein Passwort ein.

»Du darfst die Sache nicht selbst in die Hand nehmen.« Doch es ist sinnlos. Sie hat es bereits getan, und ich bin die Letzte, die ihr gute Ratschläge geben sollte.

Immerhin habe ich die Dinge auch selbst in die Hand genommen, als ich hierher nach Savannah kam. Ebenso letzte Nacht und heute. Ich habe getan, was ich für nötig hielt. Nun ist Jaime tot, und das nur, weil ich das Bedürfnis hatte, mich von meinen Schuldgefühlen und meinem Schmerz zu befreien und etwas zu reparieren, was irreparabel ist. Jack Fielding ist und bleibt tot.

»Benton wollte nur dein Bestes«, erkläre ich Lucy. »Ich weiß, dass du wütend auf ihn bist, weil er dich nicht in die Wohnung gelassen hat.«

»Es ist kein Zufall, dass du vor dem Haus gestanden hast, als die Frau mit der Sushitüte aufgekreuzt ist«, wechselt Lucy das Thema. Sie hat nicht vor, Jaime oder Benton zu erörtern. »Sie wollte dir die Tüte persönlich überreichen, damit du sie mit ins Haus nimmst. Jetzt sind vielleicht deine Fingerabdrücke und deine DNA darauf. Und die Kamera zeigt ganz deutlich, wie du mit einer Sushitüte, die du bestellt hast, das Gebäude betrittst.«

»Die ich bestellt habe?« Ich denke an den gefälschten Brief an Kathleen Lawler, der angeblich von mir stammt.

»Als Marino mir von der Lieferung erzählt hat, habe ich telefonisch bei Savannah Sushi Fusion nachgefragt. Dr. Scarpetta hat die Bestellung gestern kurz nach sieben Uhr abends aufgegeben. Dreißundsechzig Dollar und siebenundvierzig Cent. Du wolltest sie selbst abholen.«

»Das habe ich nie getan.«

»Und prompt wurde sie gegen Viertel vor acht abgeholt.«

»Nicht von mir.«

»Natürlich nicht von dir. Beahlt wurde nicht mit einer Kreditkarte, sondern in bar. Obwohl ihre Kreditkartennummer hinterlegt war.« Sie meint die von Jaime.

»Die Frau, die die Tüte abgegeben hat, wusste von der Kreditkarte. Sie hat es selbst erwähnt.«

»Das ist mir bekannt«, erwidert Lucy. »Die Überwachungskamera hat es nämlich aufgezeichnet. Bargeld ist die sauberste Lösung. Keine telefonischen Nachfragen. Keine Zweifel. Keine Diskussion darüber, warum jemand namens Scarpetta eine fremde Kreditkarte benutzen darf. Das Restaurant ist ein kleiner Familienbetrieb mit wenigen Sitzplätzen. Der Großteil des Umsatzes läuft über Verkäufe außer Haus. Die Frau, mit der ich gesprochen habe, konnte sich nur noch dunkel an die Kundin erinnern, die die Bestellung abgeholt hat.«

»Mit dem Fahrrad?«

»Das weiß sie nicht mehr. Auf das Fahrrad komme ich aber gleich noch. Die Frau sei jung gewesen. Weiß. Mittelgroß. Sprach englisch.«

»Das würde auf die Kurierfahrerin passen, auch wenn es uns nicht viel weiterhilft.«

»Eigentlich würde mein Verdacht zuerst auf Dawn Kincaid fallen, aber die hat das kleine Problem, dass sie hirntot und in Boston ist.«

»Woher konnte diese Person wissen, dass ich genau um die Uhrzeit, als ich die Haustür geöffnet habe, mit Jaime verabredet war? Ich habe es ja selbst erst in letzter Minute erfahren.«

»Sie hat dich beobachtet. Dir aufgelauert. Auf dem Platz gegenüber steht doch diese alte Villa, die so groß ist wie der ganze Häuserblock. Das Owens-Thomas House ist inzwischen ein Museum und hat abends geschlossen. Auf dem Platz ist nicht viel los. Außerdem gibt es dort viele hohe Bäume und Gebüsch, genug dunkle Schatten, in denen man sich herumdrücken kann, um jemanden abzapfen«, antwortet sie. Ich denke daran, wie ich gestern spätnachts vor Jaimes Haus gestanden und auf Marino gewartet habe. Ich hatte den Eindruck, dass sich auf der anderen Straßenseite etwas in der Dunkelheit bewegte.

Lucy nimmt die Seiten aus dem Drucker und stößt sie auf, sodass ein ordentlicher Stapel entsteht. Das oberste Blatt zeigt ein Foto aus der Überwachungskamera. Das herangezoomte Bild in verschiedenen Grauschattierungen stellt eine Person dar, die ein Fahrrad über die Straße schiebt. Im Hintergrund ragt die Villa hoch in den Nachthimmel hinein.

»Oder ich bin vom Hotel aus verfolgt worden«, merke ich an.

»Eher nicht. Zu riskant. Da war es weniger gefährlich, das Essen abzuholen, auf der anderen Straßenseite herumzulungern und abzuwarten.«

»Doch wie konnte sie wissen, dass ich überhaupt dort sein würde?«

»Das ist das fehlende Glied in der Kette«, erwidert Lucy. »Wer hat zu beiden Seiten Kontakt?«

Lucy klickt sich auf dem MacBook durch ein Menü. Die beiden anderen Notebooks auf dem Schreibtisch spulen offenbar Suchprogramme ab. Außerdem steht da ein schwarzes Black-Berry in einem Ladegerät, was mir ein Rätsel ist. Lucy benutzt schon seit längerer Zeit kein BlackBerry mehr.

»Wonach suchen wir?« Ich beobachte, wie auf den Bildschirmen der beiden Notebooks Wörter, Namen, Zahlen und Symbole in rasender Geschwindigkeit vorbeisausen.

»Hast du eine Vorstellung davon, wie viele Informationen da draußen zu haben sind, wenn man weiß,

wie man rankommt?« Offenbar möchte Lucy über Computer, Überwachungskameras und Datenanalyse sprechen. Alles ist ihr recht, solange es nichts mit meinem Abend bei Jaime und meinem Bedürfnis zu tun hat, dass meine Nichte, die ich liebe wie eine Tochter, mir ihren Tod verzeiht.

»Wahrscheinlich nicht«, antworte ich. »Doch wenn ich an WikiLeaks denke, gibt es vermutlich kaum noch Geheimnisse, und nichts ist mehr sicher.«

»Statistiken«, stellt sie fest. »Daten werden gesammelt, damit wir Muster herauskristallisieren und Vorhersagen treffen können. Zum Beispiel in Sachen Kriminalität, damit der Staat bloß nicht vergisst, die Mittel herauszurücken, die nötig sind, um unsere Straßen frei von Bösewichten zu halten. Oder Zahlen, die es einem erleichtern, ein Produkt oder eine Dienstleistung, wie zum Beispiel einen Wachdienst, zu vermarkten. Wenn man eine Datenbank mit hunderttausend oder hundert Millionen Kundendaten einrichtet, erhält man ein Histogramm, das man dem nächsten potenziellen Kunden zeigen kann. Name, Alter, Einkommen, Wert der Immobilie, Lage, Vorhersage. Einbrüche, unbefugtes Betreten, Vandalismus, Stalking, Körperverletzung, Mord, weitere Prognosen. Wenn du also in ein teures Haus in Malibu ziehst und dein eigenes Filmstudio eröffnest, kann ich dir beweisen, dass ein Einbruch, ein Überfall auf deine Mitarbeiter auf dem Parkplatz oder eine Vergewaltigung im Treppenhaus statistisch unmöglich ist, sofern du einen Vertrag mit meiner Firma abschließt, dir von mir eine topmoderne Alarmanlage einbauen lässt und immer daran denkst, sie auch zu benutzen.«

»Die Jordans.« Bestimmt sucht sie nach Informationen über ihre Sicherheitsfirma.

»Kundendaten sind Gold wert. Es wird ein reger Handel damit getrieben, und zwar in Lichtgeschwindigkeit«, fährt Lucy fort. »Alle sind scharf darauf. Werbeleute, Marktforscher, das Ministerium für Heimatschutz, die Spezialeinheiten, die Bin Laden umgelegt haben. Sämtliche Einzelheiten, zum Beispiel, was du im Internet machst, wohin du in Urlaub fährst, wen du anrufst, wem du Mails schickst, welche verschreibungspflichtigen Medikamente du nimmst, wogegen du und deine Kinder geimpft sind, deine Kreditkartennummer, deine Sozialversicherungsnummer, ja, sogar deine Fingerabdrücke und dein Iris-Scan. Wenn du deine Firma verkaufen willst, verlangt der Käufer deine Kundendaten, und in vielen Fällen ist das alles, was ihn interessiert. Und die Daten werden dann immer weiter und weiter verkauft.«

»Aber es gibt doch sicherlich Firewalls.«

»Nichts garantiert, dass gesicherte Informationen nicht irgendwann im öffentlichen Raum enden. Insbesondere, wenn eine Firma den Besitzer wechselt und ihre Daten in fremden Händen landen.«

»So weit mir bekannt ist, wurde Coastal Security nicht verkauft, sondern ist pleitegegangen«, wende ich ein.

»Falsch. Die Firma hat die unternehmerische Tätigkeit vor drei Jahren eingestellt und dichtgemacht«, widerspricht Lucy. »Doch Daryl Simons, der frühere Inhaber, war nicht bankrott. Er hat die Kundendaten von Coastal Security an eine internationale Firma für Personenschutz und Sicherheitsberatung verkauft. Ein Allround-Unternehmen, das Bodyguards stellt, Alarmanlagen einbaut und eine Bedrohungsanalyse durchführt, falls man von einem Stalker verfolgt wird. Diese besagte Firma hat vermutlich wiederum ihre Kundendaten verkauft, und so weiter und so fort. Also gehe ich den Weg zurück, so als würde ich eine vielschichtige Hochzeitstorte in ihre Bestandteile zerlegen. Zuerst suche ich die Torte in der Konditorei des Cyberspace, und anschließend nach den Zutaten, den ursprünglichen Datensätzen, die analysiert wurden, um aufschlussreiche Muster herauszuarbeiten.«

»Rechnungsdaten zum Beispiel. Oder gemeldete Fehllalarme.«

»Alles, was auf dem Server von Coastal Security war, ganz sicher die Fehllalarme, Notrufe, Polizeieinsätze und so weiter. Diese Informationen wurden zu einer statistischen Analyse zusammengemührt. Also sind die Daten der Jordans noch irgendwo im Umlauf. Ein Teelöffel Mehl, den ich wieder aus dem Teig ziehen muss. Letztlich bin ich hinter dem Intranet-Link von Coastal Security zu den Archivdateien der Firma her. In anderen Worten, einer toten Seite, die die Rechnungsdaten der einzelnen

Kunden enthält. Es nervt, wie lange das dauert.«

»Vielleicht solltest du auch nach Gloria Jordan suchen«, schlage ich vor. »Wir wissen nicht, wer den Vertrag abgeschlossen hat. Er könnte auf eine GmbH gelaute haben.«

»Das ist überflüssig, und eine GmbH ist auch nicht das Problem. Ihre Daten sind mit seinen, denen der Kinder und den Steuererklärungen verknüpft. Außerdem mit allem, was in den Medien kam, mit Blogs und mit den Polizeiakten. Alles ist vernetzt. Denk an einen Entscheidungsbaum. Hat sie gestern Abend dir gegenüber erwähnt, sie fühle sich verfolgt, beobachtet oder sogar bedrängt?«

»Jaime?«

»Irgendeine Anspielung. Jemand, der ihr komisch vorgekommen ist? Der vielleicht überfreundlich war?«

»Ich habe nicht danach gefragt.«

»Warum hättest du das auch tun sollen?« Lucy starrt auf die vorbeigleitenden Daten.

»Wegen der Alarmanlage und der Kameras«, erwidere ich. »Außerdem hat sie angefangen, eine Waffe zu tragen. Einen .38er Smith & Wesson mit Hochgeschwindigkeits-Hohlmantelgeschossen.«

Schweigend betrachtet sie die Daten.

»Dein Einfluss?«, erkundige ich mich.

»Von einem Revolver weiß ich nichts«, antwortet Lucy. »Ich hätte ihr nie zu einer Waffe geraten. Niemals. Ich habe ihr auch weder eine besorgt noch ihr Schießunterricht erteilt. Sie war unbegabt.«

»Inzwischen bin ich nicht mehr so sicher, dass es nicht nur Paranoia war, weil sie sich im Süden fremd gefühlt hat. Ich hätte sie fragen müssen, ob sie Angst hatte oder bedroht wurde, und wenn ja, warum. Aber ich habe es nicht getan.« Ich schäme mich, während ich auf Lucys Vorwürfe warte. »Außerdem habe ich mich nicht vergewissert, ob mit ihr alles in Ordnung ist, bevor ich ging. Erinnerst du dich, was ich dir früher immer gepredigt habe?«

Lucy schweigt.

»Weißt du noch? Verabschiede dich nie im Zorn.«

Keine Reaktion.

»Und lass die Sonne nicht über deiner Wut untergehen«, beende ich den Satz.

»Das habe ich immer als deine *Todessprüche* bezeichnet. Alles war darauf ausgerichtet, dass jemand sterben oder etwas zum Tod führen könnte«, entgegnet sie, ohne mich anzuschauen. »Überall wird, unabhängig vom Alter oder der Ungeschicklichkeit des Betreffenden, eine Kindersicherung eingebaut. Die Kordeln von Jalousien, Treppen, Balkone mit niedrigen Geländern oder harte Bonbons, an denen man ersticken könnte. Nicht rennen, wenn du eine Schere, einen Stift oder einen sonstigen spitzen Gegenstand in der Hand hast. Telefoniere nicht beim Autofahren. Geh nicht joggen, wenn ein Gewitter droht. Schau immer nach links und nach rechts, selbst wenn es eine Einbahnstraße ist.« Lucy beobachtet die vorbeigleitenden Daten. Sie sieht mich nicht an. »Lauf nach einem Streit nicht davon. Was, wenn der Betreffende anschließend bei einem Verkehrsunfall stirbt, vom Blitz erschlagen wird oder sein Aneurysma platzt?«

»Ich bin wohl eine schreckliche Nervensäge.«

»Du nervst dann, wenn du glaubst, aus irgendeinem Grund über Gefühlen zu stehen, wie wir anderen Menschen sie haben. Ja, du bist gestern Nacht *im Zorn* gegangen. Ich weiß noch, wie wütend du warst. Du hast dich am Telefon bis drei Uhr morgens darüber ausgelassen, schon vergessen? Und du hattest allen Grund dazu. Du hattest ein Recht darauf. Ich wäre an deiner Stelle auch wütend gewesen, wenn sie solche Sachen über dich gesagt hätte oder so mit dir umgesprungen wäre.«

»Ich hätte bleiben und das Problem mit ihr diskutieren sollen«, widerspreche ich. »Dann hätte ich vielleicht auch bemerkt, was körperlich mit ihr los war. Ich hätte erkannt, dass ihre Symptome nicht am Alkohol lagen.«

Sie deutet auf die Computer. »Ist dir klar, wie leicht es für mich war, in ihre Überwachungskameras



reinzukommen? Erstens war sie nachlässig, was ihre Passwörter betraf. Sie hat immer wieder dieselben verwendet, damit sie sie nicht vergisst und sich selbst aussperrt. Das mit der IP-Adresse war ein Kinderspiel. Ich habe mir einfach mit meinem iPhone selbst eine Mail geschickt, während ich vor der Überwachungskamera stand, und schon hatte ich die IP-Adresse des Anschlusses.«

»Du hast an so etwas gedacht, während ich in der Wohnung war?«

»Benton und ich haben draußen unter dem Vordach im Regen gewartet.«

Ich weiß nicht, ob ich sie bewundern oder entsetzt sein soll.

»Er hat mich am Arm festgehalten, aber ich bin höflich und freundlich geblieben. Sein Glück. Beinahe hätte ich es mir anders überlegt. Da hätte er ganz schön alt ausgesehen.«

»Er hat nur versucht ...«

»Ich musste etwas unternehmen«, unterbricht mich Lucy. »Ich habe festgestellt, dass draußen eine kleine Kamera war, die wie frisch installiert aussah. Ein recht gutes System mit einem verstellbaren Objektiv, wie Marino es eben aussuchen würde. Doch ich wollte ihn nicht fragen und habe es deshalb gelassen«, betont sie noch einmal. »Also habe ich mir gedacht, dass es auch irgendwo ein Aufzeichnungsgerät dazu geben muss. Däumchendrehen war für mich keine Alternative.« Als Lucy das Mousepad berührt, erscheinen Jaimes Haus und die Straße davor auf dem Bildschirm des MacBook. »Jaime hat die Weichen schon vor langer Zeit gestellt. Mit ihrer Entscheidung zu lügen hat sie den Flugplan eingereicht, und nun ist ihre Maschine abgestürzt, auch wenn im kritischen Moment jemand anderer am Steuerknüppel saß.«

»Das ist unsere Vermutung, allerdings noch nicht bewiesen«, erinnere ich sie. »Dazu müssen wir erst die Ergebnisse des CDC abwarten. Vielleicht erfahren wir ja auch bald, was mit Dawn Kincaid los ist, immer ausgehend von der Annahme, dass wir es mit einer Serie von Giftmorden, verübt mit demselben Neurotoxin, zu tun haben.«

»Nein, wir wissen es sehr wohl«, entgegnet Lucy tonlos. »Da glaubt jemand, dass sie klüger ist als wir. Die gemeinsame Schnittmenge ist das Gefängnis. Das muss die Antwort sein, da alle Beteiligten etwas damit zu tun haben. Selbst Dawn Kincaid, weil ihre Mutter dort einsitzt. Einsaß. Außerdem haben sie einander geschrieben, richtig? Also ist die Verbindung zwischen allen Betroffenen das GPFW.«

Mir fallen das Deko-Briefpapier und die Briefmarken zu fünfzehn Cent ein. Dinge, die Kathleen von draußen zugeschickt worden sind. Vielleicht hat sie ja darauf an Dawn geschrieben. Ich denke an die Abdrücke, die schemenhaften Satzbruchstücke in Kathleens unverkennbarer Handschrift. Eine Anspielung auf eine *Persona non grata* und Bestechung.

»Ich kriege dich«, sagt Lucy zu der Gestalt vor Jaimes Haus auf dem Computerbildschirm. »Du hast ja keine Ahnung, mit wem du dich angelegt hast. Es hätte keinen Unterschied gemacht, wenn du länger geblieben wärst«, meint sie dann zu mir, weicht aber weiter meinem Blick aus.

Seit ich mich gesetzt habe, hat sie mich nicht einmal angesehen, und das kränkt und beunruhigt mich, obwohl ich weiß, dass Lucy nie andere Menschen anschaut, wenn sie gerade geweint hat.

»Sie klang betrunken«, verkündet Lucy, als sei sie im Bilde. »Sturzbesoffen, so wie schon öfter, wenn sie angerufen hat.«

»Meinst du, während eurer Beziehung oder danach?« Wieder betrachte ich das BlackBerry auf dem Schreibtisch, und allmählich dämmert mir, was da abgelaufen ist.

»Du hast mir erzählt, sie sei betrunken gewesen. Oder, genauer, du hättest sie für betrunken gehalten«, erwidert Lucy, während sie etwas eintippt. »Du hast nicht erwähnt, sie könnte auch krank gewesen sein oder sich sonst irgendwie unwohl gefühlt haben. Also brauchst du dir keine Vorwürfe zu machen. Denn ich weiß, dass du das tust. Du hättest mich in ihre Wohnung lassen sollen.«

»Dir ist klar, warum das nicht ging.«

»Warum beschützt du mich, als ob ich zehn wäre?«

»Es ging nicht darum, dich zu beschützen«, entgegne ich und spüre, wie meine Ehrlichkeit von der

milden Brise meiner guten Absichten davongetragen wird. Eine Lüge, getarnt als gute Tat. »Nun, jedenfalls nicht nur«, rücke ich mit der Wahrheit heraus. »Ich wollte dir diesen Anblick ersparen. Du solltest sie so in Erinnerung behalten ...«

»Wie?«, fällt Lucy mir ins Wort. »Als meine Lebensgefährtin, die Staatsanwältin, dir mir mitteilt, ich dürfe nie wieder Kontakt zu ihr aufnehmen? Es hat ihr nicht gereicht, einfach Schluss mit mir zu machen, bei ihr musste es gleich klingen wie eine einstweilige Verfügung. Du bist Dreck. Du bist destruktiv und machst mir Angst. Du bist verrückt. Hau ab.«

»Vom Gesetz her durftest du diese Wohnung nicht betreten, Lucy.«

»Du auch nicht, Tante Kay.«

»Ich war aber schon dort. Aber du hast recht. Es wirft Probleme auf. Jedenfalls hattest du sicher kein Interesse daran, Fingerabdrücke oder DNA-Spuren zu hinterlassen, die das Augenmerk der Polizei auf dich lenken könnten«, erkläre ich ihr etwas, was sie bereits weiß. »Es war falsch von ihr, dir solche Vorwürfe zu machen, und unehrlich, dich als Problemfall hinzustellen anstatt sich mit dem auseinanderzusetzen, was sie an sich selbst nicht ertragen konnte. Dennoch hätte ich mich vergewissern sollen, ob mit ihr alles in Ordnung war, bevor ich ging. Ich hätte aufmerksamer sein müssen.«

»In Wirklichkeit meinst du achtsamer.«

»Ich war sehr wütend. Sie war mir gleichgültig. Es tut mir leid ...«

»Warum hätte sie dir nicht gleichgültig sein sollen? Weshalb war es deine Aufgabe, dich um sie zu kümmern?«

Ich suche nach der richtigen Antwort, weil die, die passen würde, die falsche wäre. Ich hätte mich um sie kümmern müssen, weil sie ein Mensch war. Weil es sich so gehört. Aber ich habe es nicht getan.

»Ironie des Schicksals war, dass sie sich sowieso schon tief genug reingeritten hatte«, sagt Lucy.

»Wir haben nicht das Recht, das zu entscheiden. Vielleicht hätte sie doch noch eine Chance gehabt. Menschen können sich verändern, und es ist schrecklich, dass ihr jemand diese Möglichkeit genommen hat.« Ich taste mich vorsichtig weiter wie über einen steinigen Pfad, auf dem ich jederzeit stolpern und mir sämtliche Knochen brechen könnte. »Ich bedaure, dass meine letzte Begegnung mit ihr so unerfreulich war, weil wir so viele schöne gemeinsame Stunden hatten. Es gab einmal eine Zeit, als sie ...«

»Ich verzeihe ihr das nie.«

»Zornig zu sein ist einfacher als traurig«, meine ich.

»Ich werde weder verzeihen noch vergessen. Sie hat mich ans Messer geliefert und belogen. Dich ebenfalls. Irgendwann hat sie so viel gelogen, dass sie den Bezug zur Wahrheit verloren und ihren eigenen Mist tatsächlich geglaubt hat.«

Lucy bewegt den Cursor auf *Play* und berührt das Mousepad. Der Film wird abgespult. Backstein, Stufen und ein Eisengeländer in verschiedenen Grautönen. Dazu das Motorengeräusch der Autos, die an Jaimes Haus vorbeifahren. Scheinwerfer blitzen auf. Lucy klickt eine andere Datei an und öffnet ein weiteres Fenster. Eine Gestalt nähert sich. Sie ist schlank und geht zu Fuß. Ich nehme an, dass es dieselbe junge Frau ist. Allerdings ohne Fahrrad und anders gekleidet als letzte Nacht. Sie überquert die Straße, und dann kommt wieder der plötzliche grelle Lichtschein, als ob sie eine Außerirdische wäre. In aller Seelenruhe geht sie zur Eingangstür. Ihr Kopf leuchtet wie ein Heiligenschein.

»Die Frau hatte etwas anderes an«, sage ich zu Lucy.

»Sie kundschaftet die Umgebung des Hauses aus«, erwidert sie. »Testläufe. Inzwischen bin ich auf fünf in den letzten zwei Wochen gestoßen.«

»Letzte Nacht trug sie ein helles Hemd. Von wann ist diese Aufnahme ...?«, will ich fragen, halte aber inne, als ich Jaime Bergers Stimme höre.

»... mir ist klar, dass ich wieder einmal gegen meine eigene Kontaktsperre verstoße.« Die vertraute Stimme hallt aus dem Lautsprecher. Lucy stellt den Ton lauter, während die Gestalt im Video in der dunklen Straße vor Jaimes Haus verschwindet. »Vermutlich kannst du dir denken, dass Kay inzwischen

hier ist und mir bei einem Fall helfen wird. Wir haben gerade zu Abend gegessen, und ich fürchte, sie ist sauer auf mich. Wenn es um dich geht, kämpft sie stets wie eine Löwin, und das war nicht hilfreich. Mein Gott, das ist es nie gewesen. Es als tragische Dreieckskonstellation zu bezeichnen, wäre noch milde ausgedrückt. Irgendwie hatte ich immer das Gefühl, dass sie auch im Zimmer ist. Ganz gleich, in welchem Zimmer. Licht aus, hallo, Tante Kay, bist du da? Nun, ja, das haben wir ja schon zum Erbrechen durchgekauert ...«

»Stopp«, sage ich zu Lucy, worauf sie beide Dateien anhält. »Hat sie dich unter deiner neuen Nummer angerufen? Wann war das?« Allerdings glaube ich, es zu wissen.

Jaimes Stimme stockt, und ihre Sprache ist verwaschen. Sie klingt in etwa so wie letzte Nacht, als ich gegangen bin, nur noch angeschlagener und gehässiger. Ich werfe einen Blick auf das BlackBerry in seinem Ladegerät.

»Dein altes Telefon«, stelle ich fest. »Du hast deine Nummer nicht geändert, sondern dir einfach eine neue besorgt, als du auf das iPhone umgestiegen bist.«

»Meine neue Nummer hatte sie nicht. Ich habe sie ihr nie gegeben, und sie hat auch nicht darum gebeten«, erwidert Lucy. »Ich benutzte es nicht mehr.« Sie deutet auf das BlackBerry.

»Aber du hast es behalten, weil sie weiter dort angerufen hat.«

»Das war nicht der eigentliche Grund, doch sie hat angerufen. Nicht oft. Meistens spät in der Nacht, wenn sie zu viel getrunken hatte. Ich habe alle Nachrichten gespeichert und in Audiodateien umgewandelt.«

»Und dann hörst du sie dir auf dem Computer an.«

»Ich kann sie überall hören, aber darum geht es nicht. Nur darum, sie zu sichern und dafür zu sorgen, dass sie nie verlorengehen. Sie ähneln sich alle mehr oder weniger. So wie die hier. Sie stellt nie Fragen oder bittet um Rückruf. Sie spricht nur ein paar Minuten lang und legt dann plötzlich auf, ohne sich zu verabschieden. So wie sie auch unsere Beziehung beendet hat. Anschuldigungen. Sie redet auf mich ein, ohne zuzuhören, und drückt mich weg.«

»Du speicherst die Nachrichten, weil du sie vermisst. Weil du sie noch liebst.«

»Nein, um mir vor Augen zu halten, warum ich sie nicht vermissen sollte. Oder lieben.« Lucys Stimme zittert, und ich höre Trauer, Enttäuschung und Wut heraus. »Damit wollte ich dir nur vermitteln, dass sie nicht klang, als sei sie krank oder litte unter Schmerzen.« Sie räuspert sich. »Sie hörte sich einfach nur an, als hätte sie getrunken, und das war eine halbe Stunde nachdem du weg warst. Also hat sie, bevor du gingst, vermutlich einen noch unbedenklicheren Eindruck gemacht. Ich kann dir die ganze Aufnahme vorspielen. Aber sie erwähnt wirklich nichts dergleichen.«

Ich stelle mir vor, wie Jaime in ihrem rotbraunen Bademantel von Zimmer zu Zimmer geht, teuren Scotch trinkt und durch das Fenster Marinos Auto nachblickt. Ich weiß nicht mehr, wann genau wir losgefahren sind, doch es war etwa um dieselbe Zeit, als sie Lucys alte Nummer anrief, um ihr eine Nachricht zu hinterlassen. Offenbar hat sich ihr Zustand erst später verschlechtert. Ich denke an den Nachttisch mit dem verschütteten Whisky, das Telefon unter dem Bett und an die im Badezimmer verstreuten Medikamente und Kosmetika. Vermutlich ist Jaime eingeschlafen und gegen zwei oder drei aufgewacht, weil sie keine Luft mehr bekam und kaum noch schlucken konnte. Wahrscheinlich hat sie in ihrer Panik etwas gesucht, um diese beängstigenden Symptome zu lindern.

Symptome, die, wie ich mich entsinne, auf unheimliche Weise denen ähneln, die Jaime mir geschildert hat, als wir über Barrie Lou Rivers' Tod und Lola Daggettes bevorstehende Hinrichtung an Halloween sprachen. Grausam und unangemessen und laut Jaime Folter. Ich habe gedacht, dass sie dramatisiert, um mich zu überzeugen, aber vielleicht war das ein Irrtum. Möglicherweise war sie näher an der Wahrheit, als sie ahnte.

»Dein Verstand ist wach, aber du kannst nicht sprechen. Du kannst dich nicht bewegen oder auch nur die kleinste Geste machen, und deine Augen sind geschlossen. Du wirkst bewusstlos. Doch deine

Zwerchfellmuskeln sind gelähmt, und du spürst den Schmerz und die Panik des Erstickungstodes. Du erlebst dein eigenes Sterben mit, und dein Organismus rebelliert. Schmerz und Panik. Nicht nur Tod, sondern eine sadistische Bestrafung«, beschreibe ich, wie Jaime die Hinrichtung mit der Todesspritze und die Folgen geschildert hat, falls die Betäubung versagt.

Ich überlege, wie ein Mörder jemandem ein Gift verabreichen könnte, das die Atmung lähmt und das Opfer daran hindert, zu sprechen und um Hilfe zu rufen. Insbesondere, wenn dieses Opfer im Gefängnis sitzt.

»Warum sollte jemand einer Strafgefangenen über zwanzig Jahre alte Briefmarken schicken?« Ich stehe auf.

»Weshalb sie nicht verkaufen?«, fahre ich fort. »Wären sie einem Sammler nicht etwas wert? Sie könnten natürlich auch aus einer Sammlung stammen. Vielleicht sind sie vor kurzem von einem Sammler oder einem Briefmarkenhändler erworben worden. Keine Fusseln, kein Staub, kein Schmutz, nichts klebt an der Rückseite. Sie sind auch nicht zerknittert oder schmutzelig, wie man es vermuten würde, wenn sie jahrzehntelang in einer Schublade gelegen hätten. Angeblich wurden sie von mir dorthin geschickt. In einem gefälschten Umschlag vom CFC, in dem sich außerdem ein ebenfalls gefälschter Brief mit gefälschtem Briefkopf befand. Kathleen hatte offenbar deshalb den Eindruck, dass ich ihr gegenüber großzügig gewesen bin. Ein großer, überfrankierter Umschlag, der aussah, als käme er von mir. Es war sicher noch etwas darin. Briefmarken vielleicht?« Endlich sieht Lucy mich an, und ich erkenne den Ausdruck, der sich in ihren Augen malt. Sie sind noch grüner als sonst und unbeschreiblich traurig. Und sie funkeln vor Zorn.

»Es tut mir leid«, sage ich zu ihr, denn es ist schrecklich, sich Jaimes Tod so vorzustellen, wie ich es gerade beschrieben habe.

»Was für Briefmarken?«, fragt sie. »Erzähl mir genau, wie sie aussehen.«

Ich schildere ihr, was ich in Kathleen Lawlers Gefängniszelle in einem Spind am Fußende ihres Eisenbetts gefunden habe. Einen einzelnen Bogen mit Briefmarken zu fünfzehn Cent, die noch aus einer anderen Ära stammen, in der die Gummierung an der Rückseite, ebenso wie an Aufklebern und den Laschen von Briefkuverts, noch abgeleckt oder mit einem Schwämmchen angefeuchtet werden musste. Jemand hat ihr Briefmarken und Briefpapier geschickt. Jemand, der sich für mich ausgegeben hat.

Im nächsten Moment erscheint die Briefmarke auf dem Bildschirm. Ein breiter weißer Strand mit Grasbüscheln und einem rot-gelb gemusterten Sonnenschirm, der in einer Düne steckt. Im wolkenlosen Himmel über leuchtend blauem Wasser fliegt eine Möwe.

Es ist Mitternacht, und wir stochern in unserem Essen herum. Benton hat es geschafft, die Nudeln zu weich zu kochen und den Salat matschig werden zu lassen, aber es hat sowieso niemand großen Appetit.

Sauce bolognese, grüner Salat, Salatdressing, ja, selbst der Wein erinnern mich daran, dass unser friedliches und gefahrloses Zusammenleben auf diesem Planeten auf erschreckend tönernen Füßen steht. Es gehört so wenig dazu, eine Katastrophe auszulösen. Tektonische Platten, die sich verschieben, können einen Tsunami hervorrufen. Aufeinanderprallende Wetterfronten können Hurrikane und Tornados zur Folge haben. Doch das Schlimmste ist und bleibt weiterhin das, was Menschen einander antun.

Colin Dengate hat mir vor etwa einer Stunde eine Mail geschickt und mir Dinge mitgeteilt, die er mir eigentlich verschweigen müsste. Aber so ist er nun einmal, ein Redneck, wie er sich selbst nennt. Bewaffnet und gefährlich, das betont er gern, braust er in seinem alten Land Rover durch die sengende Hitze und fürchtet sich vor nichts und niemandem, auch nicht vor Bürokraten – oder Bürosauriern. Das ist seine Bezeichnung für Menschen, die sich von Vorschriften, strategischen Überlegungen oder Ängsten daran hindern lassen, das Richtige zu tun. Deshalb wird er mich nicht aus den Ermittlungen ausschließen.

Colin hat mir geschrieben, dass Jaime, ebenso wie Kathleen Lawler, bei bester Gesundheit gestorben ist. Bei der vorläufigen Untersuchung konnte keine Todesursache festgestellt werden. Doch ihr Mageninhalt war unverdaut und enthielt rosafarbene, rötliche und weiße Tabletten, unserer Ansicht nach Ranitid, Sudafed und Betadorm. Außerdem hat er erklärt, Sammy Chang habe ihm die Laborberichte übermittelt, die vermutlich nichts zu bedeuten haben, außer dass Kathleen an einer Schwermetallvergiftung gestorben ist. Das hält Colin allerdings für unwahrscheinlich, und damit hat er recht. Er wollte auch wissen, ob Spurenelemente von Magnesium, Eisen und Natrium mir etwas sagen.

»Das verstehe ich.« Benton läuft zwischen den Fenstern mit Blick auf den Savannah River auf und ab. Am anderen Ufer, wo sich Schiffskräne schwach vom dunklen Himmel abheben, blinken Lichter. »Aber Sie dürfen nicht vergessen«, sagt er zu Special Agent Douglas Burke von der Außenstelle des FBI in Boston, »dass es ein tödliches Gift sein könnte.«

Aus den Gesprächsfetzen, die ich aufschnappe, schließe ich, dass Douglas Bourke, ein Mitglied der Einheit, die in den Mensamorden ermittelt, zögert, Bentons Fragen zu beantworten, und nur bestätigt, was das Massachusetts General Hospital den Medien mitgeteilt hat. Dawn Kincaid leidet an Botulismus. Sie hängt noch immer an lebenserhaltenden Maschinen. Ihr Gehirn arbeitet nicht mehr. Benton hat sich geradeheraus erkundigt, ob Briefmarken zu fünfzehn Cent mit einem Sonnenschirm darauf in ihrer Zelle im Butler Hospital gefunden wurden.

»Irgendwie muss sie schließlich mit dem Gift in Berührung gekommen sein«, beharrt er. »Es sei denn, die Keime waren in der Verpflegung im Butler Hospital, was ich stark bezweifle. Haben noch andere Patienten Botulismus? ... Genau. Die Gummierung auf den Briefmarken ist möglicherweise die Übertragungsquelle.«

»Konnte man essen, aber ohne Benton zu nahe treten zu wollen, sollte er künftig einen Bogen um die Küche machen.« Marino schiebt das Schälchen mit dem Rest Sauce bolognese ohne Nudeln weg, die sich in Matsch verwandelt haben. »Die Botox-Diät. Man braucht einfach nur ständig an Botulismus zu denken. Dann nimmt man automatisch ab. Doris hat selbst eingeweckt«, fügt er hinzu und meint seine Exfrau. »Rückblickend betrachtet, schaudert mir. Man kann es sogar von Honig kriegen.«

»Das ist eigentlich nur ein Risiko für Kleinkinder«, erwidere ich geistesabwesend, weil ich das Telefonat belausche. »Ihr Immunsystem ist noch nicht so robust wie bei Erwachsenen. Ich glaube, du kannst gefahrlos Honig essen.«

»Nichts da. Ich verzichte auf Zucker und Süßstoff und lasse in Zukunft außerdem die Finger von Honig, Selbsteingemachtem und vielleicht sogar von Salatbars.«

»Man kann das Zeug für zwanzig Dollar pro Röhrchen in China bestellen.« Lucy hat ihr MacBook auf dem Esstisch aufgebaut und tippt mit einer Hand, während sie mit der anderen ein Stück Brot in den Mund steckt. »Unter falschem Namen und falscher E-Mail-Adresse. Man braucht nicht einmal Arzt zu sein oder in einem Labor zu arbeiten. Bestellen Sie nach Wunsch von Ihren eigenen vier Wänden aus. Ich könnte es sofort tun. Es wundert mich, dass so etwas nicht schon früher passiert ist.«

Ich fange an, das Geschirr abzuräumen, und überlege, ob ich General Briggs anrufen sollte.

»Das stärkste Gift auf diesem Planeten sollte nicht so leicht verfügbar sein«, stellt Lucy fest.

»Das war es früher auch nicht«, erwidere ich. »Botulinum-A ist inzwischen deshalb so weit verbreitet, weil es in verschiedenen medizinischen Bereichen verwendet wird. Nicht nur für kosmetische Zwecke, sondern auch gegen Migräne, Muskelzuckungen im Gesicht und andere Krämpfe, Ptyalismus, also vermehrten Speichelfluss, Schielen, unwillkürliche Muskelanspannungen und verschwitzte Handflächen.«

»Wie viel müsstest du nehmen, wenn du es röhrenweise im Internet kaufen würdest?« Es klirrt, als Marino leere Bierflaschen in die Altglastüte in der Küche wirft, wohin er mir gefolgt ist.

»Es wird in kristalliner Form geliefert, als weißes Pulver. Vakuumgetrocknetes Clostridium botulinum Typ A, das man wieder auflösen muss.« Ich drehe den Hahn auf und warte darauf, dass das Wasser warm wird.

»Und dann spritzt man es in ein Päckchen mit Lebensmitteln«, sagt Marino. »Oder in einen Transportbehälter vom Imbiss.«

»So einfach ist das. Beängstigend.«

»Wenn man genug davon in die Finger kriegt, könnte man also Tausende von Menschen umlegen.« Marino nimmt ein Geschirrtuch und fängt an abzutrocknen, während ich spüle.

»Ja, wenn du Produkte wie abgepackte Lebensmittel oder Getränke damit versetzt, die nicht stark genug erhitzt werden, um das Gift zu zerstören«, antworte ich. Genau das ist es, was mir Angst macht.

»Nun, ich denke, du solltest Briggs anrufen.« Er greift nach einem Teller.

»Ich weiß«, entgegne ich. »Allerdings könnte das schwierig werden.«

»Warum? Du brauchst nur seine Nummer zu wählen und ihm zu erzählen, was Sache ist.«

»Ich würde damit Schritte einleiten, bevor die Laborergebnisse da sind.« Ich reiche ihm ein Weinglas.

»Dawn Kincaid hat Botulismus. Das ist ein Laborergebnis.« Er öffnet Schränke und beginnt, Utensilien wegzuräumen. »Wenn du mich fragst, haben wir keine weitere Bestätigung mehr nötig. Schließlich haben wir schon einiges herausgefunden und müssen jetzt anfangen, das Puzzle zusammenzusetzen. Zum Beispiel rauskriegen, wie der Mist in Kathleen Lawlers Waschbecken gekommen ist und womit sie sich den Fuß verbrannt hat.«

»Vielleicht verbrannt. Ich spekuliere nur.«

»Er ist derjenige, mit dem du spekulieren solltest.«

Er meint General Briggs, den obersten Rechtsmediziner der Streitkräfte. Er ist mein Vorgesetzter und außerdem ein alter Freund aus meinen Anfangstagen im Walter Reed Army Medical Center. Marino möchte, dass ich mit Briggs rede. Ich soll ihm erklären, dass Kathleen Lawlers Mageninhalt aus unverdaulichem Huhn, Nudeln und Käse besteht, die möglicherweise mit Botulinumtoxin vergiftet wurden, und dass die Untersuchung mit dem Elektronenmikroskop und die energiedispersive Röntgenfluoreszenzanalyse der seltsam riechenden Substanz in ihrem Waschbecken Magnesium, Eisen und Natrium ergeben haben. Meine Antwort auf Colin Dengates Frage, ob das Vorhandensein dieser Elemente in dem kreideähnlichen Rückstand mir etwas sagte, lautete ja. Leider tut es das.

Wenn man eine Mischung aus lebensmitteltauglichem Eisen, Magnesium und Salz mit Wasser in Kontakt bringt, führt das zu einer exothermischen Reaktion, die rasch Hitze erzeugt. Es können Temperaturen von bis zu hundert Grad Celsius entstehen, eine Methode, die bei flammenlosen Kochern zum Einsatz kommt, wie Soldaten im Einsatz sie zum Aufwärmen ihrer Rationen benutzen. Diese Feldrationen gibt es in den verschiedensten Zusammensetzungen, auch als Huhn mit Nudeln. Die stabilen

braunen Plastikbeutel, in die sie verpackt sind, enthalten häufig noch eine Beigabe wie beispielsweise Schmelzkäse. Jede dieser vollständigen Mahlzeiten wird mit einem wasserbetriebenen Kocher in einer reißfesten Plastiktüte geliefert, eine geniale Erfindung, da der Soldat auf dem Schlachtfeld nur noch den oberen Rand abschneiden, Wasser dazugeben und die Tüte dann unter die Fertigmahlzeit schieben muss. Laut Gebrauchsanweisung empfiehlt es sich, beides »an einen Stein oder Ähnliches « zu lehnen.

Mir ist klar, dass es auch noch andere Erklärungen dafür geben könnte, wie die Reste von Eisen, Magnesium und Natrium in Kathleen Lawlers Waschbecken geraten sind. Doch wenn man sämtliche Indizien gemeinsam betrachtet, drängt sich eine albtraumhafte Antwort auf, die sich nicht einfach beiseiteschieben lässt. Der unangenehme Geruch, der mich an eine hitzeerzeugende chemische Reaktion erinnert hat. Dazu Kathleens Verbrennungen am linken Fuß, die sie sich laut Aussage von Gefängnismitarbeitern unmöglich in Haus Bravo hat zuziehen können. Mein erster Gedanke war, sie habe sich versehentlich eine heiße Flüssigkeit über den nackten Fuß gegossen. Es könnte also auch das Wasser aus dem flammenlosen Kocher gewesen sein.

Die Verbrennungen ersten Grades waren frisch. Außerdem will mir nicht aus dem Kopf, dass bei Kathleen alles nur ums Essen kreiste, und ich frage mich, ob das verschwundene Tagebuch – vielleicht waren es ja auch mehrere – Aufzeichnungen darüber enthält, was Kathleen seit ihrer Verlegung nach Haus Bravo getan, gedacht und möglicherweise gegessen hat. Tara Grimm sei nett zu ihr gewesen und habe sich um sie gekümmert. Kathleen habe sich in ihrer Rolle als *Testküche* ausgesprochen wohl gefühlt. Sie hatte süße Brötchen und Nudelsuppenpäckchen in ihrer Zelle, wusste, wie man aus Aufbackbrötchen Erdbeerkuchen macht, und hielt sich für die *Julia Child des Knasts*. Möglicherweise hat Tara Grimm ihr ja als Belohnung für ihre Kooperation und Hilfe hin und wieder etwas Leckeres zugesteckt. Und das Festmahl des heutigen Morgens war ein mit Gift versetztes Fertiggericht.

»Und dann ist da noch der Mist mit der Kamera.« Marino hält mir weiter Vorträge darüber, was ich tun soll. »Sie hat Infrarotlicht mit Infrarotlicht bekämpft. Ein Streifen winziger Infrarot-LEDs auf ihrem Helm, wenn wir einmal annehmen, dass Lucy recht hat. Jedenfalls hat diese Person es geschafft, die Kamera auszutricksen, daran führt kein Weg vorbei. Ihr Kopf ist in weißes Licht gehüllt, sobald sie sich so nah an der Kamera befindet, dass man ihr Gesicht erkennen könnte. So, wie die verdamnten Chinesen unsere Spionagesatelliten mit Lasern blenden. Du solltest ihn anrufen.«

»Damit würde ich eine Alarmglocke läuten, die man vielleicht bis ins Oval Office hört. General Briggs wird die Informationen auf dem Dienstweg bis ins Pentagon und ins Weiße Haus weiterleiten müssen, falls auch nur die geringste Möglichkeit besteht, dass unsere Streitkräfte das Ziel sind und dass es sich bei der derzeitigen Situation um die Vorstufe eines Terroranschlags handelt«, erkläre ich ihm, als Benton hereinkommt.

»Sie will sich nicht festlegen.« Damit meint er sein Gespräch mit Special Agent Douglas Burke, die trotz des maskulin klingenden Vornamens eine Frau ist. »Doch wenn ich zwischen den Zeilen lese, lautet die Antwort ja. Briefmarken zu fünfzehn Cent, auf die die Beschreibung passt, wurden in Dawn Kincaids Zelle gefunden. Ein Bogen mit zehn Stück, von denen drei fehlen. Sie kleben auf einem Brief an einen ihrer Anwälte, den sie nicht mehr abschicken konnte.«

»Die Frage ist, woher sie die Briefmarken hat«, sage ich.

»Dawn hat gestern Nachmittag Post von Kathleen Lawler bekommen«, erwidert Benton. »Douglas wollte nicht bestätigen, dass die Briefmarken im Kuvert waren, doch dass sie mir von dem Brief erzählt hat, weist darauf hin.«

»War er auf Deko-Briefpapier geschrieben?«, erkundige ich mich.

»Das hat sie nicht gesagt.«

»Stand etwas von PNG und Bestechung darin? In anderen Worten, abfällige Bemerkungen, vermutlich über mich?«

»So weit ist Douglas nicht ins Detail gegangen.«

»Ich habe in Kathleen Lawlers Zelle die bruchstückhaften Abdrücke eines Briefs entdeckt. Offensichtlich glaubte Kathleen wirklich, dass ich ihr Briefmarken und Papier geschickt habe. Billiges, altes Zeug, das ich nicht gebrauchen konnte«, fahre ich fort, als ich mich an Kathleens herablassende Bemerkung über Leute erinnere, die ihre abgenutzten Sachen dem Gefängnis spenden. »Nur dass die Marken nicht von mir waren. Der gefälschte Brief, dem sie vermutlich beilagen, wurde am 26. Juni in Savannah abgeschickt. Also hatte Kathleen genug Zeit, einen Bogen dieser Marken an Dawn weiterzugeben.«

»Und offenbar hat sie genau das getan. Allerdings hat Douglas mir keine Einzelheiten verraten, und dich hat sie auch nicht erwähnt«, entgegnet Benton. »Doch ich habe ihr klipp und klar mitgeteilt, dass eine oder mehrere Personen versuchen, dich mit Hilfe von offensichtlich gefälschten Dokumenten zu kompromittieren.«

»Ein Unfall«, stelle ich fest. »Eine inhaftierte Mutter schickt ihrer ebenfalls inhaftierten Tochter Briefmarken, damit sie weiter ihre Korrespondenz von Gefängnis zu Gefängnis pflegen können, und ahnt nicht, dass die Gummierung auf der Rückseite manipuliert wurde. Allerdings war Kathleen zu geizig, ihr die guten zu schenken.«

»Welche guten?« Marino runzelt die Stirn.

»Sie hatte auch aktuelle Marken zu vierundvierzig Cent in ihrer Zelle, doch die hat sie lieber für sich behalten. Nur die, die sie als Mist bezeichnete, den andere Leute loswerden wollen.«

»Das ist die Strafe für Geiz. Erst gibt sie ihre Tochter weg, und dreiunddreißig Jahre später steckt sie sie mit Botulismus an«, sagt Marino, während Benton den Inhalt der Spaghettischüssel in den Müll kippt. Die Nudeln landen als fester Klumpen im Eimer.

»Tut mir leid«, meint mein Mann, der in der Küche zu nichts zu gebrauchen ist. »Den Salat mit heißem Wasser zu waschen, war vermutlich auch keine gute Idee.«

»Um Botulinumtoxin zu zerstören, hättest du den Salat mindestens zehn Minuten lang kochen müssen, denn das Zeug ist ziemlich hitzebeständig«, teile ich ihm mit.

»Also hast du ihn umsonst ruiniert«, reibt Marino Benton schadenfroh unter die Nase.

»Wenn Dawn nur ein Zufallsopfer war, ist das sehr aufschlussreich für uns«, merkt Benton an.

»Kathleen ist nicht von den Briefmarken vergiftet worden. Offenbar hat sie sie nie angerührt, was uns ebenfalls etwas verrät«, fügt Marino hinzu, als wir zum Esstisch zurückkehren, wo Lucy noch immer am Laptop arbeitet.

»Es sieht ganz danach aus, als ob das tödliche Gift im Essen gewesen wäre, oder? Vielleicht sind ja das Hühnchen, die Nudeln und der Schmelzkäse schuld, nicht die Briefmarken.« Marino zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich. »Das ist echt schräg. Möglicherweise ist es ja ein Glück, dass sie nicht mehr erleben musste, wie ihre Tochter drei von diesen Briefmarken ableckt, um einen Brief an ihren Anwalt abzuschicken. Wie viel Botulismus passt denn so auf drei Briefmarken?«

»Etwa dreihundertfünfzig Gramm Botulinumtoxin würden genügen, um die gesamte Erdbevölkerung auszulöschen«, erwidere ich.

»Ach du Scheiße!«

»Also müsste man nicht sehr viel auf die Rückseite der Briefmarken auftragen, um ein starkes Gift zu erhalten, das zu einem raschen Einsetzen der Symptome führt«, füge ich hinzu. »Ich nehme an, dass Dawn Kincaid sich schon nach einigen Stunden ziemlich elend gefühlt hat. Wenn Kathleen die Marken gleich nach dem Erhalt benutzt hätte, hätte ich bestimmt nicht mehr mit ihr sprechen können. Sie wäre dann nämlich schon tot gewesen.«

»Das war vielleicht sogar die Absicht«, merkt Benton an.

»Ich weiß nicht«, antworte ich. »Aber der Einwand ist interessant.«

»Doch die Briefmarken waren nicht die Todesursache, und das ist das Komische daran.« Lucy verteilt Stapel von Ausdrucken. »Jemand schickt ihr mit Botox vergiftete Briefmarken, wartet allerdings nicht ab,



ob sie sie auch benutzt. Warum? Irgendwann hätte sie die Briefmarken doch nehmen müssen. Und dann wäre sie sicher gestorben.«

»Das weist meiner Ansicht nach darauf hin, dass der Absender nicht im Gefängnis arbeitet«, erwidert Benton. »Wer keinen Zugang zu Kathleen oder ihrer Zelle hat und nicht weiß, welche Post sie verschickt, muss glauben, dass die Briefmarken nicht gewirkt haben. Er kann nicht ahnen, dass sie sie schlicht noch nicht verwendet hatte, weil sie lieber die modernen benutzte. Und deshalb startet die Person einen zweiten Versuch.«

»Aber die Briefmarken wirken todsicher«, entgegnet Marino.

»Und woher soll unser Giftmörder wissen, was wirkt?«, gibt Benton zurück. »An wem testet man sein Gift, um sicherzugehen, dass es auch klappt? Ein Selbstversuch scheidet ja aus offensichtlichen Gründen aus.«

Häftlinge lassen sich gut als Versuchskaninchen missbrauchen, eine Möglichkeit, die mir schon den ganzen Abend im Kopf herumgeistert. Und eine Gefängnisdirektorin könnte bereit sein, das in bestimmten Fällen zu gestatten, wenn sie ein Mensch ist, der gern Kontrolle ausübt und gottgleich Strafen verhängt, wie es auf Tara Grimm zuzutreffen scheint. Ich erinnere mich an ihren harten Augenausdruck gestern in ihrem Büro, den sie selbst hinter ihrem Südstaatencharme nicht verstecken konnte. Daran, wie zuwider ihr die Vorstellung war, dass eine durch einen Justizirrtum zum Tode verurteilte Frau freikommen könnte, oder dass durch eine Abmachung möglicherweise Kathleen Lawlers vorzeitige Entlassung bevorstünde. Es besteht kein Zweifel daran, dass Jaime Bergers Einmischung Tara sauer aufgestoßen ist. Es hat sie gewurmt, dass sie sich für die Gefangenen verwendet und sich über die Wünsche der ehrenwerten Frau Direktorin hinweggesetzt hat, immerhin Tochter eines ebenfalls angesehenen Gefängnisdirektors und Erbauers dieser Haftanstalt, die sie als ihr rechtmäßiges Erbe betrachtet.

Inzwischen finde ich es höchst unwahrscheinlich, dass Tara Grimm nichts von dem Kassiber ahnte, den Kathleen mir zugesteckt hat. Sie hielt es nur nicht für nötig, dagegen einzuschreiten, sondern hat mein Treffen mit Jaime sogar als Wink des Schicksals gesehen. Es war eine ausgezeichnete Gelegenheit, mir jemanden mit einer Tüte zu schicken, die vermutlich eine hohe Dosis Botulinumtoxin-A, entweder im Sushi oder im Seetangsalat, enthielt. Tara war seit knapp zwei Wochen über meinen geplanten Besuch in ihrer Einrichtung im Bilde. Und die Frau mit der Sushitüte wiederum wusste, dass ich zu Jaime wollte. Vielleicht hat diese Person mir ja, wie Lucy annimmt, auf dem dunklen Platz aufgelauert. Und dann hat sie möglicherweise die ganze Nacht und bis in den Morgen hinein gewartet und beobachtet, wie die Silhouette ihres Opfers an den Fenstern vorbeiging. Sie hat gelauert, bis die Lichter gelöscht und wieder eingeschaltet wurden. Bis der Tod zuschlug.

Menschen wurden beschattet, verfolgt, ausspioniert und wie Marionetten behandelt. Die Täterin ist schlau und gewissenhaft, eine Giftmörderin, geduldig, akkurat und kalt wie Trockeneis. Ich kann mir keine hilflosere Bevölkerungsgruppe vorstellen als Häftlinge, die gefangen sind wie Ratten in einem Versuchslabor, insbesondere wenn ein Mitarbeiter der Strafanstalt mit der Person unter einer Decke steckt, die diese grausamen Experimente betreibt. So kann sie ausprobieren, was wirkt und was nicht, und sich so monate- oder gar jahrelang in aller Seelenruhe und mit Liebe zum Detail auf den großen Schlag vorbereiten.

Barrie Lou Rivers starb plötzlich, während sie auf ihre Hinrichtung wartete. Rea Abernathy wurde, tot über der Toilette zusammengesackt, in ihrer Zelle aufgefunden. Und Shania Plames hat sich, angeblich in selbstmörderischer Absicht, mit der Hose ihrer Gefängniskleidung stranguliert. Dann Kathleen Lawler und Dawn Kincaid. Und jetzt Jaime Berger. Alle diese Todesfälle weisen beängstigende Gemeinsamkeiten auf. Bei der Autopsie wird nichts festgestellt. Eine Diagnose findet nach dem Ausschlussverfahren statt. Und da es, zumindest bei den früheren Fällen, keinen Grund gab, von einem Giftmord auszugehen, wurden nur die standardmäßigen toxikologischen Untersuchungen durchgeführt.

Inzwischen ist es fast zwei Uhr morgens. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich General John Briggs

zum letzten Mal um diese Uhrzeit angerufen habe. Um jemanden so rücksichtslos zu stören, brauche ich einen sehr guten Grund und wasserdichte Beweise. Lucy legt weitere Ausdrucke auf meinen Stapel, den ich mit ins Schlafzimmer nehme, wo ich die Tür hinter mir schließe. Ich stelle mir vor, wie Briggs dort, wo er gerade schläft oder arbeitet, sein Mobiltelefon aufklappt. Vielleicht ist es auf dem Luftwaffenstützpunkt in Dover, Delaware, der Zentrale des Armed Forces Medical Examiner, des rechtsmedizinischen Instituts, wo unsere Kriegstoten eingeliefert und nach einer ausführlichen forensischen Untersuchung in aller Würde in ihre Heimatstädte überführt werden. Vielleicht ist er auch in Pakistan, Afghanistan oder Afrika. In der Raumstation MIR vermute ich ihn eher nicht, obwohl wir uns das manchmal, und das nur halb im Scherz, ausgemalt haben, denn das AFME kann überall dort tätig werden, wo die Regierung der Vereinigten Staaten für einen Todesfall zuständig ist. Sicher hat Briggs ein weiteres Problem, das möglicherweise gar keines ist, gerade noch gefehlt. Mich und meine Intuition kann er momentan bestimmt nicht gebrauchen.

»John Briggs«, hallt seine dunkle Stimme durch meinen drahtlosen Ohrhörer.

»Ich bin es, Kay.« Ich erkläre ihm kurz den Grund meines Anrufs.

»Wie kommen Sie darauf?«, fragt er, wie ich es vorausgeahnt habe.

»Möchten Sie die kurze Antwort oder die ausführliche?« Einige Kissen im Rücken, sitze ich auf dem Bett und überfliege die von Lucy ausgedruckten Informationen.

»Ich steige gleich in den Flieger nach Kabul, aber ein paar Minuten habe ich noch. Die nächsten vierundzwanzig Stunden können Sie mich nicht erreichen. Eigentlich sind mir kurze Antworten lieber. Aber schießen Sie los.«

Ich schildere ihm die Fallgeschichten. Mit den verdächtigen Todesfällen im GPFW, von denen Colin mir berichtet hat, fange ich an und beschreibe dann die Ereignisse der letzten fünfundzwanzig Stunden. Außerdem betone ich, dass die bewiesene Vergiftung von Dawn Kincaid mit Botulinumtoxin-A auf einen ausgeklügelten Verteilungsweg hinweist, wie er uns noch nie untergekommen ist.

»Dass Botulinumtoxin bereits nach zwei bis sechs Stunden zum Tode oder zu schweren Krankheitssymptomen führen kann, ist theoretisch möglich«, erläutere ich. »Doch für gewöhnlich dauert es eher zwölf bis vierundzwanzig Stunden, manchmal sogar eine gute Woche.«

»Weil es in den uns bekannten Fällen durch Lebensmittel übertragen wurde«, erwidert Briggs, während ich weiter Lucys Ausdrucke studiere. Ich betrachte die bearbeitete Aufnahme der Überwachungskamera, die die Kurierfahrerin mit der Sushitüte darstellt.

»Dass jemand mit dem reinen Gift in Berührung kommt, geschieht eigentlich nie«, spricht Briggs weiter. »Ich kann mich an keinen einzigen Fall erinnern.«

Kopf und Hals der Frau sind nichts als ein weißer Fleck. Doch Lucy hat den Rest von ihr schärfer gestellt und vergrößert, auch das silberne Fahrrad, das sie über die Straße geschoben und an den Laternenmast gelehnt hat. Sie trägt eine dunkle Hose, Turnschuhe und Socken, keinen Gürtel und eine helle, kurzärmelige Bluse, die im Hosenbund steckt. Nur ihre Unterarme und Hände sind nackt. Eine Nahaufnahme ihres linken Ringfingers zeigt einen Ring mit einem Stein im Baguetteschliff. Der Ring selbst könnte aus Weißgold, Gelbgold oder Platin sein, was für mich nicht festzustellen ist. Alle Bilder sind Infrarotaufnahmen in verschiedenen Weiß- und Grautönen.

»Normalerweise stecken Lebensmittel dahinter, die mit den Sporen von Clostridium botulinum verunreinigt sind, welche den Giftstoff produzieren«, fährt Briggs fort. »Das arbeitet sich dann durch den Verdauungstrakt und wird normalerweise vom Dünndarm absorbiert, bevor es in den Blutkreislauf gerät und anfängt, neuromuskuläre Proteine anzugreifen. Im Grunde genommen befällt es das Gehirn und verhindert so die Freisetzung von Neurotransmittern.«

Die Frau auf dem Überwachungsfoto trägt auch eine Armbanduhr. Auf einer anderen Bilddatei von Lucy ist eine Uhr von Marathon mit einem dunklen Zifferblatt mit einem stoßfesten, wasserdichten und staubdichten Gehäuse zu sehen. Solche Uhren werden im Auftrag der amerikanischen und kanadischen

Regierung hergestellt und an Angehörige der Streitkräfte ausgegeben.

»Was, wenn ein reines und sehr starkes Gift mit den Schleimhäuten in Kontakt kommt?«, frage ich, weil ich weiterhin befürchte, dass die Täterin Beziehungen zum Militär haben könnte.

Ob sie vielleicht einen Anschlag plant?

»Denken Sie an Leute, die sich Drogen in Mund, Vagina oder ins Rektum reiben«, füge ich hinzu. »Kokain zum Beispiel. Wir wissen, wie das wirkt. Und stellen Sie sich das bei einem Gift wie Botulinumtoxin vor.«

»Ein echtes Problem«, erwidert Briggs. »Allerdings habe ich noch nie von so etwas gehört und deshalb nicht die geringsten Vergleichsmöglichkeiten. Schön ist es sicher nicht.«

»Pures Gift auf die Mundschleimhäute.«

»Es wird viel schneller aufgenommen, als wenn man mit der Mikrobe, also dem Bakterium Clostridium botulinum und seinen Sporen, verseuchte Nahrung isst«, entgegnet Briggs. »Bakterien müssen erst wachsen und das Toxin produzieren, weshalb es Stunden, ja vielleicht sogar Tage dauert, bis die Lähmungserscheinungen im Gesicht beginnen und sich dann nach unten ausbreiten.«

»Nichts ist durch den Verdauungstrakt gewandert, John. Offenbar litten die Opfer sogar an Magenerschlaffung«, antworte ich. Inzwischen ist mir klargeworden, warum Lucy wollte, dass ich mir das Fahrrad anschau.

Es scheint sehr leicht zu sein und hat kleine Räder. Außerdem hat Lucy einen Artikel aus dem Internet beigelegt. Ein Klapprad. Also jemand, der möglicherweise Verbindungen zum Militär und ein Klapprad hat.

»Die kann auch durch großen Stress ausgelöst werden«, wendet Briggs ein. »Wenn alle Signale auf Kampf oder Flucht stehen, setzt die Verdauung aus. Aber das würde nur dann zutreffen, wenn die Symptome sehr schnell eingetreten sind. Wieder fehlen uns die Vergleichsfälle. Bei einem direkten Eindringen in den Blutkreislauf versagen vermutlich sämtliche Organe. Augen, Mund, Verdauung, Lunge.«

Ein Rad mit sieben Gängen, Alurahmen und schnell entriegelbaren Scharnieren. Das ganze Rad lässt sich zu einem Paket von  $36 \times 75 \times 90$  Zentimetern zusammenklappen. Auf einer Serie von Fotos, die Lucy näher herangeholt und bearbeitet hat, ist zu erkennen, wie die Frau den Rucksack abnimmt, ihn öffnet und die Tüte von Savannah Sushi Fusion herausholt. Die nächste Seite ist die Anzeige eines Sportausstatters, bei dem man diesen Rucksack für 29,99 Dollar bestellen kann. Es ist kein isolierter Rucksack für den Transport von Lebensmitteln, sondern einer, in dem man das Klappfahrrad verstaut und mit sich herumträgt, wenn man nicht darauf fährt.

»Allerdings wissen wir nicht, was eine Dosis extrem starkes, in einem Labor hergestelltes Botulinumtoxin anrichten kann«, spricht Briggs weiter. Ich höre aufmerksam zu und sehe dabei weiter die Papiere auf dem Bett durch. Meine Gedanken bewegen sich rasch in die verschiedensten Richtungen und landen immer wieder bei derselben Frage.

*Aber wer, was und warum?*

»Mir sind keine Todesfälle oder Morde bekannt, bei denen dieses Zeug im Spiel war«, wiederholt er. »Kein einziger.«

Ein Klapprad, das nichts weiter war als eine Requisite und eine Erklärung ist für den Helm, der die Überwachungskamera gestört hat, will Lucy damit andeuten. Es hätte seltsam gewirkt, einen beleuchteten Fahrradhelm zu tragen, ohne ein Fahrrad dabeizuhaben. Und ein beleuchteter Hut oder ein Stirnband hätte einen ebenso merkwürdigen Eindruck gemacht. Deshalb hat die Frau das Fahrrad über die Straße geschoben und ist nahezu zur gleichen Zeit wie ich vor Jaimes Haus angekommen. Die Frau mit dem Baguettering und der Militärarmbanduhr hat das Fahrrad überhaupt nicht benutzt. Vermutlich hatte sie irgendwo ein Auto geparkt.

»Ich frage mich nur, ob neue Methoden entwickelt worden sind, Botulinumtoxin als Waffe einzusetzen«, erwidere ich. »Irgendeine Erfindung, die einem gewalttätigen Soziopathen in die Hände hätte fallen

können. Zum Beispiel einem Militärangehörigen wie dem Wissenschaftler bei der Army, der an einem verbesserten Impfstoff gegen Anthrax geforscht und mit den Keimen Anschläge mit mindestens fünf Todesopfern verübt hat.«

»Immer hacken Sie auf der Army herum«, entgegnet Briggs, der selbst eine Verkörperung der Army ist. »Wenigstens war er so freundlich, sich umzubringen, bevor das FBI ihn festnehmen konnte.«

»Hat vielleicht noch ein anderer Wissenschaftler im Zusammenhang mit ähnlichen Forschungen Laborverbot bekommen?«, hake ich nach. »Insbesondere jemand mit Verbindungen zum Militär.«

»Wenn nötig, könnten wir der Sache nachgehen«, sagt Briggs.

»Meiner Ansicht nach ist es nötig.«

»Dass Sie so denken, liegt auf der Hand. Deshalb sind Sie ja auch die ganze Nacht auf den Beinen.«

»Falls es geheim ist, müssen Sie es mir ja nicht beschreiben. Mich interessiert nur, ob wir diese Möglichkeit in Erwägung ziehen müssen.«

»Gott sei Dank, nein. Zumindest nicht, so weit ich weiß. Ein Gramm reines kristallines Toxin könnte eine Million Menschen töten, wenn es eingeatmet wird. Um es als Waffe zu verwenden, bräuchte man eine große Sprühdose. Zum Glück gibt es noch keine effektive Methode.«

»Was wäre, wenn man kleine Sprühdosen an viele Leute verteilt?«, frage ich. »In anderen Worten, wenn man einen komplizierteren Weg wählt. Man könnte auch Giftpäckchen ausgeben, die Massenprodukte sind wie Feldrationen.«

»Interessant, dass Sie Feldrationen erwähnen.«

Ich erzähle ihm von Kathleen Lawler, den Verbrennungen an ihrem Fuß und den Rückständen in ihrem Waschbecken. Außerdem habe mich ihr Mageninhalt an eine Fertigmahlzeit, bestehend aus Hühnchen mit Nudeln und Schmelzkäse, denken lassen.

»Aber wie zum Teufel kommt eine Strafgefangene an eine Feldration?«, wundert er sich.

»Genau«, entgegne ich. »Man kann fast alle Lebensmittel vergiften. Warum also ausgerechnet eine Feldration? Außer, jemand benutzt sie zu experimentellen Zwecken, weil er etwas Größeres im Schilde führt.«

»Das wäre entsetzlich. Außerdem müsste derjenige sehr systematisch und organisiert vorgehen. Es könnte jemand sein, der in der Fabrik arbeitet, wo die Fertigmahlzeiten hergestellt und abgepackt werden. Ansonsten bräuchte man viele Röhrchen mit Gift und Spritzen und müsste die Lieferwagen entführen.«

»Wenn das Ziel Terror ist, muss man nicht systematisch vorgehen«, wende ich ein.

»Tja, wahrscheinlich stimmt das«, räumt er ein. »Einhundert, dreihundert oder tausend Tote auf einmal an einem Kriegsschauplatz, auf einem Militärstützpunkt oder in einem Einsatzgebiet hätten eine destabilisierende Wirkung. Es wäre eine Katastrophe für die Moral der Truppe und würde dem Feind Oberwasser geben und die amerikanische Wirtschaft weiter lähmen.«

»Also ist es nichts, was wir entwickeln?«, vergewissere ich mich noch einmal. »Kein Forschungsprojekt unserer Regierung, um der Moral und der Wirtschaft des Feindes zu schaden und ihn zu terrorisieren?«

»Es ist einfach nicht praktisch durchführbar«, erwidert er. »Russland hat ebenso wie die USA aufgehört, Botulinumtoxin als Waffe einzusetzen, worüber ich erleichtert bin. Eine schreckliche Vorstellung. Ich persönlich hoffe, dass eine technische Lösung nie gefunden wird. Ein Sprühstoß, und zehn Prozent der Menschen, die sich in einem Umkreis von einem halben Kilometer in Windrichtung aufhalten, sind entweder tot oder schwer krank. Nicht auszudenken, wenn die Wolke in eine Schule oder in ein Einkaufszentrum geweht wird. Auf jeden Fall müssen wir in Erfahrung bringen, weshalb einige Menschen gestorben sind und andere nicht oder nur Zufallsopfer waren.«

»Wir halten Dawn Kincaid für ein Zufallsopfer.«

»Aber ihre Mutter und die Staatsanwältin waren Ihrer Ansicht nach Zielpersonen.«

»Ja.«

»Und nach Ihrem Bericht zu urteilen, glauben Sie, dass der Täter oder die Täterin hinter der Staatsanwältin her war ...«

»Hinter Jaime Berger und Kathleen Lawler. Ja, ich bin überzeugt davon, dass sie diejenigen waren, die sterben sollten.«

»In diesem Fall und wenn Ihre Vermutung zutrifft, wären sie, anders als die toten Strafgefangenen, keine Versuchskaninchen.«

»Ich habe das Gefühl, dass sich etwas verändert hat«, antworte ich. »So, als ob die verantwortliche Person sehr gründlich ist und etwas im Schilde geführt hat. Und plötzlich geschieht etwas Unerwartetes. Vielleicht wegen Jaime. Die Täterin wollte Jaime das Handwerk legen.«

»Sie gehen von einer Täterin aus.«

»Es war eine Frau, die gestern das Sushi geliefert hat.«

»Nun, wenn das eindeutig feststeht.«

»Tut es. Und was nun?«, entgegne ich.

»Drei Giftmorde mit Botulinumtoxin, bei denen auch noch eine manipulierte Feldration im Spiel ist. Es wird die Hölle los sein, Kay«, sagt er. »Und Sie müssen sich raushalten. Machen Sie einen Riesenbogen um die Sache.«

Die Sonne steht hoch am wieder einmal weißlich blauen Himmel. Die Hitzewelle hält Georgia gnadenlos in ihrem Griff. Colin Dengates Behauptung ist schlicht und ergreifend unwahr. Nicht jeder ist in der Lage, sich daran zu gewöhnen, bei diesem Wetter ohne Klimaanlage herumzufahren. Zum Glück hat Benton mitgedacht und mir die khakifarbene Sommeruniform mitgebracht, weshalb ich nicht in schwarzen Sachen vor mich hin schmoren muss.

Es ist Samstag, der 2. Juli, kurz vor zehn Uhr vormittags, und Colins Mitarbeiter haben mit Ausnahme der Rufbereitschaft frei. Er hat mir erzählt, dass es ihn einige Überredungskunst gekostet hat, die richtigen Arbeitsbedingungen für mich zu schaffen. Außerdem musste er mich im Hotel abholen, weil ich nicht mobil bin. Marino ist losgefahren, um die medizinischen Bedarfsartikel zu kaufen, die ich gerne parat haben möchte. Unterwegs hat er Lucy noch bei einem Harley-Davidson-Händler abgesetzt, weil sie beschlossen hat, während ihres Aufenthalts hier Motorrad zu fahren. Ich wollte Benton den Mietwagen nicht wegnehmen, obwohl er eigentlich vorhat, im Hotel zu bleiben. Als ich ging, telefonierte er gerade. FBI-Agents aus der Außenstelle in Atlanta haben sich in Savannah angemeldet, um sich von ihm alle Einzelheiten berichten zu lassen, während wir darauf warten, dass die Untersuchungsergebnisse des CDC ihre Wirkung entfalten.

Botulinum-A wurde sowohl im Mageninhalt von Kathleen Lawler als auch in dem von Jaime Berger festgestellt. Das Gift wurde im leeren Seetangsalat-Behälter und in den Resten aus der Sushitüte gefunden, die eine Serienmörderin letzte Nacht an Jaime geliefert hat. Die Ermittlungen finden hinter verschlossenen Türen statt und sind streng geheim, weil wir alle mit einer baldigen und eindeutigen Verlagerung der Zuständigkeit zum Ministerium für Heimatschutz, zum FBI oder zu einer anderen Stelle rechnen, die Washington genehm ist. Der Mord an einer Familie aus Savannah vor neun Jahren und die geistig zurückgebliebene Frau, die deshalb verurteilt wurde, interessieren derzeit weder das FBI noch das Verteidigungsministerium, das Weiße Haus oder sonst jemanden.

Die Akten sind noch immer geschlossen, und Lola Daggettes Hinrichtungstermin steht weiterhin fest, weil Jaime keine Gelegenheit mehr hatte, die Verurteilung wegen vorsätzlichen Mordes anzufechten. Die neuen DNA-Befunde setzen in irgendeinem Privatlabor Staub an und warten darauf, dass ein anderer Verteidiger sich daranmacht, Jaimes Initiative weiterzuführen. Bis dahin ist der Fall Jordan Schnee von gestern, alt und ohne Bedeutung, solange die allgemeine Aufmerksamkeit einer Serien- Giftmörderin gilt, die womöglich eine Terroristin mit Massenmordplänen ist. Wenn ich die vergangenen Ereignisse Revue passieren lasse, steht immer die Frage nach dem Warum im Vordergrund. Allerdings ist es nicht der springende Punkt, warum jemand einen Terroranschlag verübt, um unschuldige Bürger oder Militärangehörige zu verletzen oder zu töten. Es gibt genügend verwirrte Menschen auf diesem Planeten, denen es nur ums Zerstören geht. Meine eigentliche Aufmerksamkeit gilt einem ganz anderen Thema.

Wenn es sich bei den früheren Todesfällen im GPFW um Morde aus Rachsucht handelte, die außerdem experimentellen Zwecken dienten, weil die Mörderin einen großangelegten Angriff plante, passen Kathleen Lawler und Jaime Berger von Vorgehensweise und Motiv her nicht ins Konzept. Dass Jaime den Fall Jordan wiederaufgegriffen hat, dürfte eine Terroristin und Giftmörderin nicht weiter tangieren. Es sei denn, diese Person hätte sich von Jaimes Einmischung so bedroht gefühlt, dass sie das Risiko einging, sie zu beseitigen. Indem die Mörderin sie und Kathleen ermordet und indirekt auch Dawn Kincaid vergiftet hat, hat sie unnötig Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wenn mehrere Menschen an einer Botox-Vergiftung sterben und zudem militärische Verpflegung betroffen ist, hat die Täterin nämlich bald den gesamten amerikanischen Machtapparat auf dem Hals und wird nicht ungeschoren davonkommen. Und dass sie dieses Risiko nach jahrelangen gründlichen Vorbereitungen im Untergrund eingegangen ist, kann man nicht einfach auf Kontrollverlust oder Spaß am Quälen und Morden zurückführen. Nein, es muss etwas

Unerwartetes geschehen sein.

Rechtsmediziner interessieren sich mehr für die Ursache als für die Wirkung. Mein Augenmerk gilt weniger den Blutlachen als dem Winkel der Eintrittswunde, der darauf hinweisen könnte, dass nicht das Opfer selbst abgedrückt hat. An den augenfälligen Symptomen interessiert mich nur das Leid, das sie verursacht haben. Meine Methode besteht darin, die Krankheit aufzuspüren, Ablenkungen zu ignorieren und dem Problem auf den Grund zu gehen. Nötigenfalls bis auf die Knochen. Im Fall Jordan werde ich zum Tatort zurückkehren, so weit das jetzt noch möglich ist. Ich beabsichtige, mir alle Fotos und Beweismittel so anzusehen, als seien sie niemals überprüft worden. Vielleicht werde ich auch das ehemalige Haus der Jordans noch einmal unter die Lupe nehmen.

»Dieselben Unterlagen, die Sie sich schon gestern angeschaut haben«, sagt Colin, als wir den verlassenen Flur entlanggehen. Die Mobiles mit ihren Fledermäusen und Knochen drehen sich langsam an der Decke des leeren Gebäudes. »Das Messer aus der Küche. Kleider und andere Gegenstände, die ich damals am Tatort sichergestellt habe und mit den Leichen habe einliefern lassen. Alles wurde beim Prozess als Beweisstück eingetragen, sofern die Staatsanwaltschaft es nicht als irrelevant eingestuft hat. Meine Assistentin Mandy wird Ihnen Gesellschaft leisten. Nett von ihr, dass sie gekommen ist, denn wir können uns bezahlte Überstunden nicht leisten. Jedenfalls läuft es genauso wie beim letzten Mal. Ich warte in meinem Büro, denn ich weiß, dass Sie sich lieber selbst ein Bild machen, anstatt sich die Meinung anderer Leute anzuhören. So haben Sie die Möglichkeit, in Ruhe die Beweisstücke unter denselben Bedingungen zu sichten wie ich. Und ich schaue Ihnen dabei nicht ständig über die Schulter.«

Mandy O'Toole, in OP-Anzug und Gummihandschuhen, breitet gerade einen Kinderpyjama auf dem weißen Papier aus, das den Konferenztisch bedeckt. Die Fallakten, die ich mir gestern angesehen habe, sind weggeräumt und auf einem Stuhl gestapelt.

»Die Sachen der Kinder gehen mir am nächsten«, sagt sie. Ich erkenne die Gegenstände vor meinen Augen von den gestern gesichteten Fotos wieder.

Auf dem weißen Papier liegen, ordentlich arrangiert, zwei Kinderpyjamas, einer mit Sponge-Bob-Aufdruck, der andere mit Football-Motiven. Helme der Georgia Bulldogs. Die Boxershorts und das T-Shirt müssen Clarence Jordans Schlafbekleidung gewesen sein, als er im Bett erstochen wurde. Das blaue Spitzennachthemd mit Blumenmuster gehörte offenbar seiner Frau. Alle Kleidungsstücke weisen die dunkelbraunen Flecken von eingetrocknetem Blut auf und sind mit kleinen Schlitzern und Einstichen, hervorgerufen von mindestens einem scharfen Gegenstand, übersät. Außerdem haben sie viele Löcher, wo Stoffstückchen für die DNA-Analyse entnommen wurden.

Ich nehme Handschuhe aus dem Karton auf dem Tisch, ziehe sie an und greife dann nach den vom Gericht gekennzeichneten Beweisstücken: einem Messer, das ich in der Tüte lasse und durch die Plastikummhüllung mustere. Die Klinge ist schätzungsweise zwanzig Zentimeter lang, der hölzerne Griff mit verkrustetem Blut verschmiert. Die verschiedenen Fingerabdrücke, einige teilweise, einer vollständig erhalten, sind mit Superglue milchig weiß und dauerhaft auf dem glatten Stahl und dem lackierten Griff fixiert. Möglicherweise hat die Täterin sich mit diesem Messer in der Küche ein Brot gemacht. Allerdings bezweifle ich, dass damit jemand umgebracht worden ist.

Das Küchenmesser hat eine Hechtklinge und wird beispielsweise dazu verwendet, Augen aus Kartoffeln zu entfernen und Obst und Gemüse zu schälen. Entlang der Mitte der Klinge verläuft eine schmale Erhebung, auf die man den Daumen stützen kann. Aufgrund dieser stumpfen Kante eignet sich eine Hechtklinge nicht unbedingt dazu, jemanden zu erstechen. Außerdem misst die Klinge an ihrer breitesten Stelle fast fünf Zentimeter, was nicht mit den Markierungen auf den Körperdiagrammen im Autopsiebericht übereinstimmt. Ich gehe zum anderen Ende des Tisches, sichte die dickleibigen Akten auf dem Stuhl und blättere die Unterlagen durch, bis ich auf die Beschreibung der Wunden stoße, an die ich mich noch vom gestrigen Vormittag erinnere.

In allen vier Fällen wird die Todesursache als mehrfache Gewaltanwendung mit einem spitzen

Gegenstand angegeben. Mich interessieren die Stichwunden an Brust und Hals am meisten, da sich die Länge der Klinge anhand dieser Körperstellen wegen der Dicke des Gewebes und der Hohlräume am besten abschätzen lässt. Eine Wunde in Clarence Jordans rechter Brust ist zweieinhalb Zentimeter lang und siebeneinhalb Zentimeter tief und verläuft durch die perikardiale Kammer und das Herz. Auf der rechten Halsseite führt der Wundkanal von vorn nach hinten und abwärts und durchtrennt bei einer Tiefe von siebeneinhalb Zentimetern die Karotidarterie.

Die Größe der Wunden bei den anderen Opfern lässt mich vermuten, dass die Klinge höchstens siebeneinhalb Zentimeter lang und einen Zentimeter breit war und am Ende des Griffs eine Art Heft aufgewiesen haben muss, das vier parallele, aber unregelmäßige abgeschürfte Blutergüsse in einem Abstand von dreißig Millimetern verursacht hat. Diese Verletzungen können nicht von der Hechtklinge oder einem anderen mir bekannten Küchenmesser stammen. Damals lautete Colins Schlussfolgerung, die Waffe sei unbekannt und nicht am Tatort gefunden worden. Offenbar habe der Täter das recht ungewöhnliche Schneidewerkzeug mitgebracht und danach wieder mitgenommen.

Clarence Jordan hat keine Schnittwunden oder andere Abwehrverletzungen an Armen und Händen, was Grund zu der Vermutung gibt, dass er sich weder verteidigt noch den Angriff bewusst miterlebt hat. Die toxikologische Untersuchung ergab einen Alkoholpegel von 0,4 Promille und eine als therapeutisch einzustufende Dosis Clonazepam. Also hat er sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein paar Drinks genehmigt und dann etwa ein Milligramm Ritrovil eingenommen, um sich zu beruhigen oder besser schlafen zu können. Dieser Gedanke führt mich zur anderen Seite des Tisches, wo ein nicht vom Gericht als Beweisstück gekennzeichnetes Asservatenbeutel aus Plastik liegt. Er enthält sechs Döschen verschreibungspflichtiger Medikamente, von denen nur eine, der Betablocker Dociton, Dr. Clarence Jordans Namen trägt. Die anderen sind seiner Frau verordnet worden, darunter Antibiotika, ein Antidepressivum und Clonazepam. Es ist zwar nicht ungewöhnlich, dass Menschen einander mit Medikamenten aushelfen, aber bei Clarence Jordan wundert es mich dennoch.

Schließlich war er Arzt und hatte Zugriff auf Proben und jedes beliebige Medikament seiner Wahl. Außerdem ist es verboten, die verschreibungspflichtigen Medikamente anderer Leute zu nehmen. Natürlich schließt das nicht aus, dass er sich aus dem Ritrovilvorrat seiner Frau bedient hat, als er am Abend des 5. Januar, etwa zur Essenszeit, von seinem ehrenamtlichen Einsatz im Obdachlosenheim nach Hause kam. Allerdings könnte er das Beruhigungsmittel auch unfreiwillig geschluckt haben. Schließlich ist es ein Kinderspiel, die Tabletten zu zermahlen und sie jemandem ins Glas zu geben. Wieder muss ich an das Dienstbuch der Sicherheitsfirma denken, das ich durchgeschaut habe.

Laut den im Archiv des Unternehmens verzeichneten Daten haben die Jordans die Alarmanlage im November 2001 wiederholt ein- und ausgeschaltet. Doch im Dezember änderte sich das Muster, und zwar, als die angeblich von den Kindern der Jordans ausgelösten Fehlalarme allmählich lästig wurden. Im letzten Lebensmonat der Jordans fanden fünf Fehlalarme statt, und zwar immer ausgehend vom selben Bereich, der Küchentür. Die Polizei griff nicht ein, und es wurde Entwarnung gegeben, da der Kunde der Sicherheitsfirma am Telefon bestätigte, dass nichts vorgefallen sei. Als ich weiterlese, stelle ich fest, dass der Umgang mit der Alarmanlage während der Feiertage immer nachlässiger wurde. Allerdings war sie nachts meistens eingeschaltet. Deshalb erscheinen mir die Daten vom 5. Januar ziemlich seltsam. Den ganzen Tag bis kurz vor acht war die Alarmanlage nicht aktiviert. Dann, kurz vor elf, wurde sie aus und nie wieder eingeschaltet, und das widerspricht dem, was Medien und Polizei jahrelang angenommen haben.

Für mich sieht es eher danach aus, dass Dr. Jordan von seinem ehrenamtlichen Einsatz nach Hause kam und die Alarmanlage einschaltete. Drei Stunden später wurde sie dann von jemandem deaktiviert, was mich, in Kombination mit dem Umstand, dass er ein ihm nicht verordnetes Beruhigungsmittel im Blut hatte, ein wenig stutzig macht. Ich breite die Tatortfotos aus, die das Blutbad im Elternschlafzimmer der Jordans zeigen, und betrachte die Leichen des Paares im Bett. Die Decken sind bis zum Hals hochgezogen,



was ich ebenfalls merkwürdig finde. Menschen verharren nicht reglos wie Schaufensterpuppen, wenn sie ermordet werden. Außerdem ist die Bettwäsche nach der Tat nicht fein säuberlich über sie gebreitet, sofern der Täter die Ordnung aus psychischen Gründen oder um sein Verbrechen zu tarnen nicht wiederhergestellt hat. Colin hat angemerkt, die Leichen könnten drapiert worden sein, um sie noch im Tod zu verhöhnen. Ich sehe mir weitere Fotos an, die entstanden sind, nachdem er die Leichen von Dr. und Mrs. Jordan aufgedeckt hatte, um sie vor Ort zu untersuchen.

Er liegt, der Kopf auf dem Kissen, auf dem Rücken und starrt geradeaus. Sein Mund steht leicht offen, die Arme liegen gestreckt seitlich am Körper. Sein Penis ragt aus dem Eingriff seiner Boxershorts, und ich bezweifle, dass er in dieser Körperhaltung gestorben ist. Jemand hat ihn so hingelegt. Und je mehr Fotos ich studiere, desto besser verstehe ich den Hass, den Polizei, Staatsanwalt und viele andere gegenüber Lola Daggette empfunden haben. Schließlich mussten sie annehmen, dass sie sich am Tatort einen Spaß daraus gemacht hat, die von ihr grausam abgeschlachteten Menschen zu erniedrigen.

Das T-Shirt und das Taillenbündchen von Dr. Jordans weißer Boxershort sind völlig mit Blut durchtränkt, das auch in das Laken unter ihm eingesickert ist. Die Blutlache reicht vom Rand des Bettes bis unter die Leiche seiner Frau. Das gesamte Spannbettlaken ist voller Blut. Ihm wurde insgesamt neunmal in Brust und Hals gestochen, und nichts deutet darauf hin, dass er sich verteidigt oder versucht hat, den gewalttätigen Angriff mit einem Messer abzuwehren, dessen eigenartiges Heft parallele Blutergüsse auf seiner Haut hinterlassen hat. Seine Frau liegt auf der rechten Seite. Die Hände unter dem Kinn, kehrt sie ihrem Mann den Rücken zu und ist dem Fenster zugewandt, das einen Blick auf die Straße vor dem Haus und den Friedhof gegenüber bietet. Ich bin fest davon überzeugt, dass sie nicht so gestorben ist. Ihre Leiche wurde arrangiert, und zwar so, dass sie beinahe fromm aussieht. So als würde sie beten. Dennoch ist ihr Nachthemd über die Hüften hochgeschoben, und ihre Brüste sind entblößt.

Ich greife nach dem Flanellnachthemd, langärmelig, geknöpfter Ausschnitt und Spitzenkragen. Es passt zu der zurückhaltend und ernst wirkenden Frau auf dem Weihnachtsporträt. Einen knappen Monat später ist sie wieder fotografiert worden, diesmal in jener vulgären Pose auf ihrem blutdurchtränkten Bett. Flöckchen getrockneten Bluts rieseln auf das weiße Papier, mit dem der Tisch abgedeckt ist, als ich jedes Loch und jeden Schlitz unter die Lupe nehme. Die Klinge hat sie insgesamt siebenundzwanzigmal getroffen, im Gesicht, am Kopf, an der Brust, am Rücken, am Hals. Und zu guter Letzt ist ihr auch noch die Kehle durchgeschnitten worden. Das Nachthemd ist hinten und vorn so mit Blut durchtränkt, dass man das blaue Blumenmuster nur noch an Ärmeln und Saum ausmachen kann.

Ich nehme Mandy O'Tooles Gegenwart deutlich wahr. Sie hat sich einen Sessel ans Fenster gerückt, um mir nicht im Weg zu sein. Als ich das Nachthemd wieder auf dem Papier ausbreite, beobachtet sie mich eindringlich und neugierig. Ich lege es wieder so hin, wie ich es vorgefunden habe. Wegen des getrockneten Bluts fühlt sich der Stoff an manchen Stellen so steif an wie Tüll. Mandy sagt kein Wort und mischt sich auch nicht ein. Ich erzähle ihr nichts von meinen Gedanken, die von Minute zu Minute düsterer werden. Wieder schlage ich in Gloria Jordans Fallakte nach. Ich studiere Körperdiagramme und die Laborberichte, die die an ihrem Nachthemd sichergestellten Blutproben behandeln und das Vorhandensein ihrer DNA bestätigen, was zu erwarten ist. Allerdings auch das ihres Mannes und ihrer fünfjährigen Tochter. Warum Brendas Blut?

Colins Messungen und Beschreibungen zufolge beginnt die Wunde an Glorias Hals hinter dem linken Ohr und verläuft in einem geraden Schnitt abwärts, führt unter dem Kinn hindurch und endet am rechten Ohrfläppchen, was bedeutet, dass ihr von hinten die Kehle durchgeschnitten wurde. Wenn sie ahnungslos war, würde das das Fehlen von Abwehrverletzungen erklären, was Colin mitgeteilt hat. Allerdings wirft es weitere Fragen auf. Als Nächstes stoße ich auf ein Foto, das sie auch im Bett zeigt, eine Nahaufnahme vom Fußende aus. Ihre Fußrücken sind mit Blutströpfchen bedeckt, die Fußsohlen sind blutig, was unmöglich ist, wenn sie im Liegen ermordet wurde. Doch es ist schwer festzustellen, da überall so viel Blut ist. Ich frage mich, wie jemand Mrs. Jordan von hinten die Kehle durchschneiden konnte, während

sie, betäubt vom Clonazepam, schlafend im Bett lag.

Ich sehe Blutspuren, Blutschmierer, Blutlachen, blutige Fußabdrücke, Blutspritzer auf der Treppe und dann ein Muster aus Blutstropfen, das auf eine durchtrennte Arterie hinweist. Vielleicht stammt es ja von einem Messerstich in den Hals, möglicherweise Gloria Jordans Hals. Die Bögen folgen dem Takt des schlagenden Herzens, eines Herzens, das bald für immer stehenbleiben wird. Aber wessen Herz? Und wohin ist die Person gegangen? Nach oben oder ins Erdgeschoss? Ins Haus oder nach draußen? Nicht einmal fähige Mordermittler wie Sammy Chang sind in der Lage, jeden Blutstropfen an einem Tatort sicherzustellen. Und die Labors konnten unmöglich alles analysieren.

Dann geht es die Treppe hinunter zum unteren Treppenabsatz. In der Nähe der Vordertür, wo Brenda ihren Verletzungen erlegen ist, halte ich inne und grüble weiter darüber nach, wie ihr Blut an das Nachthemd ihrer Mutter geraten konnte, die doch angeblich im Bett gestorben ist. Ich suche nach Hinweisen darauf, dass jemand versucht hat, das Blut in der Vorhalle, auf der Treppe, im Flur oder sonst irgendwo im Haus aufzuwischen. Aber vergeblich. Auch in den mir bekannten Berichten steht nichts davon. Also wende ich mich wieder dem Eingangsbereich und Brendas Leiche zu, ein Anblick, der die vom Nachbarn alarmierten Polizisten bis ins Mark schockiert haben muss.

Kein geistig gesunder Mensch sieht sich gern tote Kinder an, weshalb die Versuchung groß ist, nicht so genau hinzuschauen. Der Fußboden in diesem Bereich ist ein Tohuwabohu aus Tropfen, von einer Waffe verteilten Spritzern, Schmierern, Pfützen und blutigen Fußabdrücken, die teils von Schuhen, teils von nackten Füßen stammen. Abdrücke von Zehen und einer Ferse, die zu groß für die eines Kindes sind. Ich greife wieder nach dem Sponge-Bob-Pyjama. Er hat Füßlinge. Also kann Brenda bei ihrer Flucht die Treppe hinunter und in Richtung Tür nicht die Abdrücke nackter Füße hinterlassen haben. Und wieder stehe ich vor demselben Rätsel, nämlich der Schnittwunde an der Hand ihrer Mutter.

Colin vertritt die Theorie, dass sich Mrs. Jordan bei der Gartenarbeit verletzt hat. Nun folge ich diesem Ansatz durch die Fotostrecke und kehre in den Wintergarten und den Garten hinter dem Haus zurück. Wieder sehe ich die runden Blutstropfen vor mir, die sich in einem Abstand von einem guten halben Meter auf Terracottafliesen, Gartenweg und Gras verteilt haben. Mrs. Jordans Blut, das man im Zusammenhang mit dem Fall als unerheblich eingestuft und beim Prozess von der Beweisaufnahme ausgeschlossen hat. Falls Colins Annahme stimmt, was ich nicht glaube, muss sie sich die Verletzung zugezogen haben, als sie gerade erst mit der Gartenarbeit angefangen hatte. Allerdings sind auf den Fotos, die ich betrachte, nirgendwo Gartengeräte zu erkennen. Es ist auch weder ein abgeschnittener Zweig noch ein Wasserschössling oder ein Trieb zu sehen. Der Garten wirkt desolat und scheint das nie stattgefundene winterliche Großreinemachen dringend nötig zu haben.

Als Marino Lenny Casper, den ehemaligen Nachbarn, befragte, der Mrs. Jordan am Nachmittag des 5. Januar im Garten beobachtet haben will, hat dieser nichts von einer Verletzung gesagt. Vielleicht hat er es ja nicht bemerkt. Allerdings würde es den meisten Leuten, die ihren Hund ausführen oder aus dem Fenster schauen, auffallen, wenn jemand blutend zurück ins Haus hastet. Die beiläufige Anmerkung eines Nachbarn und Blut von Gloria Jordan, für das es im Zusammenhang mit diesen grausigen Morden keine Erklärung gibt, waren Grund für die Schlussfolgerung, sie könnte sich an jenem Tag in den Daumen geschnitten haben. Daraufhin sei sie ins Haus zurückgekehrt und habe vergessen, den Wintergarten und den Flur vor dem Gäste-WC zu putzen. Dennoch habe sie die Wunde weder verbunden noch von ihrem Mann, immerhin einem Arzt, behandeln lassen, als dieser vom Dienst in der Obdachlosenunterkunft nach Hause kam. Ich finde das unglaublich.

Laut toxikologischem Bericht hatte Mrs. Jordan bei ihrem Tod Alkohol und Clonazepam intus, und zwar in höherer Konzentration als ihr Mann. Außerdem nahm sie das Antidepressivum Sertralin. Nach den Morden wurden die rezeptpflichtigen Medikamente im Badezimmer auf der Seite des Waschbeckens sichergestellt, die offenbar ihre war. Wieder betrachte ich den Asservatenbeutel mit den Medikamenten und bemerke etwas, das mir zuvor entgangen ist.

»Könnten Sie mir vielleicht helfen?«, wende ich mich an Mandy, die jede meiner Bewegungen genau beobachtet.

»Aber klar doch.« Sie springt auf.

»Die Akte von Barrie Lou Rivers wurde doch schon elektronisch erfasst, weil das Büro bereits papierlos war, als sie starb.«

»Soll ich sie ausdrucken?«, fragt sie.

»Nicht nötig. Ich brauche nur ein bestimmtes Dokument. Wären Sie so nett, es zu suchen?«

»Warten Sie einen Moment, ich hole nur meinen Laptop.«

»Ich gehe währenddessen raus auf den Flur.«

Mandy O'Toole kehrt mit einem Laptop aus dem Labor für Histologie zurück und fängt an, Barrie Lou Rivers' Akte zu durchforsten, während ich Lola Daggettes Kleidung nach Dingen durchkämmte, die vielleicht übersehen worden sind. Ich überprüfe die Windjacke, den blauen Rollkragenpullover und die hellbraune Cordhose, die sie in der Dusche hat auswaschen wollen, ein Verhalten, mit dem sie sich belastet hat, und der einzige Grund, weshalb sie wegen mehrfachen Mords vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt wurde. Der Großteil des Bluts wurde weggespült. Nur Spuren sind zurückgeblieben, dunkel verfärbte Bereiche an den Oberschenkeln der Hose und Tropfen und Schmierer an den Manschetten, der Vorderseite und den Ärmeln der Windjacke. Und Lola muss Blut an den Schuhen gehabt haben.

»Da ist die Akte. Toxikologie und andere Laborberichte und der Autopsiebericht«, verkündet Mandy. Den Computer auf dem Schoß, sitzt sie im Sessel am Fenster. »Was genau brauchen Sie?«

»Etwas, das Ihnen vielleicht nicht vorliegt. Aber Jaime Berger hatte es. Ein einseitiger Text, der den Autopsie- und Toxikologieberichten beigelegt war«, erwidere ich. »Es ist ein Formular des GPFW, in dem alle Personen vermerkt sind, durch deren Hände die Hinrichtungsdroge gegangen ist. Das Rezept wurde eingelöst, doch das Medikament wurde nie verwendet, weil Barrie Lou Rivers vor ihrer Hinrichtung starb. Eigentlich gehört das Blatt nicht zum Autopsiebericht, ist aber irgendwie hineingeraten.«

»Mein Lieblingsthema«, antwortet sie. »Sachen, die eigentlich nicht da sein sollten, es aber trotzdem sind.«

Während ich weiter Lola Daggettes Kleidung betrachte, denke ich daran, was die Opfer bei ihrer Ermordung trugen und wie viel Blut an den Sachen war. Das Gewirr aus Fußabdrücken auf dem Küchenfußboden mit dem schwarzweißen Schachbrettmuster und dem Holzboden lässt vermuten, dass die Täterin das Blut im ganzen Haus verteilt hat – oder dass es mehr als eine Person gewesen sein könnte. Denn nicht alle Spuren sind identisch. Handelt es sich um Verunreinigungen des Tatorts nach Eintreffen der Polizei oder hatte Dawn Kincaid bei ihren grausigen Verbrechen einen Komplizen?

Lola war es auf keinen Fall. Wenn sie an jenem frühen Morgen im Haus der Jordans herumgelaufen wäre, hätte sie Blut an den Schuhen gehabt. Dennoch hat sie ihre Schuhe nicht in der Dusche abgespült, als sie von der ehrenamtlichen Mitarbeiterin ertappt wurde. Sie hat auch keine Unterwäsche oder Socken gereinigt. Außerdem ist sie nie auf Verletzungen, etwa auf Kratzer, untersucht worden, und ihre DNA und ihre Fingerabdrücke wurden nirgendwo in der Nähe der Opfer und des Tatorts entdeckt. Es ist eine Tragödie, dass niemand auf diese Details geachtet hat. Dawn Kincaids DNA passt, doch die Fingerabdrücke stimmen nicht überein. Und da erinnere ich mich an Kathleen Lawlers Worte, sie habe ihre *Kinder* weggegeben. So, als hätte sie mehr als eines gehabt.

»Bin ich nicht ein Engel«, witzelt Mandy, und ich muss an den *Racheengel* denken.

Ein Ungeheuer, das alle für eine Erfindung von Lola hielten.

»Ja, genau das habe ich gesucht«, erwidere ich, als ich das Formular auf dem Bildschirm lese. Das tödliche Rezept, eingelöst bei einer Apothekerin namens Roberta Price. Die ans GPFW gelieferten Drogen wurden von Tara Grimm am Mittag des Tages von Barrie Lou Rivers' Hinrichtung vor zwei Jahren am 1. März quittiert.

Die auf dem Formular angekreuzten Kästchen belegen, dass das Thiopentalnatrium und das Pancuroniumbromid im Büro der Direktorin aufbewahrt und um fünf Uhr nachmittags in den Hinrichtungsraum gebracht wurden. Allerdings wurden sie nie benutzt.

»Sagt Ihnen das etwas? Sie sehen aus, als sei Ihnen gerade etwas eingefallen.« Mandy kann ihre Neugier nicht zügeln, als ich ihr das Notebook zurückgebe.

»Sind das alle Kleidungsstücke von Lola Daggette?«, beantworte ich ihre Frage mit einer Gegenfrage. Ich greife nach dem Beutel mit den Medikamenten und studiere die Aufkleber auf den orangefarbenen Plastikdöschen. »In anderen Worten, keine Schuhe?«

»Das sind die Sachen, die Colin übergeben wurden und die noch beim GBI aufbewahrt werden. Also war da sicher nicht mehr«, entgegnet sie.

»Die Mörderin muss doch von oben bis unten voller Blut gewesen sein. Also kann ich mir nicht vorstellen, dass sie nicht auch blutige Schuhe hatte«, merke ich an. »Warum sollte man nur seine Kleider reinigen, aber nicht die blutigen Schuhe? Könnten Sie bitte Colin für mich suchen gehen und ihm ausrichten, dass ich mich draußen mit ihm treffe? Ich würde gern eine Spazierfahrt mit ihm unternehmen und, wenn möglich, etwas besichtigen.«

Lola Daggette hat ihre Schuhe deshalb nicht in der Dusche gewaschen, weil bei den blutigen Kleidern, die in ihrem Zimmer hinterlegt wurden, keine waren. Sie war weder in den frühen Morgenstunden des Mordtags noch sonst irgendwann in der Villa der Jordans. Vermutlich hatte eine schwer erziehbare Jugendliche gar keine Gelegenheit, angesehene und wohlhabende Leute wie Clarence und Gloria Jordan und ihre reizenden blonden Zwillinge kennenzulernen, und ahnte nichts von ihrer Existenz, bis sie wegen Mordes an ihnen verhört und unter Anklage gestellt wurde.

Außerdem habe ich den starken Verdacht, dass Lola auch nicht weiß, wer die Schuldigen sind, die Person oder die Personen, deren Motive nicht nur Drogen, ein wenig Bargeld oder der Spaß am Töten waren. Ein Ungeheuer oder ein Komplizenpaar mit einem großangelegten Plan, von dem eine geistig zurückgebliebene Jugendliche nichts zu erfahren brauchte. Falls sie doch etwas geahnt hätte, wäre sie jetzt vermutlich tot wie Kathleen Lawler und Jaime. Ich gehe von einer ausgeklügelten Strategie aus, zu der gehörte, Lola etwas anzuhängen – genau, wie man jetzt versucht, mir eine Straftat unterzuschieben. Und ich nehme nicht an, dass dieses Spiel einzig und allein das Werk von Dawn Kincaid ist.

Während ich das Laborgebäude verlasse, krame ich mein Telefon aus der Handtasche und tippe Bentons Nummer ein. Ich suche mir einen Platz neben einem Zylinderputzer-Busch mit leuchtend roten Blüten, zwischen denen auf meiner Augenhöhe ein Kolibri herumschwirrt. Die gleißende Sonne ist eine Wohltat, denn ich bin nach dem Aufenthalt in dem klimatisierten Konferenzraum inmitten von Beweisstücken, die ihr grausiges Wissen herauszuschreiben scheinen, bis aufs Mark durchgefroren. Ich bin nicht sicher, wer auf ihre Stimmen hören wird.

Auf Colin kann ich mich verlassen. Auf Marino und Lucy natürlich auch. Ich habe den beiden eine SMS geschickt und sie gefragt, ob ihnen der Name Roberta Price etwas sagt. Außerdem bräuchte ich weitere Informationen über Gloria Jordan. In den Medienberichten, die ich gelesen habe, steht fast nichts über sie, kaum persönliche Details und nichts, was auf Probleme hinwiese. Allerdings bin ich sicher, dass es da welche gab, und der Zeitpunkt hätte kein schlechterer sein können.

Wenn Benton nicht mein Mann wäre, würde er dieser Geschichte, die wie ein Gräuelmärchen und frei erfunden klingt, vermutlich keine Sekunde seiner Aufmerksamkeit schenken. Meine Theorie, was die Ereignisse vor neun Jahren angeht, wird im Moment weder das FBI noch das Ministerium für Heimatschutz interessieren, und ich verstehe den Grund. Allerdings ist es dringend notwendig, dass jemand sofort aktiv wird.

»Offenbar sind deine Freunde aus Atlanta inzwischen da«, sage ich zu Benton, als er das Gespräch annimmt. Im Hintergrund nehme ich laute Stimmen wahr; es scheinen mehrere Personen zu sein.

Ich werde seine Geduld gleich auf eine harte Probe stellen, das spüre ich jetzt schon.

»Wir fangen gerade an. Was gibt's denn?« Er macht einen geistesabwesenden und angespannten Eindruck und geht beim Reden in einem Raum voller Menschen hin und her.

»Es wäre gut, wenn du und deine Kollegen etwas überprüfen würden.«

»Und das wäre?«

»Adoptionsunterlagen. Bitte, pass jetzt gut auf«, erwidere ich. »Ich weiß, dass der Fall Jordan

momentan keine Priorität genießt, doch das sollte er. Alles, was mit Kathleen Lawler und Dawn Kincaid zu tun hat, obwohl ich keine Ahnung habe, wie sie bei ihrer Geburt hieß. Ich kenne auch den Namen der ersten Familie nicht, die sie adoptiert hat. Dawn wurde von einer Pflegefamilie zur anderen weitergereicht, bis sie schließlich bei einem Paar in Kalifornien landete, das starb. Angeblich. Könntest du in Erfahrung bringen, was das FBI übersehen hat, insbesondere im Zusammenhang mit der Frage, an welche Stellen Dawn herangetreten ist. Sie hat 2001 oder 2002 jemanden, eine Agentur vielleicht, kontaktieren müssen, um herauszufinden, wer ihre leiblichen Eltern sind. Das war bei ihr sicher genauso wie bei allen Adoptivkindern.«

»Du weißt nicht, ob Kathleen Lawler dir die Wahrheit gesagt hat. Also wäre es besser, das Thema später zu erörtern.«

»Wir wissen aber, dass Dawn Anfang 2002 in Savannah war. Deshalb müssen wir jetzt darüber sprechen«, beharre ich und stelle mir dabei Kathleen Lawler im Besucherzimmer vor. Sie hat gesagt, sie habe im Knast gesessen, als die Wehen begannen, und ihre Bemerkungen wollen mir nicht aus dem Kopf.

Sie sei eingesperrt worden wie ein Tier und habe *sie weggeben müssen*. Was hätte sie denn tun sollen, sie einem zwölfjährigen Jungen wie Jack Fielding anvertrauen?

»Das ist ebenso unbewiesen«, entgegnet Benton.

»Den neuen DNA-Tests zufolge war Dawn 2002 im Haus der Jordans«, antworte ich. »Allerdings wirst du noch andere Tests anfordern müssen, aber darauf komme ich noch. Hat sie die weite Reise von Kalifornien hierher gemacht, um ihre leibliche Mutter kennenzulernen, oder gab es einen anderen Grund?«

»Mir ist klar, wie wichtig es dir ist«, antwortet Benton, womit er meint, dass Dawn Kincaids Besuch in Savannah im Jahr 2002 ihn im Augenblick nicht besonders interessiert. Inzwischen befürchten das FBI und die amerikanische Regierung einen Terroranschlag.

»Ich möchte damit doch nur sagen, dass sie außer ihrer Mutter vielleicht noch jemanden sehen wollte.« Ich lasse nicht locker. »Möglicherweise existieren ja Unterlagen, um die sich bis jetzt niemand gekümmert hat. Es ist wichtig, das schwöre ich dir.«

Eine Stimme im Hintergrund bietet Kaffee an. Benton bedankt sich und wendet sich dann wieder an mich. »Was denkst du?«

»Daran, wie es möglich ist, blutige Fingerabdrücke an einem Messergriff und einer Flasche Lavendelseife am Tatort zu hinterlassen, wenn man nichts mit dem Verbrechen zu tun hat.«

»Was ist mit der DNA dieser blutigen Fingerabdrücke?«

»Sie stammen von den Opfern und einer damals unbekannten Person, von der wir heute wissen, dass es sich um Dawn Kincaid handelt. Allerdings sind es nicht ihre Fingerabdrücke«, erwidere ich. »Die DNA ist also von den Jordans und vermutlich von Dawn. Und die Fingerabdrücke wurden von einer anderen Person hinterlassen.«

»Vermutlich?«

»Jemand hat mit blutigen Händen das Küchenmesser und die Seifenflasche berührt. Aber die Fingerabdrücke sind nicht die von Dawn Kincaid. Sie wurden nie identifiziert und der Verunreinigung durch Unbefugte, auch Journalisten, zugeschrieben, die am Tatort waren. Sie könnten in Blutlachen getreten sein oder Beweisstücke angefasst haben. Möglicherweise sind ja sogar Polizisten und Spurensicherungsexperten die Übeltäter. Offenbar war der Tatort nicht sehr gut abgesichert. Jedenfalls lautet so die Erklärung, die man mir gegeben hat.«

»Könnte so gewesen sein, wenn die Leute, die mit Gegenständen in Berührung gekommen sind, ihre Fingerabdrücke nicht zu Vergleichszwecken hinterlegt hatten. Ich muss jetzt Schluss machen, Kay.«

»Ja, natürlich könnte es so gewesen sein, insbesondere dann, wenn alle Beteiligten gern an diese Version der Dinge glauben, weil sie Lola Daggette in Haft und keine Lust haben, einen anderen Verdächtigen zu suchen. Anscheinend ist genau das das Problem, mit dem wir es hier zu tun haben. Dinge werden übersehen, nicht hinterfragt und nicht gründlich genug unter die Lupe genommen, da der Fall als

gelöst gilt: Der Mord wurde von einer Frau begangen, die blutige Kleidungsstücke ausgewaschen und alle möglichen abstrusen Lügen erzählt hat.«

»Sagen Sie ihr, dass ich sie gleich zurückrufe«, wendet Benton sich an jemand anderen.

Ich beobachte, wie Colin das Gebäude verlässt. Als er sieht, dass ich telefoniere, bedeutet er mir, dass er im Landrover auf mich warten wird.

»Und versucht, so viel wie möglich über Roberta Price herauszufinden«, sage ich zu Benton, der schweigt. »Das ist die Apothekerin, die vor neun Jahren Gloria Jordans Rezepte eingelöst hat. Wer ist sie, und besteht eine Verbindung zu Dawn Kincaid?«

»Ich möchte dich daran erinnern, dass der Name des leitenden Apothekers auf allen Tablettendöschen steht, auch wenn er sie nicht selbst abgefüllt hat.«

»Mag sein, jedoch nicht, wenn das fragliche Rezept von einem Gefängnisarzt oder einem Mediziner stammt, der an einer Hinrichtung beteiligt ist«, entgegne ich. »Als Chef einer Apotheke möchte man seinen Namen sicher nicht auf einer Dosis Thiopentalnatrium oder Pancuroniumbromid sehen. Hinrichtungen sind schlecht fürs Image.«

»Ich habe keine Ahnung, worauf du hinauswillst.«

»Vor zwei Jahren hat eine Apothekerin namens Roberta Price, wahrscheinlich dieselbe Person, die Mrs. Jordans Rezepte eingelöst hat, auch eines für Thiopentalnatrium und Pancuroniumbromid bearbeitet, das für Barrie Lou Rivers' Giftspritze verwendet werden sollte. Die Drogen wurden ans GPFW geliefert, und Tara Grimm hat sie in Empfang genommen. Schwer vorzustellen, dass sie und Roberta Price einander nicht kennen.«

»Eine Apothekerin in Monck's Pharmacy. Das ist eine kleine Apotheke. Inhaber ist Herbert Monck.« Offenbar hat Benton noch während des Telefonats Roberta Prices Namen recherchiert.

»Jaime hat auch dort eingekauft. Allerdings steht Roberta Prices Name nicht auf ihrem Medikamentendöschen, und ich frage mich nach dem Grund«, entgegne ich.

»Warum? Tut mir leid, jetzt bin ich verwirrt.« Benton klingt, als höre er mir nur mit halbem Ohr zu.

»Es ist nur so ein Gefühl, dass Roberta Price sich stets rar gemacht haben könnte, wenn Jaime Monck's Pharmacy betrat«, erwidere ich. Ich erinnere mich an den Mann im weißen Kittel, der mir das Ibuprofen verkauft und den Namen Robbi erwähnt hat, offenbar eine Person, die gerade noch im Laden gewesen war. »Wahrscheinlich kannst du mir nicht sagen, was für ein Auto Roberta Price fährt und ob es möglicherweise ein schwarzer Mercedes Kombi ist«, meine ich zu Benton.

Eine lange Pause. »Auf sie ist kein Wagen zugelassen, zumindest nicht unter Roberta Price. Vielleicht ja unter einem anderen Namen. Hat Gloria Jordan ihre Medikamente in derselben Apotheke gekauft?«

»Nein, in einer in ihrem Stadtviertel. Damals war es eine Rexall-Filiale, die inzwischen von CVS übernommen wurde.«

»Also könnte Roberta Price kurz nach den Morden die Stelle gewechselt und eine in einer kleineren Apotheke ganz in der Nähe des GPFW gefunden haben«, antwortet Benton, während er jemand anderem mitteilt, dass er gleich da sein wird. »Es gibt keinen vernünftigen Grund, gegen eine Apothekerin zu ermitteln, nur weil sie Rezepte für Gloria Jordan und fürs GPFW eingelöst hat – und vermutlich noch für zehntausend andere Leute in dieser Gegend, Kay. Das heißt aber nicht, dass wir der Sache nicht nachgehen werden.«

»Dass eine Apotheke kein Problem darin sieht, sich an Hinrichtungen im GPFW und vielleicht auch in der Strafanstalt für Männer zu beteiligen, ist ungewöhnlich«, stelle ich fest. »Viele Apotheker verstehen sich nämlich als Fachleute in Sachen medikamentöser Therapie und haben das Wohl des Patienten im Blick. Diesen Patienten umzubringen, passt nicht in ihr Weltbild.«

»Uns verrät es nur, dass Roberta Price entweder keine ethischen Schwierigkeiten mit der Todesstrafe hat oder dass sie sich nur als ausführendes Organ betrachtet.«

»Oder dass sie sogar Spaß daran hat, insbesondere, wenn die Wirkung des Betäubungsmittels nachlässt

oder sonst etwas schiefgeht. Hier in Georgia gab es vor kurzem einen solchen Fall. Der Todeskampf des Verurteilten dauerte doppelt so lang wie gewöhnlich und war sehr qualvoll. Ich frage mich, wer wohl damals das Rezept eingelöst hat.«

»Das werden wir rauskriegen«, erwidert Benton. Allerdings wird er sich sicher nicht sofort darum kümmern.

»Außerdem muss sich jemand mit dem DNA-Labor in Verbindung setzen, das Jaime beauftragt hat«, füge ich hinzu. Es interessiert mich nicht, ob er das wichtig findet oder nicht. Während ich telefoniere, gehe ich zu Colins brummendem Land Rover. »Wahrscheinlich sind sie dort technisch noch nicht auf demselben Stand der Technik wie beim Militär.«

Damit meine ich das Armed Forces DNA Identification Laboratory AFDIL auf dem Luftwaffenstützpunkt Dover, wo die technische Ausstattung als Folge der Herausforderung, die unsere Kriegstoten bedeuten, in neue Dimensionen vorgedrungen ist. Was geschieht, wenn eineiige Zwillinge im selben Kriegsgebiet eingesetzt werden und einer oder beide fallen? Ein gewöhnlicher DNA-Test kann sie nicht voneinander unterscheiden. Ihre Fingerabdrücke würden zwar nicht übereinstimmen, doch vielleicht ist ja von ihren Fingern nichts mehr übrig, was man vergleichen könnte.

»Sprengsätze, grauenhafte Verletzungen. In manchen Fällen ist die Leiche völlig zerfetzt«, ergänze ich. »Es ist schwierig, jemanden zu identifizieren, wenn nichts als ein verschmutzter Blutfleck auf einem Stück Stoff oder ein verkohlter Knochensplitter übrig ist. Ich weiß, dass das AFDIL über die nötige technische Ausstattung verfügt, um epigenetische Phänomene zu analysieren. Methylierung und histone Acetylierung machen DNA-Vergleiche möglich, die bei herkömmlichen Methoden undenkbar sind.«

»Und warum sollte das hier notwendig sein?«

»Weil eineiige Zwillinge mit einer identischen DNA geboren werden. Ältere Zwillinge weisen in ihrem Genom deutliche Unterschiede auf, wenn man die technischen Möglichkeiten besitzt, danach zu suchen. Je länger ein Zwillingspaar getrennt voneinander verbringt, desto größer werden diese Unterschiede. Die DNA bestimmt die Persönlichkeit, und irgendwann beeinflusst die Persönlichkeit dann die DNA«, erkläre ich, während ich die Beifahrertür öffne. Aus dem Gebläse weht mir heiße Luft entgegen.



Der Mann, der an die Tür kommt, ist verschwitzt. Die Venen an seinem gewaltigen sonnengebräunten Bizeps treten hervor wie Taue. Offenbar hat er gerade trainiert, als wir unangekündigt bei ihm erschienen sind.

Dass zwei Fremde, einer in Cargohose und einem Polohemd, die andere in khakifarbener Uniform, auf seiner Veranda stehen, missfällt ihm sichtlich. Der alte Land Rover parkt im Schatten einer Eiche neben einem mit Jasmin bewachsenen Rankgerüst, das den Vorgarten vom Nachbargrundstück trennt.

»Entschuldigen Sie die Störung.« Colin zeigt seine Dienstmarke vor. »Wir würden uns freuen, wenn Sie uns ein paar Minuten Ihrer Zeit opfern könnten.«

»Worum geht es?«

» Sind Sie Gabe Mullery?«

»Ist etwas passiert?«

»Wir sind nicht in offizieller Angelegenheit hier, und es ist auch nichts passiert. Aber wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir eine Minute Zeit geben würden, um Ihnen alles zu erklären«, antwortet Colin. »Sind Sie Gabe Mullery, Eigentümer dieses Hauses?«

»Der bin ich.« Er schüttelt uns nicht die Hand. »Und das hier ist mein Haus. Ist meiner Frau etwas zugestoßen?«

»Nein, es hat nichts mit Ihnen oder Ihrer Familie zu tun. Es tut mir leid, wenn wir Ihnen Angst gemacht haben.«

»Mir macht man nicht so leicht Angst. Was wollen Sie also?«

Gabe Mullery ist recht attraktiv und hat dunkles Haar, graue Augen und einen markanten Kiefer. Er trägt eine abgeschnittene Jogginghose und ein weißes T-Shirt mit der Aufschrift *U.S. NAVY NUKE: Wenn ihr mich rennen seht, ist's schon zu spät*. Mit seinem muskulösen Körper blockiert er die Tür und gehört eindeutig nicht zu den Leuten, die sich freuen, unangemeldeten Besuch von Fremden zu bekommen. Ganz gleich aus welchem Grund. Allerdings muss ich mir den Garten ansehen und herausfinden, was Gloria Jordan am Nachmittag des 5. Januar dort gemacht hat.

Ich glaube nicht, dass sie die Büsche gestutzt hat, und möchte in Erfahrung bringen, warum sie früh am nächsten Morgen noch einmal in den Garten zurückgekehrt ist. Möglicherweise in den alten Kartoffelkeller und vielleicht unter Zwang und bei völliger Dunkelheit, und zwar etwa zu dem Zeitpunkt, als sie und ihre Familie ermordet wurden. Inzwischen habe ich ein Szenario im Kopf, das aus meiner Deutung der Beweisstücke abgeleitet ist. Die Informationen, die Lucy mir während der Fahrt hierher gemailt hat, bestätigen meine Vermutung, dass Mrs. Jordan kein unschuldiges Opfer war. Und das ist noch milde ausgedrückt.

Ich habe den Verdacht, dass sie ihrem Mann am Abend des 5. Januar Clonazepam ins Wasserglas getan hat, um sicherzugehen, dass er wirklich tief und fest schlief. Anschließend hat sie unten die Alarmanlage deaktiviert, das Haus verlassen und ihre Familie schutzlos einem Einbruch ausgeliefert, dessen Ausgang sie nicht vorhersehen konnte. Das, was sie vermutlich im Schilde führte, war verwerflich und zudem leichtsinnig, wie so viele Pläne, die unglückliche Menschen aushecken. Menschen, die aus ihrer Ehe ausbrechen wollen und denen jemand eingeredet hat, sie hätten ein Recht darauf, sich das zu nehmen, was sie verdient zu haben glauben.

Sicher war es nicht Gloria Jordans Absicht, ihren Kindern und sich selbst Schaden zuzufügen. Wahrscheinlich wollte sie nicht einmal ihrem Mann Böses, obwohl sie ihn, wie ich annehme, nicht mehr geliebt, wenn nicht sogar gehasst hat. Möglicherweise hatte sie beschlossen, sich von ihm zu trennen, brauchte dazu jedoch eine Geldquelle, um finanziell unabhängig zu sein. Auf den ersten Blick war es ein einfacher Plan, ein Einbruch in einer Januarnacht nach einem gewittrigen, von kühlen Windböen geprägten

Tag. Lucy hat mir von den Witterungsbedingungen zum fraglichen Zeitpunkt berichtet. Bei solch einem Wetter erledigt man keine Gartenarbeit, und außerdem weist nichts darauf hin, dass Mrs. Jordan am Nachmittag vor ihrem Tod auch nur ein einziges Zweiglein oder einen Wasserschössling abgeschnitten hat.

Aber was wollte sie dann bei den zerbröckelnden Mauern und der Erdkuhle, die auf den Fotos für mich wie die Überreste eines jahrhundertealten Kartoffelkellers ausgesehen haben? Hat sie versucht, ihre Komplizin oder Komplizinnen auszutricksen? Es ist eine grausige Ironie des Schicksals, dass sie selbst dann nicht überlebt hätte, wenn sie ehrlich gewesen wäre. Sie hat nicht geahnt, auf was für eine Teufelin sie sich eingelassen hatte, und ihr vertraut. Wahrscheinlich hat sie darauf spekuliert, dass man ein Auge zudrücken würde, wenn der Goldschatz, den sie zu teilen versprochen hatte, plötzlich spurlos verschwunden war. Und so hat sie beschlossen, ihn zu verstecken und für sich zu behalten.

»Hören Sie, ich habe vollstes Verständnis dafür, dass Sie nicht deshalb belästigt werden wollen«, sagt Colin. Wir stehen noch immer auf der glühend heißen Veranda mit den beeindruckenden weißen Säulen und Blick auf den Friedhof aus der Zeit der amerikanischen Revolution. Warme Windböen tragen den Geruch von frisch gemähtem Rasen heran.

»Nicht schon wieder dieser verdamnte Fall«, erwidert Gabe Mullery. »Immer wieder stehen Reporter vor der Tür, aber am schlimmsten sind die Touristen. Die Leute klingeln einfach und wollen herumgeführt werden.«

»Wir sind weder Reporter noch Touristen, noch wollen wir eine Führung.« Colin stellt uns vor und fügt hinzu, ich würde in den nächsten Tagen nach Boston zurückkehren und vorher gern einen Blick auf den Garten hinter dem Haus werfen.

»Ich möchte ja nicht unhöflich sein, aber warum?«, fragt Mullery. Hinter ihm erkenne ich durch die offene Tür die Treppe aus hellem Holz und den Treppenabsatz in der Vorhalle, wo Brenda Jordans Leiche gefunden wurde. »Der Garten ist das Hobby meiner Frau. Sie hat alles in jahrelanger Arbeit komplett verändert. Außerdem hat sie dort ihr Büro. Also ist das, was Sie suchen, sicher nicht mehr da. Ich verstehe den Sinn nicht.«

»Wenn es Sie nicht stört, würde ich trotzdem gern kurz nachschauen«, erwidere ich. »Ich habe einige Informationen neu gesichtet ...«

»Immer wieder dieser Fall.« Er seufzt entnervt. »Ich wusste, dass es ein Fehler war, dieses Haus zu kaufen. Und jetzt wird sie auch noch ausgerechnet an Halloween hingerichtet, verdammt. Am besten fliehen wir an diesem Tag aus der Stadt. Wenn ich könnte, würde ich die Bude verrammeln, die Nationalgarde alarmieren und in Hawaii abwarten, bis alles vorbei ist. Aber gut, meinerwegen.«

Er geht zur Seite und lässt uns herein.

»Dieses verdamnte Haus zu kaufen war eine ganz schlechte Idee«, fährt er gereizt fort. »Ich hätte nicht auf meine Frau hören sollen. Ich habe sie gleich gewarnt, dass wir eine Station auf der Touristenroute sein würden. Allerdings ist sie meistens allein zu Hause. Ich bin fast immer geschäftlich unterwegs. Also sollte sie dort wohnen, wo es ihr gefällt. Das ist schließlich nur fair. Natürlich tut es mir leid, dass Menschen hier gestorben sind, aber tot ist tot. Und ich kann es nicht ertragen, ständig von fremden Leuten belästigt zu werden.«

»Ich kann Sie verstehen«, erwidert Colin.

Wir betreten die imposante Eingangshalle eines Hauses, das mir so vertraut erscheint, als wäre ich schon einmal hier gewesen. Ich stelle mir Gloria Jordan auf der Treppe vor, barfuß und im blaugeblühten Flanellnachthemd, wie sie in die Küche geht und darauf wartet, dass Besuch kommt und die Verschwörung ihren Lauf nimmt. Vielleicht hat sie sich auch in einem anderen Teil des Hauses aufgehalten, als die Glasscheibe zerbrach und eine Hand hineingriff, um den Riegel mit einem Schlüssel zu öffnen, der eigentlich nicht hätte stecken dürfen. Ich habe keine Ahnung, wo sie war, als ihr Mann ermordet wurde, aber auf keinen Fall im Bett. Sie schlief nicht, als siebenundzwanzigmal auf sie

eingestochen wurde und man ihr die Kehle durchgeschnitten hat, ein exzessives Ausagieren von Lust und Wut. Aller Wahrscheinlichkeit nach fand der Angriff in dem Bereich der Vorhalle statt, wo sie barfuß in ihr eigenes Blut und das ihrer ermordeten Tochter getreten ist.

»Sie hören sicher, dass ich nicht von hier bin«, meint Mullery. Anfangs habe ich ihn für einen Engländer gehalten, doch sein Akzent klingt eher australisch. »Sydney, London und dann nach North Carolina, um mich an der Duke University in Tauchmedizin zu spezialisieren. Da ich erst lange nach den Morden nach Savannah kam, haben die Gerüchte über dieses Haus mir nicht viel gesagt. Ansonsten hätte ich es ganz bestimmt nicht besichtigt, als es vor ein paar Jahren zum Verkauf angeboten wurde. Wir haben es uns angeschaut, und bei Robbi war es Liebe auf den ersten Blick.«

*Nicht die Bilderbuchehe, als die sie immer dargestellt wurde*, hat Lucy mir gemailt. Der Anhang enthielt die Informationen, die sie zusammengesucht hat. Sie zeichnen das Bild einer Frau mit einer von selbstzerstörerischen Tendenzen geprägten Vergangenheit. Sie hat Clarence Jordan 1997 geheiratet und unmittelbar danach Zwillinge bekommen, Josh und Brenda. Eine Geschichte wie aus dem Märchen. So muss es zumindest ihrem Umfeld erschienen sein. Dr. Jordan stellte sie im Alter von zwanzig Jahren als Empfangssekretärin in seiner Praxis an. Offenbar haben sie sich in dieser Zeit näher kennengelernt. Vielleicht hat er ja gehofft, ihr helfen zu können, und eine Weile sah es auch danach aus, als hätte sie sich wieder gefangen. Die chaotischen Jahre, in denen sie sich immer wieder in Schwierigkeiten gebracht hatte, schienen hinter ihr zu liegen. Sie hatte keine Inkassounternehmen mehr im Nacken, musste nicht mehr ungedeckte Schecks ausschreiben und alle paar Monate von einer heruntergekommenen Wohnung in die nächste ziehen. Und sie betrank sich nicht mehr in der Öffentlichkeit.

»Kings Bay?« Colin nimmt an, dass Gabe Mullery beruflich mit dem knapp hundertfünfzig Kilometer entfernten Heimathafen der mit Atomwaffen bestückten Trident-II-U-Boote zu tun hat, die zur Atlantikflotte gehören.

»Ich bin Taucher und Sanitätsoffizier der Reserve«, entgegnet er. »Und ich arbeite hier im Regional Hospital. Notfallmedizin.«

Wieder ein Arzt in diesem Haus, denke ich, und ich hoffe, dass er hier glücklicher ist als Clarence Jordan. Vermutlich hatte der alle Hände voll damit zu tun, seine Frau zu bändigen, und das so diskret wie möglich. Sicher hat er sich dabei auf seine langjährige Freundschaft mit dem Vorstandsvorsitzenden des Medienkonsortiums verlassen, zu dem damals die wichtigsten regionalen Zeitungen, TV- und Radiosender gehörten.

Deshalb wurde auch kein Wort darüber berichtet, als Gloria Jordan wieder in ihre alten Verhaltensmuster zurückfiel. Die Serie trauriger und demütigender Ereignisse begann im Januar 2001, als sie wegen Ladendiebstahls verhaftet wurde, weil sie ein teures Kleid unter ihren Sachen versteckt hatte, ohne zuvor die Diebstahlssicherung zu entfernen. Ein Schrei nach Aufmerksamkeit. Vielleicht aber steckten auch hinterhältigere Motive dahinter, wie ich beinahe vermute, seit ich Lucys Mail gelesen habe.

Mrs. Jordan hat sozusagen um sich geschlagen, um ihren Mann zu bestrafen, der sie vernachlässigte und ausgesprochen konservative Vorstellungen hatte, was die Rolle und das Verhalten seiner Frau betraf. Und so hat sie sich gerächt, indem sie seinen Stolz, seine gesellschaftliche Rolle und seine unerträglich hohen Ansprüche unterminierte. Nicht einmal zwei Monate nach dem Ladendiebstahl in der Oglethorpe Mall fuhr sie mit dem Auto gegen einen Baum und wurde wegen Alkohols am Steuer angeklagt. Und vier Monate später, im Juli, rief sie in betrunkenem und aggressivem Zustand die Polizei an und behauptete, bei ihr zu Hause sei eingebrochen worden. Als die Detectives eintrafen, sagte sie aus, die Haushälterin habe Goldmünzen im Wert von mindestens zweihunderttausend Dollar gestohlen, die unter der Dachisolierung auf dem Speicher versteckt gewesen seien. Die Haushälterin kam nie vor Gericht, da Dr. Jordan der Polizei mitteilte, er habe die Münzen, eine Geldanlage, die er schon seit Jahren besäße, anderswo hingeräumt. Sie lägen wohlbehalten im Haus, und nichts fehle.

Doch was wurde zwischen Juli und dem 6. Januar aus dem Gold? Natürlich hätte Dr. Jordan es

verkaufen können, aber der Preis hatte 2001 einen historischen Tiefstand von knapp dreihundert Dollar die Feinunze erreicht. Er hätte mit Sicherheit abgewartet, bis die Preise wieder stiegen, zumal er das Gold bereits seit längerer Zeit besaß. Außerdem weist nichts auf finanzielle Schwierigkeiten hin, denn in seiner Steuererklärung aus dem Jahr 2001 werden Einkünfte und Zinserträge von über einer Million Dollar aufgeführt. Was auch immer aus dem Gold geworden sein mag, jedenfalls ist es offenbar erst nach den Morden verschwunden.

Gloria Jordan hat eindeutig nicht von dem Goldschatz profitiert, obwohl sie es vermutlich war, die ihn am Nachmittag vor ihrer Ermordung an einem anderen Ort versteckt hat. Auch wenn die wahren Ereignisse wahrscheinlich für immer ein Geheimnis bleiben werden, habe ich aus den mir bekannten Tatsachen eine Theorie abgeleitet. Ich denke, sie hat den Einbruch inszeniert, um eine Erklärung für das Fehlen von Gegenständen zu haben, die sie selbst zu stehlen plante. Und dann hat sie sich überlegt, dass sie die Beute nicht mit einer oder mehreren Mitverschwörerinnen würde teilen müssen, wenn sie einfach vorgab, sie nicht finden zu können. Anscheinend habe ihr Mann das Gold schon wieder woanders hingeraäumt. Es täte ihr schrecklich leid, aber schließlich sei es nicht ihre Schuld.

Ich kann mir nur vorstellen, mit welchen Worten sie ihre Komplizin – oder waren sie zu zweit? – empfangen hat. Allerdings hatte sich Mrs. Jordan mit Menschen eingelassen, die so böse, intelligent und grausam waren, wie sie es sich in ihren schlimmsten Alpträumen nicht hat ausmalen können. Ich habe den Verdacht, dass sie in den frühen Morgenstunden des 6. Januar gezwungen worden ist, das Versteck des Goldes preiszugeben. Vielleicht haben die Täterinnen im Garten neben dem alten Kartoffelkeller das erste Mal zugestochen, um Druck auf sie auszuüben. Sie könnte auch vor dem Angriff ins Haus geflohen sein, wo sie schließlich getötet und dann nach oben geschafft wurde, um sie in einer anstößigen Pose neben ihrem ermordeten Mann zu drapieren.

»Also haben wir uns umgeschaut. Das Haus war toll, und ich muss zugeben, dass ich beeindruckt war«, erzählt Gabe Mullery. »Und der Preis war erstaunlich niedrig. Doch als wir hörten, was 2002 hier passiert ist, hat mich das nicht weiter gewundert. Die Vorgeschichte hat mich verständlicherweise nicht gerade begeistert. Aber ich bin Realist und glaube nicht an Karma und irgendwelche Gespenster. Ich habe es nur satt, auf Schritt und Tritt über Touristen zu stolpern, die weder Verstand noch Manieren haben. Mir graut schon vor dem Zirkus, wenn die Hinrichtung stattfindet.«

Es wird keine Hinrichtung geben. Dafür werde ich sorgen.

»Ein echter Jammer, dass der ursprüngliche Termin abgesagt und vom Richter verschoben worden ist. Wir wollen es endlich hinter uns haben, damit Gras über die Sache wächst und das Theater aufhört. Dann wird wohl auch Schluss mit den Schaulustigen sein.«

Ich werde mein Möglichstes tun, damit Lola Daggette den Hinrichtungsraum niemals von innen sieht. Vielleicht kommt ja wirklich der Tag, an dem sie nichts mehr zu fürchten hat. Nicht Tara Grimm, nicht das Wachpersonal im GPFW und auch nicht den *Racheengel*, der will, dass sie den ultimativen Preis bezahlt, und der vielleicht mit Vornamen Roberta heißt. Denn wer kennt sich besser mit Medikamenten und den fatalen Auswirkungen von Mikroben aus als eine Apothekerin, eine hinterhältige Alchemistin?

»Was wollen Sie sich denn anschauen?«, wendet sich Gabe Mullery an mich. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen weiterhelfen kann. Vor uns hatte das Haus noch einen anderen Besitzer. Ich habe keine Ahnung, wie es hier im Einzelnen aussah, als die Familie ermordet wurde.«

Die Küche ist völlig umgestaltet und mit neuen Schränken, modernen Edelstahlgeräten und einem Boden aus schwarzen Granitfliesen ausgestattet. Die Hintertür besteht aus massivem Holz und hat keine Glasscheibe, genau wie Jaime gesagt hat. Ich frage mich, woher sie das wusste, kann es mir jedoch denken. Sie hätte nicht gezögert, hierherzukommen und sich als Touristin auszugeben. Vielleicht hat sie den Mullerys ja auch klipp und klar mitgeteilt, wer sie war und was sie hier wollte. Auf der Arbeitsplatte, und zwar dort, wo kein Platz ist, sich zu setzen, steht ein Laptop. Auf einem Tisch erkenne ich eine drahtlose Tastatur und außerdem Kontakte an allen Fenstern. Offenbar eine hochmoderne

Alarmanlage, zu der sicherlich auch Kameras gehören.

»Eine kluge Entscheidung, dass Sie sich eine gute Alarmanlage angeschafft haben«, meine ich zu Gabe Mullery. »Damit schreckt man neugierige Menschen ab.«

»Meine Alarmanlage nennt sich Browning, neun Millimeter.« Er grinst. »Meine Frau ist diejenige, die auf diesen Technikram steht. Glasbruchsensoren, Bewegungsmelder, Videokameras. Sie ist der Computerfreak in der Familie und befürchtet ständig, die Leute könnten glauben, dass wir Drogen hier haben.«

»Das sind zwei Mythen, die einfach nicht totzukriegen sind«, erwidert Colin. »Ärzte bewahren Drogen zu Hause auf, und außerdem verdienen sie sich dumm und dämlich.«

»Nun, ich bin ständig unterwegs, und sie verkauft von Berufs wegen Medikamente.« Er öffnet die Küchentür, und wir gehen die Steinstufen zu einem schmalen, von Rasen gesäumten Plattenweg hinunter. Vom Wintergarten, der als Fitnessraum eingerichtet ist, weht Musik herüber. Wahrscheinlich hat Gabe Mullery dort trainiert, als wir ankamen. Und davor hat er vermutlich den Rasen gemäht.

Ich erkenne den Boden aus roten Terracottafliesen, auf dem eine Bank und Gestelle mit Hanteln stehen. An der Rückseite des Hauses lehnen zwei Fahrräder mit kleinen Reifen und Alurahmen mit Scharnier. Eines ist rot und hat Sitz und Lenkstange hoch eingestellt, das andere ist silbern und wird vermutlich von einer kleineren Person benutzt. Daneben bemerke ich einen Rasenmäher, einen Rechen und Säcke mit Rasenschnitt.

»Am besten lasse ich sie jetzt allein, damit Sie sich in Ruhe umschauen können«, sagt Mullery. Sein Verhalten verrät mir, dass er unseretwegen nicht die geringsten Bedenken hat und auch nicht ahnt, dass er vielleicht welche haben sollte. »Gartenarbeit ist nicht mein Ding. Das hier ist Robbis Reich«, fügt er hinzu, als interessiere ihn der Garten nicht sonderlich. Es hat sich ohnehin alles hier verändert.

Die Ölweiden, das Gesträuch von damals, die Statuen, der Steingarten und die zerbröckelnden Mauern haben einer Kalksteinterrasse Platz gemacht, die sich meiner Schätzung nach direkt über dem ehemaligen Kartoffelkeller befindet. Dahinter steht ein kleines, hellgelb gestrichenes Nebengebäude mit einem schindelgedeckten Walmdach. Die Lüftungsanlage ist offenbar für den professionellen Einsatz gedacht, und unter der Regenrinne sind kleine Kameras installiert. Bis jetzt habe ich drei Stück ausmachen können. Eine Buchsbaumhecke tarnt eine Klimaanlage und einen kleinen Notstromgenerator. Die Fenster sind mit sturmsicheren Läden versehen, als wappne sich Gabe Mullerys Frau gegen Hurrikans und Stromausfälle und befürchte, dass Unbefugte ihr Grundstück betreten und sie ausspionieren könnten. Das Gebäude ist auf drei Seiten von Sichtschutzblenden umgeben, weiß gestrichenen Rankgerüsten, auf denen scharlachrote Winden und Feuerdorn wachsen.

»Was arbeitet Robbi denn in ihrem Büro?«, frage ich ihren Mann.

»Sie schreibt ihre Dissertation in Pharmazie. Ein Online- Studium.«

»Schatz? Bist du da?« Eine Frauenstimme. Im nächsten Moment biegt sie um die Ecke und geht ruhig, aber zielstrebig nicht auf ihren Mann, sondern auf mich zu.

Sie trägt eine eierschalfarbene Hose und eine fuchsiarote Bluse und hat das Haar zurückgebunden. Es ist nicht Dawn Kincaid, aber sie könnte es sein, wenn Dawn nicht hirntot in Boston liegen würde. Ich erkenne den Baguettering und die große schwarze Armbanduhr. Und sie hat die Augen und den Mund von Jack Fielding.

»Du hast mir gar nicht gesagt, dass wir Besuch bekommen.« Sie fixiert mich mit Jack Fieldings Augen. »Du hast den Rasenschnitt nicht richtig zusammengerechnet«, beklagt sie sich. »Du weißt doch, dass ich das nicht leiden kann. Bitte reche den Rest auch noch weg. Es ist mir egal, ob es angeblich ein guter Dünger ist.«

»Ich war noch nicht fertig. Habe dich nicht so früh zurückerwartet. Ich finde, wir sollten einen Gärtner anstellen.«

»Warum holst du uns nicht Wasser und ein paar von den Keksen, die ich gebacken habe? Ich führe

unsere Besucher herum.«

»Colin? Könnten Sie Benton etwas von mir ausrichten, während ich mir den Garten anschau«?, sage ich zu ihm, wende aber den Blick nicht von ihr ab. Offenbar spürt Colin, dass etwas nicht stimmt.

Ich gebe ihm Bentons Mobilfunknummer.

»Vielleicht erklären Sie ihm, dass er und seine Kollegen sich wirklich ansehen sollten, was Robbi mit ihrem Garten gemacht hat. Sie hat den alten Kartoffelkeller in ein bemerkenswert praktisches Büro verwandelt, wie es mir noch nie untergekommen ist. Robbi ist die Abkürzung für Roberta«, füge ich, an Colin gewandt, hinzu, ohne sie aus den Augen zu lassen.

»Ja, im Garten hinter dem Haus«, spricht Colin leise ins Telefon, nennt jedoch nicht die Adresse. Ich vermute, dass Benton bereits unterwegs ist.

»Das würde ich bei mir zu Hause auch gern machen. Mir ein Büro bauen, das so sicher ist wie Fort Knox, auf einem Stück Land, wo früher vielleicht gestohlenen Gold versteckt war«, sage ich Roberta Price ins Gesicht. »Mit Notstromaggregat, einer guten Lüftungsanlage, Abgeschiedenheit und Überwachungskameras, die ich von meinem Schreibtisch aus kontrollieren kann. Oder noch besser, per Fernbedienung, damit ich immer weiß, wer kommt oder geht«, meine ich zu Roberta, als sich die Küchentür schließt. Ich frage mich, ob Colin bewaffnet ist.

»Price oder Mullery?«, fahre ich fort. »Wahrscheinlich haben Sie den Namen Ihres Mannes angenommen. Dr. und Mrs. Mullery wohnen in einem reizenden denkmalgeschützten Haus, mit dem Sie vermutlich viele Erinnerungen verbinden«, verkünde ich mit versteinelter Miene. Aus der Ferne weht ein lautes Motorengeräusch heran.

Sie macht einen Schritt auf mich zu und hält inne. Ich merke ihr an, dass sie vor Wut kocht, weil ich sie in die Enge getrieben habe. Wieder frage ich mich, ob Colin bewaffnet ist und ob sie eine Pistole trägt. Doch während ich darüber nachgrüble, bereitet es mir die größte Sorge, dass ihr Ehemann mit seiner Browning aus dem Haus gestürmt kommen könnte. Wenn Colin eine Waffe auf Roberta richtet oder sie zu Boden reißt, könnte es sehr gut passieren, dass er erschossen wird. Und ich will auch nicht, dass Colin Gabe Mullery erschießt.

»Wenn Ihr Mann zurück ist«, wende ich mich an sie, während Colin sich nähert, »müssen Sie ihm erklären, dass die Polizei gleich hier sein wird. Das FBI ist bereits unterwegs. Sie möchten doch nicht, dass ihm etwas zustößt, und das wird geschehen, falls Sie etwas Überstürztes tun. Laufen Sie nicht davon. Bleiben Sie ruhig, sonst wird er sich einmischen. Er wird es nicht verstehen.«

»Sie kriegen mich nicht.« Ihre Augen sind glasig, als sie die Hand in ihre Handtasche steckt. Ihr Atem geht schwer wie unter äußerster Anspannung oder als bereite sie sich auf einen Angriff vor. Das Motorengeräusch wird lauter. Es ist ein Motorrad. Im nächsten Moment kommt ihr Mann mit Wasserflaschen und einem Teller aus dem Haus.

»Nehmen Sie die Hand aus der Tasche. Langsam«, weise ich sie an, während das Dröhnen des Motors vor dem Haus verstummt. »Zwingen Sie uns nicht, etwas zu tun, das wir alle bereuen werden.«

»Anscheinend haben wir noch mehr Besuch.« Mit großen Schritten durchquert ihr Mann den Garten mit dem nicht zusammengerechten Rasenschnitt. Als Roberta Price die Hand aus der Tasche zieht, fällt ein Schuss.

Roberta tritt einen Schritt vor und stürzt zu Boden. Blut strömt aus ihrem Kopf. Neben ihr im Gras liegt ein Asthma-Inhalator.

Die Pistole mit beiden Händen umfassend, rennt Lucy durch den Garten und schreit Gabe Mullery an, er solle sich nicht bewegen.

»Ganz langsam hinsetzen.« Lucy zielt weiter auf Gabe, der, starr vor Schreck, in seinem Garten steht.

»Ich muss ihr helfen«, ruft er. »Um Himmels willen, lassen Sie mich ihr helfen!«

»Hinsetzen!«, brüllt Lucy. Ich höre, dass Autotüren zugeschlagen werden. »Die Hände dorthin, wo ich sie sehen kann.«

## Zwei Tage später

Die Glocke im Turm der City Hall mit ihrer goldenen Kuppel schlägt langsam und sonor an diesem dunstigen Unabhängigkeitstag. Eigentlich wollten wir an diesem Montag früh aufbrechen und nach Hause fliegen. Doch inzwischen ist es bereits zwölf Uhr mittags.

An diesem Vormittag ist es im Wohnzimmer unserer Hotelsuite mit der malerischen Aussicht auf Fluss und Hafen zugegangen wie im Taubenschlag. Seit Sonnenaufgang bereiten Benton und ich unsere Rückkehr in den Norden vor und verarbeiten gleichzeitig die permanent eintreffenden Informationen. Bis jetzt wurden die Fakten gut unter Verschluss gehalten, sodass nichts an die Medien durchsickert, während das FBI und das Ministerium für Heimatschutz ihre gründliche Untersuchung fortsetzen, um sicherzugehen, dass nichts, was durch Roberta Prices Hände gegangen ist, seinen Weg in einen Militärstützpunkt, auf einen Zerstörer, in ein vollbesetztes Transportflugzeug, in ein mit Atomwaffen bestücktes U-Boot oder in den Besitz von Soldaten in einem Kriegsgebiet oder anderswo geraten konnte. DNA-Analysen und Fingerabdruckvergleiche haben bestätigt, dass Roberta Price und Dawn Kincaid die zwei Seiten einer Medaille des Bösen sind, eineiige Zwillinge, die getrennt voneinander aufwuchsen, sich später im Leben trafen, einander in ihrem zerstörerischen Tun bestätigten und vielen Menschen den Tod brachten.

Bentons Telefon läutet schon wieder. »Ich kann Ihnen eine Strategie vorschlagen«, teilt Benton dem Anrufer mit. »Gehen Sie davon aus, dass die Täterin sich völlig im Recht fühlt. Sie tut der Welt einen Gefallen, indem sie schlechte Menschen bestraft.«

Mir wird klar, dass er von Tara Grimm spricht, die zwar verhaftet, aber noch keines Verbrechens angeklagt worden ist. Das FBI will eine Abmachung mit ihr treffen und verhandelt mit ihr, damit sie andere Mitarbeiter des GPFW belastet. So zum Beispiel Officer Macon, der ihr dabei geholfen haben könnte, diejenigen Insassinnen zu töten, die es ihrer Ansicht nach verdient hatten. Und dabei hat sie sich zur Komplizin einer teuflisch schlaunen Giftmörderin gemacht, für die das Ganze nicht mehr als eine Fingerübung war.

»Sie müssen an das appellieren, was sie für wahr hält«, spricht Benton ins Telefon. »Dann ist sie davon überzeugt, dass sie nichts falsch gemacht hat. Barrie Lou Rivers eine letzte Zigarette zu geben, deren Filter präpariert ... Ja, ich würde es so direkt ausdrücken, ihr aber auch zu verstehen geben, dass Ihnen klar ist, warum sie glaubt, richtig gehandelt zu haben ... Ja, das ist eine gute Idee. Sie sollte sowieso hingerichtet werden, wäre ohnehin gestorben, ein gnädiger Tod, verglichen mit dem ihrer Opfer, die sie mit Arsen vergiftet hat. Ja, richtig. Eine Botoxzigarette zu rauchen ist zwar kein gnädiger Tod, sondern ein ziemlich grausamer, aber das können Sie ja weglassen.«

Benton trinkt seinen Kaffee aus und blickt hinaus auf den Fluss. »Bestärken Sie sie in dem Bild, das sie von sich hat«, fährt er fort. »Richtig, Sie hätten auch etwas gegen schlechte Menschen und deshalb Verständnis dafür, dass man manchmal versucht ist, selbst für Gerechtigkeit zu sorgen ... Vielleicht wird Tara Grimm, die Sie übrigens mit Direktorin Grimm ansprechen sollten, um ihr zu zeigen, dass Sie ihre Machtposition respektieren ... ganz recht, es geht immer um Macht. Vielleicht wird sie ja gestehen, dass sie die Zigarette oder die Henkersmahlzeit vergiftet hat, allerdings nur, um sicherzugehen, dass Barrie Lou Rivers und all die anderen ihre verdiente Strafe bekamen. Damit ihnen das, was sie ihren Opfern angetan haben, mit gleicher Münze heimgezahlt wurde. Auge um Auge, mit einer kleinen Dreingabe. Sie hat das Messer noch einmal umgedreht, um ihren Standpunkt zu untermauern.«

»Bei Menschen wie ihr muss man ausnutzen, dass sie wirklich glauben, im Recht zu sein«, erklärt Benton an mich gewandt, nachdem er das Telefonat beendet hat. »Man muss ihren Narzissmus bedienen. Tara Grimm hat sich als große Menschenfreundin verkauft, und ihr Gefängnis galt als derart mustergültig, dass sie immer wieder ausgezeichnet wurde. Stellenangebote, Politiker, die sich herumführen ließen.«

»Ja, ich habe die Urkunden an den Wänden gesehen.«

»Am Tag deines Besuchs dort«, antwortet er, »hatten gerade einige Vertreter einer Strafanstalt für Männer in Kalifornien die große Besichtigungstour hinter sich gebracht und haben überlegt, ob sie sie als ersten weiblichen Direktor einstellen sollen.«

»Wäre es nicht Ironie des Schicksals, wenn sie in Haus Bravo landen würde? Vielleicht sogar in Lola Daggettes ehemaliger Zelle?«, frage ich.

»Ich gebe es weiter«, sagt Benton mit sarkastischem Unterton. »Das und Lucys Vorschlag, Gabe Mullery als nächster Angehöriger solle doch entscheiden, ob Dawn Kincaids lebenserhaltende Maschinen abgeschaltet werden.«

»Keine Ahnung, wie es mit ihr weitergeht«, entgegne ich. Gabe Mullery wird ganz sicher nicht derjenige sein, der Dawn Kincaids Stecker zieht.

Offensichtlich hat er wirklich noch nie von ihr gehört und erinnert sich nur vage daran, dass im Zusammenhang mit den Morden in Massachusetts in den Nachrichten ihr Name gefallen ist. Seines Wissens nach ist seine Frau Roberta Price bei einer Familie in Atlanta aufgewachsen, die sie manchmal an Feiertagen besucht haben. Von einer Schwester war ihm nichts bekannt.

»Wahrscheinlich wird sie in eine andere Einrichtung verlegt«, mutmaße ich. »Ein Mündel des Staates und von Beatmungsgeräten am Leben erhalten, bis eines Tages der klinische Tod eintritt.«

»Mehr Rücksicht, als ihre Opfer erfahren haben.«

»Ich mache uns noch einen Kaffee«, schlage ich vor.

Als ich aufstehe, gleitet gerade ein vollbeladenes und von Schleppern gezogenes Containerschiff an unserem Fenster vorbei. In der Kochnische muss ich wieder an den ehemaligen Kartoffelkeller hinter dem reizenden Haus denken, in dem Roberta Price und Dawn Kincaid im Alter von nur zweiundzwanzig Jahren eine ganze Familie ausgelöscht haben. Ich weiß nicht, ob Roberta die Waffe, die bei ihr gefunden wurde, je benutzt hat, ein Klappmesser mit einer siebeneinhalb Zentimeter breiten Klinge und einem gebogenen Heft, dessen Form den seltsamen parallelen Blutergüssen im Fall Jordan entspricht. Allerdings glaube ich, dass es die Spezialität ihrer Zwillingsschwester Dawn war, Menschen zu erstechen. Roberta hat lieber aus der Distanz gemordet. Vermutlich hat sie das Messer als Souvenir oder Symbol all die Jahre aufbewahrt, und zwar in einer Schatulle aus Rosenholz in einem unterirdischen, wunderbar ausgestatteten Raum mit automatisch geregelter Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Belüftung.

In dem umgebauten Kartoffelkeller, erreichbar durch eine unter einem Teppich verborgene Falltür im Büro, befand sich ein bemerkenswertes Arsenal von Billigzigaretten, Fertigmahlzeiten, Injektionsgeräten und anderen Produkten, die Roberta Price manipuliert hat. Das Botulinum-A hat sie in regelmäßigen Abständen bei Herstellern in China geordert, die keine oder nur wenige Fragen stellen. Das Schadstoffbekämpfungskommando hat unter den vielen beängstigenden Dingen auch alte Kuverts und Briefmarken gefunden, deren Rückseite angefeuchtet werden muss, und zwar nicht nur solche mit festlichem Dekor und Sonnenschirmen, allesamt aus einer anderen Zeit und ebenfalls bestellt im Internet.

Ich bin sicher, dass die Mehrheit der Sachen für Strafgefangene bestimmt war. Briefmarken und Papier, ganz gleich welcher Art, sind bei Menschen, die eingesperrt sind und sich verzweifelt nach Kontakt zur Außenwelt sehnen, ein kostbares Gut. Wahrscheinlich werden wir nie erfahren, wie viele Menschen sie getötet hat, und zwar auf eine qualvolle Weise, die einem schweren Asthmaanfall zum Verwechseln ähnelt. Ebenjener Krankheit, an der nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Zwillingsschwester litt, von deren Existenz sie lange nichts geahnt hat. Die beiden Mädchen kamen am 19. April 1979 im Savannah Community Hospital nur wenige Kilometer vom GPFW entfernt zur Welt, wurden sofort nach der Geburt getrennt und erfuhren erst kurz nach dem 11. September 2001 voneinander, als Dawn sich auf die Suche nach ihren leiblichen Eltern machte und dabei herausfand, dass sie eine Zwillingsschwester hatte.

Im Dezember 2001 begegneten sie sich zum ersten Mal in Savannah, beide geschlagen mit etwas, das Benton als schwere Persönlichkeitsstörung bezeichnet. Soziopathisch, sadistisch und gewalttätig veranlagt



und gleichzeitig hochbegabt, hatten sie im Leben Entscheidungen getroffen, die sich auf unheimliche Weise ähnelten. Während sich Dawn Kincaid nach ihrem College-Abschluss in einem Anwerbebüro der Air Force vorstellte, um sich zu verpflichten und Spezialistin für Sicherheitsfragen und Medizintechnik zu werden, informierte sich ihre Zwillingsschwester Tausende von Kilometern weiter östlich über naturwissenschaftliche Studiengänge bei der Navy.

Völlig unabhängig voneinander und an gegenüberliegenden Enden des Kontinents wurden Roberta und Dawn wegen ihres Asthmas abgelehnt und schrieben sich danach für ein Master-Studium ein. Dawn belegte Materialkunde in Berkeley, während Roberta das College of Pharmacy in Athens, Georgia, besuchte. Im Jahr 2001 trat sie dann die Stelle im Drugstore Rexall, ganz in der Nähe der Jordans, an. An Wochendenden und Feiertagen engagierte sie sich in der Methadonabgabe im Wohnheim Liberty Halfway House, wo sie vermutlich Lola Daggette, eine Heroinsüchtige auf Entzug, kennenlernte.

Lolas jüngste Aussagen in Gegenwart von Ermittlern decken sich mit dem, was sie auch Jaime berichtet hat. Sie hatte keine Ahnung, was in den frühen Morgenstunden des 6. Januar, einem Sonntag, geschehen war, als Roberta Dienst in der Krankenstation hatte, die sich zufällig auf derselben Etage wie Lolas Zimmer befand. Außerdem waren die Bewohnerzimmer nicht abschließbar.

Deshalb war es ein Kinderspiel, einer intellektuell stark eingeschränkten Drogensüchtigen, die ihre Aggressionen nicht im Griff hatte, eine Straftat unterzuschieben. Obwohl die genauen Ereignisse nicht mehr zu rekonstruieren sind, geht man davon aus, dass Roberta irgendwann Lolas Zimmer betreten und eine Cordhose, einen Rollkragenpulli und eine Windjacke aus dem Schrank genommen hat, die sie oder Dawn dann während der Morde trugen. Anschließend kehrte Roberta in Lolas Zimmer zurück, während diese schlief, und ließ die blutige Kleidung auf dem Fußboden im Bad zurück. Um acht gab sie dann in der Krankenstation das Methadon aus.

»Der Tod ist eine sehr persönliche und einsame Angelegenheit, auf die niemand wirklich vorbereitet ist, ganz gleich, wie sehr wir uns auch das Gegenteil einreden«, sage ich zu Benton, als ich mit meinem Kaffee wieder Platz nehme. »Deshalb ist es für Marino im Moment einfacher, sich mit Sorgen um Lucy zu zermürben.«

»Er verhandelt noch mit dem Schicksal«, erwidere ich, als es an der Tür läutet. Es ist Colin mit einem Gepäckwagen, den wir nicht brauchen, weil Lucy unser Gepäck schon mitgenommen hat, um es in den Helikopter zu laden.

»Es klingt aus dem Munde eines Rednecks vielleicht seltsam«, meint Colin, während er den leeren Gepäckwagen zum Lift schiebt. »Aber ich habe mich inzwischen wirklich an Ihre Gegenwart gewöhnt.«

»Hoffentlich bringen wir bei unserem nächsten Besuch bessere Nachrichten«, antworte ich.

»Das tut ihr Yankees nie. Ihr habt aus unseren Kirchenglocken Kanonenkugeln gegossen, unsere Plantagen angezündet und unsere Züge in die Luft gesprengt. Wir machen einen kleinen Umweg und fahren zum Savannah Community Hospital anstatt zum Flughafen. Dort und in Hunter herrscht höchste Sicherheitsstufe. Offenbar werden sogar Flugzeuge auf der Rampe kontrolliert, und da Lucy das bereits hinter sich hat, will sie endlich los. Sie hat mich angewiesen, ihr Bescheid zu geben, wenn wir kurz vor dem Ziel sind. Am Krankenhaus wollte sie nicht warten, um keinem Krankentransport Platz machen zu müssen. Das ist zwar im Savannah Community Hospital nicht wahrscheinlich, aber Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste.«

Wir steigen in den Aufzug. Die Glaskabine gleitet nach unten und vorbei an den mit Ranken bewachsenen Balkonen. Ich denke an die Insassinnen, die im Gefängnisgarten arbeiten und die Windhunde spazierenführen. Alle sind sie Schatten ihres früheren Selbst, Täterinnen und Opfer, die weggesperrt worden sind. Und zwar an einen Ort, der als heimliche Todesfabrik diente. Ich stelle mir Kathleen Lawlers und Jack Fieldings erste Begegnung in einem Heim für schwererziehbare Jugendliche vor, ein Kennenlernen, das eine Kette von Ereignissen ausgelöst hat. Es hat Leben verändert und zerstört. Einschließlich die der beiden Beteiligten.

»Wenn Sie Karten für die Bruins oder, noch besser, die Red Sox auftreiben können, besuche ich Sie vielleicht bald«, sagt Colin.

»Falls Sie je daran denken sollten, Georgia zu verlassen ...« Wir durchqueren die Vorhalle und treten in schwüle Hitze und sengenden Wind hinaus.

»Ich bin nicht auf Jobsuche«, entgegnet er, als wir in den Land Rover steigen.

»Sie sind im CFC immer willkommen«, erwidere ich. »Wir haben im Norden auch gute Barbershop-Quartette. Außerdem scheint die Heizung bei dieser Kiste prima zu funktionieren«, füge ich hinzu, als er das Gebläse einschaltet. »Sicher würde sie auch wunderbar mit Schneeverwehungen, Blizzards und Eisregen zurechtkommen.«

Ich rufe Marino an. Am Geräusch erkenne ich, dass er noch im Auto sitzt und vermutlich nach Charleston fährt.

»Wo bist du?«, frage ich.

»Etwa dreißig Minuten südlich«, antwortet er. Er klingt bedrückt, vielleicht auch traurig.

»Wir müssten gegen zwei in Charleston landen. Ich möchte, dass du dann da bist.«

»Ich weiß nicht ...«

»Aber ich weiß es, Marino. Wir werden den 4. Juli oben im Norden bei einem späten Abendessen feiern und die Hunde von der Hundesitterin holen. Wir alle zusammen«, entgegne ich, als das alte Krankenhaus in Sicht kommt.

Im Savannah Community Hospital, das kurz nach dem Bürgerkrieg eröffnet wurde, hat Kathleen Lawler vor dreiunddreißig Jahren ihre Zwillinge zur Welt gebracht. Es ist ein weiß abgesetztes Gebäude aus rotem Backstein, das zwar sämtliche medizinischen Fachbereiche abdeckt, aber keine Notaufnahme hat. Deshalb landen nur noch selten Helikopter hier. Der Hubschrauberlandeplatz ist eine kleine Wiese, auf der eine ziemlich verschlissene orangefarbene Windhose steht. Ringsherum ragen Bäume in den Himmel. Sie knacken und schwanken, als sich dröhnend der schwarze Bell 407 nähert und elegant auf den hinteren Kanten seiner Kufen aufsetzt.

Wegen des Lärms der Rotoren müssen wir schreien, um uns von Colin zu verabschieden. Dann nehme ich auf dem linken vorderen Sitz Platz, Benton steigt hinten ein, wir schnallen uns an und setzen Kopfhörer auf.

»Ziemlich eng hier«, meine ich zu Lucy, die schwarz gekleidet ist und die Instrumente überprüft. Sie ist in ihrem Element, denn am wohlsten fühlt sie sich, wenn sie der Schwerkraft trotzen und Hindernisse überwinden kann.

»Bei diesen alten Kästen sparen sie sich meistens die Mühe, die Bäume zurechtzustutzen«, hallt ihre Stimme durch den Kopfhörer, während ich spüre, wie wir immer leichter werden und abheben. Bald liegt das Krankenhaus weit unter uns.

Colin, der uns nachwinkt, wird auf dem Boden immer kleiner, als wir uns hoch über die Bäume erheben. Dann fliegen wir los und steuern auf die Gebäude und Dachfirste der Altstadt zu. Unter uns schlängelt sich der Fluss, dem wir zum Meer folgen, erst in nordöstliche Richtung, wo Charleston liegt, und anschließend nach Hause.

# Dank

Mein Dank gilt dem Navy and Marine Corps Public Health Center und Dr. Marcella Fierro, Dr. Jamie Downs und den anderen Experten, die mir bei meinen Recherchen eine große Hilfe waren, sowie Stephen Braga, der so freundlich war, sein Wissen zum Thema Strafrecht mit mir zu teilen.

Wie immer danke ich Dr. Staci Gruber für ihre unglaublichen technischen Fähigkeiten und Kenntnisse, ihre Geduld und ihre aufmunternden Worte.

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
*Red Mist* im Verlag G. P. Putnam's Sons, New York.

1. Auflage 2012

Copyright © 2011 by CEI Enterprises, Inc.

Copyright für die deutschsprachige Ausgabe

© 2012 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

[www.hoca.de](http://www.hoca.de)

Covergestaltung: katrinsteigenberger.de

E-Book-Umsetzung: Jouve

ISBN 978-3-455-81054-7



HOFFMANN  
UNDCAMPE

---

*Ein Unternehmen der*  
GANSKE VERLAGSGRUPPE